



A. ROSLER
BUCHBINDEEI
Merkurstrasse 4-5
ZÜRICH 7

Der Riesendamm

MOD 1486152 am

843.9
BEN

Der Riesendamm

Roman

von

Pierre Benoit

*

Der moderne Roman



Kurt Ehrlich, Verlag / Berlin SW 61

Berechtigte Übersetzung

von

N. Collin

Copyright 1925 by Kurt Ehrlich, Verlag
Berlin SW 61

Die Umschlagzeichnung ist von G. Schmedes, Breslau,
die Einbandzeichnung von Conny, Berlin

Druck: C. G. Röder G. m. b. H., Leipzig

„Wahrlich,
es ist völlig unmoralisch, daß,
während wir das zitternde Irland
in unserer Gewalt halten und
jeden Augenblick bereit sind,
seinen Treueid zu verwerfen,
wir Österreich zwingen,
seine rechtmäßigen Besitzungen
aufzugeben...“ Victoria I.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Einleitung	7
Erstes Kapitel. Wohin das Studium des Mingrelischen führt	16
Zweites Kapitel. Herr Térence	42
Drittes Kapitel. Auf den Landstraßen von Kerry	61
Viertes Kapitel. Kendale	88
Fünftes Kapitel. Kendale (Fortsetzung)	114
Sechstes Kapitel. Das Kropotkinzimmer	143
Siebentes Kapitel. Noch acht Tage	171
Achtes Kapitel. Man ißt bei Dorian Gray Abendbrot	197
Neuntes Kapitel. Ypern auf der Liffey	231
Zehntes Kapitel. Der Riesendamm	258
Epilog	281

Einleitung.

Es war an einem Septembernachmittag 1894, als ich mich mit meiner Großmutter in der Glasgalerie des Kurhauses von Aix-les-Bains befand, um einer Vorstellung des Kasperletheaters beizuwohnen.

Die Kinder, die zur Zeit dort gewesen sind, werden sich erinnern, daß man damals zwanzig Tage hintereinander eine Revue spielte, die „Der Teufel in Aix-les-Bains“ hieß.

Der Tag, von dem ich spreche, war schön und warm. Während die Marionette, die einen Kurgast, eine Dame, spielte, gerade die Verse:

„Bevor es spät ist, laßt uns pflücken
Das Alpenveilchen, welch Entzücken“

sagte, die ich seitdem nie vergessen habe, trat ein kleines Mädchen in die Galerie.

Ich hatte meine Mütze auf einen Stuhl neben mich gelegt, und obgleich noch andere Stühle frei waren, kam das kleine Mädchen direkt auf mich zu.

„Gehört Ihnen die Mütze?“

„Ja“, murmelte ich errötend und nahm mein Eigentum an mich.

Meine Großmutter hatte sich vorgeneigt und musterte die soeben Gekommene mit strenger Verwunderung. Aber das Mädchen beachtete sie gar nicht. Kasperle und der Teufel traten jetzt auf, und die Dame, welche die Marionette darstellte, ergriff entsetzt die Flucht. Die Kinder

quietschten vor Freude. Aber das Lachen des kleinen Mädchens war so wohlklingend, daß alle erwachsenen Zuschauer sich nach ihr umwandten. Ich fühlte mich etwas geniert, neben jemand zu sitzen, der sich so auffallend benahm.

Nach fünf Minuten lachte sie nicht mehr. Vorsichtig wagte ich einen Seitenblick und sah, wie sie gähnte.

Bald darauf zog sie mich am Ärmel.

„Es ist hier langweilig. Kommen Sie, wir wollen im Park spielen.“

„Ich bin mit meiner Großmutter hier“, flüsterte ich.

„Schön, fragen Sie sie um Erlaubnis.“

Ich brachte keinen Ton hervor. Sie neigte sich vor.

„Erlauben Sie, gnädige Frau, daß er mit mir in den Park spielen geht?“

Ich fühlte, daß ein solches Benehmen meiner Großmutter wenig gefallen, und sie die Erlaubnis verweigern würde. Zu meinem großen Erstaunen aber willigte sie ein.

„Unter der Bedingung, daß Ihr nicht ans Wasser geht.“

„Natürlich“, sagte das kleine Teufelchen. „Es ist aber übrigens nicht sehr tief. Aber Sie haben mein Wort. Los, kommen Sie“, sagte sie und wandte sich zu mir.

Ich folgte ihr. Es war auch Zeit; da das Gespräch laut geführt worden war, begannen die Zuschauer zu protestieren.

Nach einer Viertelstunde warf meine Begleiterin Federbälle und Raketts auf die Erde.

„Ich bin müde“, sagte sie, „kommen Sie, setzen Sie sich zu mir auf die Bank dort. Aber gucken Sie mich doch an.“

Ich gehorchte. Übrigens hatte ich auf diesen Befehl gar nicht gewartet, und weil ich es schon verschiedene Male vorher getan hatte, hatte ich sogar versäumt, den Federball aufzufangen.

„Wie finden Sie mich?“

„Sehr hübsch“, flüsterte ich und senkte den Kopf.

„Wirklich?“

„Ganz bestimmt.“

„So, weshalb gucken Sie mich also nicht an? Sehen Sie mal, so.“

Sie legte ihren Daumen unter mein Kinn und hob meinen Kopf in die Höhe.

Es war ein großes ungefähr vierzehnjähriges Mädchen, etwas tolpatschig, mit dunklem Teint und schwarzen Augen, und ihre Haare hatten jenen kupferfarbenen Schimmer, der in England mit „auburn“ bezeichnet wird.

Ich habe sie nur immer in sehr einfachen Leinenkleidern mit großen Matrosenkragen gesehen, und ihre Röcke waren stets so kurz, daß die nackten Knie hervorsahen.

Sie hielt mein Kinn noch immer hoch. Als meine Blicke die ihren trafen, ließ sie mich los.

„Wie heißen Sie?“

„François Gérard.“

„Und weiter?“

„Weiter nichts.“

„Das sind Ihre Vornamen, wie ist Ihr Familienname?“

„Gérard. François ist mein Vorname, Gérard ist mein Familienname.“

„Ach“, sagte sie nachdenklich.

„Und wie heißen Sie denn?“ fragte ich schüchtern.

Sie zog aus einer großen Tasche ihrer Bluse Verschiedenes heraus, eine Börse, eine Pfeife und dann eine Briefftasche, die in der Hand dieses Backfischchens einen merkwürdigen Eindruck machte.

Sie öffnete die Briefftasche, nahm eine Karte heraus, die sie mir feierlich hinhielt. Ich hatte den unbestimmten Verdacht, daß wenn sie auch nicht absichtlich nach meinem Namen gefragt hatte, um sich aufzuspielen, es

ihr doch keineswegs unangenehm war, diese kleine Szene herbeigeführt zu haben.

„Nehmen Sie“, sagte sie.

Die Karte, die mit einer winzigen Krone geschmückt war, trug die Worte:

Antiope d'Antrim.

„Gefällt Ihnen mein Name?“ fragte sie.

Ich war etwas erstaunt und verbarg dieses Erstaunen hinter einer Frage.

„Sind Sie nicht Französin?“

„Nein“, erwiderte sie trocken.

Wir schwiegen, und ich gab ihr die Karte zurück.

„Behalten Sie sie, sie ist dazu da, um behalten zu werden“, sagte sie. „Stecken Sie sie in Ihre Briefftasche.“

„Nämlich...“

„Haben Sie keine Briefftasche? Ein Mann muß eine Briefftasche haben. Ich würde Ihnen ja meine geben, aber mein Monogramm ist darauf. Stecken Sie meine Karte in Ihr Täschchen, da hinter das kleine Taschentuch.“

Sie fragte noch weiter:

„Wie alt sind Sie?“

„Ich bin dreizehn geworden.“

„Gerade so alt wie ich. Dann sind Sie also 1881 geboren?“

„Ja, am 16. Juli.“

„So, da bin ich älter als Sie. Ich bin am 24. April geboren.“

Und als ob etwas Wichtiges wäre, wiederholte sie:

„Am 24. April 1881.“

Wir blieben einige Augenblicke zusammen, ohne ein Wort zu sprechen.

Plötzlich stand sie auf und rief:

„Da ist Papa.“

Ein von einem Diener geschobener Krankenstuhl näherte sich. Ein Mann saß darin, und aus den wollenen Decken sah der Oberkörper hervor. Nur das Gesicht lebte. Der Körper schien durch Rheumatismus fast völlig gelähmt zu sein.

Ich sah, wie meine Gefährtin ihrem Vater ihre Stirn hinhielt, auf die er lächelnd einen Kuß drückte. Sie sprach von mir und zeigte auf mich, aber ich war zu weit entfernt, um ihre Worte verstehen zu können. Das Wägelchen setzte sich wieder in Bewegung. Als der Kranke an mir vorbeigefahren wurde, lächelte er mir zu.

„Auf morgen, François“, sagte das Mädelchen. „Ich freue mich so. Papa hat erlaubt, daß wir uns duzen.“

„Na, deine kleine Freundin läßt sich nicht verblüffen“, sagte meine Großmutter, die mir nachgekommen war.

„Was sind ihre Eltern?“

„Ihr Vater ist Rheumatiker.“

„Hast du ihn gesehen?“

„Ja, er hat mir guten Tag gesagt.“

„Und ihre Mutter?“

„Die habe ich nicht gesehen.“

„Natürlich. Armes Mädel. Die wird sicher auch die Tochter eines geschiedenen Mannes sein. Was anderes ist hier ja gar nicht.“

„Vielleicht ist ihre Mutter tot“, warf ich ein.

„Vielleicht. Jedenfalls wollen wir aber von hier fortgehen. Es ist viel zu frisch für dich.“

Wir verließen den Park gerade, als die Leute, die von der Vorstellung kamen, hineinströmten. Nach und nach flammte in den Schaufenstern der Läden das Licht auf. In der Kurhausstraße blieb ich vor einem Schaufenster stehen.

„Großmutter!“

„Na, was gibt's?“
„Ich möchte eine Brieftasche haben.“
„Eine Brieftasche?“
„Männer müssen Brieftaschen haben.“
„In deinem Alter eine Brieftasche?“
Sie hatte einen schnellen Blick auf die ausgezeichneten Preise geworfen.

„Auf keinen Fall eine von diesen hier. Ich kann aber den Saffianlederbezug meines Meßbuches abnehmen, und den werde ich dir schenken. Innen ist sogar ein kleines Portemonnaie.“

Am nächsten Morgen war ich pünktlich zu unserem Rendezvous erschienen. Antiope kam mit nicht zu großer Verspätung an.

„Was ist mit der Brieftasche?“ fragte sie fast sofort.

„Die habe ich“, erwiderte ich triumphierend und zeigte sie ihr.

Ich merkte, daß meine kleine Kameradin durch meinen Eifer, ihr zu gefallen, sich sehr geschmeichelt fühlte. Aber sie wollte es nicht zeigen.

„Sie ist nicht sehr hübsch“, sagte sie mit einer Grimasse.

Als sie mein enttäuschtes Gesicht sah, wollte sie ihren Fehler wieder gut machen.

„Ach, es ist ja ein Portemonnaie darin, und meine hat keins. So ein Portemonnaie ist was sehr Praktisches.“

Sie fügte hinzu:

„Darf ich mal sehen, was darin ist?“

In dem Portemonnaie lagen zwei Frankstücke.

„Willst du mir eins davon schenken?“ fragte das kleine Mädchen mit geheimnisvoller Miene.

„Beide, wenn du willst“, antwortete ich, aber eigentlich war ich etwas erstaunt.

„Das ist nett von dir“, sagte sie und fiel mir um den Hals.

Aber gleich wurde sie wieder gesetzt.
„Ich muß dir das erklären. Du kannst dir wohl denken, daß es nicht für mich ist.“

Sie zog aus ihrer Brieftasche, deren Pracht mir in diesem Augenblicke wieder bewußt wurde, einen großen Bogen Papier, den sie langsam auseinanderfaltete. Ich sah Reihen mit Namen und Zahlen.

„Es handelt sich um ein Werk, für das ich mich interessiere“, sagte sie.

Sie hatte einen Bleistift genommen.

„Da siehst du, ich schreibe in die letzte Reihe: François Gérard... ein Frank. Jetzt schreibe ich mit dem Bleistift. Aber heute abend ziehe ich es in meinem Zimmer mit Tinte nach.“

Als ich zehn Tage später mit meinen Verwandten Aix verließ, nahm ich Abschied von Antiope. Obgleich wir uns das Versprechen gegeben hatten, einander zu schreiben, war es uns beiden schwer ums Herz.

„Ich möchte ein Andenken von dir haben“, flüsterte ich.

Sie suchte in ihrer Tasche. Die große Brieftasche war noch immer darin. Sie nahm ein Heiligenbild daraus und reichte es mir.

„Das ist eins der Bilder, die ich zu meiner Einsegnung bekommen habe“, sagte sie.

Und sie küßte mich.

Abends wollte ich im Eisenbahnwagen, in dem ich saß, bei dem flackernden Schein des Nachtlichts das Bild noch einmal betrachten, das mir meine kleine Freundin geschenkt hatte.

Es war irgendein Bild. Aber auf der Rückseite stand ein ziemlich langer englischer Satz.

Niemand bei mir zu Hause konnte Englisch, und so mußte ich es bis zur Rückkehr ins Gymnasium auf-

schieben, was leider auch nicht zu lange auf sich warten ließ.

Noch am selben Abend als wir ins Lyzeum zurückkehrten, suchte ich im Arbeitszimmer einen Jungen auf, von dem man mir erzählt hatte, daß er sehr gut Englisch könne. Mit Gönnermiene nahm er das Bild und versuchte, den Text, als er ihn das erstemal las, zu übersetzen.

Aber so leicht ging das doch nicht. Er runzelte die Stirn.

„Laß es mir“, sagte er. „Ich gebe es dir nachher wieder.“

Er hielt Wort. Nach einer Stunde brachte er mir mein kostbares Bild wieder. Auf ein quadratförmig liniertes Papier hatte er die Übersetzung geschrieben.

„Da“, sagte er. „Aber ich muß dir sagen, daß dein Text Kauderwelsch ist.“

Ich habe mir die Übersetzung und das Bild lange aufbewahrt. Als ich nach zehn Jahren eines Tages in meinen Papieren Ordnung machte und alles Überflüssige vernichtete, zerriß ich Bild und Übersetzung. Antiope war in meiner Erinnerung nur noch ein ferner Schemen. Sie hatte auf meine beiden Briefe nicht geantwortet, und ein drittesmal hatte ich nicht mehr geschrieben. Es ist mir aber häufig passiert, derartig intensiv an sie zu denken, wie es einem nur bei Menschen geht, die man ganz bestimmt wiederzusehen hofft. In solchen Momenten sagte ich mir die seltsamen Worte, die auf der Rückseite des Einsegnungsbildes meiner kleinen Freundin standen. Ich wiederholte sie mir dann in einer Erregung, die durch das Unverständliche gesteigert wurde. Sie ist nicht mit dem Gefühl vergleichbar, das mich heute abend erfaßt, als ich diese selben Worte, die für mich so lange mysteriös waren, gleichsam zur Erhellung zu Beginn der nachfolgenden Seiten setzen will:

„Es ist am Montag des heiligen Ostertages des Jahres 1152, daß Devorgilla, Antrim's Tochter und Frau von Turnan O'Ruarc das Verbrechen beging, als sie gerade ihr siebentes Lustrum vollendete. Wenn eine Tochter der Antrim's am Ostermontag wieder ihr siebentes Lustrum vollendet: alsdann wird an jenem Tage Devorgillas Schuld gesühnt werden, der Himmel wird von dem Trompetengeschmetter der Befreiung widerhallen, und der Riesendamm wird Zeuge sein von Finn Mac Coul's Sieg und der Flucht des Eindringlings.“

Erstes Kapitel.

Wohin das Studium des Mingrelischen führt.

Am 28. August 1914 mußte ich aus Gründen, die noch in aller Gedächtnis sind, meine Sommerfrische an jenem Tage in einem kleinen Dorfe nahe der Aisne verbringen, anstatt wie ich mir vier Wochen vorher vorgenommen hatte, den August in der Bretagne zu verleben.

Um alles in die Erinnerung zurückzurufen, möchte ich erwähnen, daß die Kämpfe, die sich an jenem Tage und dem darauffolgenden abspielten, später als Guise-Schlacht bezeichnet wurden.

Ich will nun erzählen, wie die Dinge sich für meine nächsten Nachbarn und mich ungefähr abgespielt haben.

Es war um zehn Uhr morgens. Die Sektion lagerte längs einer Böschung. Ich war gerade dabei, mit der Planierschaufel eine Kohlrübe zu zerkleinern, um sie einem jämmerlichen Gaul zu geben, der von einem Lanzenhieb am Hals verwundet worden war, als plötzlich kommandiert wurde: „Feuer“. Es kam einem im Krieg zuerst sehr merkwürdig vor, die während der militärischen Dienstzeit und der Manöver ständig wiederholten Befehle zu hören. Man muß es nachdrücklich betonen: niemand hat in Frankreich ernstlich daran gedacht, daß sie eines Tages gebraucht würden. Man hat uns nachher nachgesagt, daß das wohlüberlegt gewesen wäre.

Das Feld, auf dem wir uns aufstellten (dieser Aufmarsch wäre bei den gewöhnlichen Manövern drei- oder

viermal wiederholt worden), dieses Feld also hatte Kornblumen, Mohn und große zertretene Grasflächen. Eine Wachtel flog vor mir auf. Vor drei Tagen hatte die Jagd begonnen. Ganz in der Ferne, fünfhundert Meter weit, lag gegenüber von uns eine mit Pappeln umsäumte Landstraße, auf der ein französischer Motorradfahrer wild dahinjagte. Ich erinnere mich, daß ich mir dachte: „Hier liegt doch sicher ein Irrtum vor. Weshalb müssen wir uns gegen eine Landstraße richten, auf der ein französischer Motorradfahrer ist...“

Dann Schlag auf Schlag bewiesen mir Schrapnellhagel, daß unsere unsichtbaren Führer da unten hinter uns wohl ihre Gründe gehabt hatten, uns nach jener Seite zu dirigieren.

Nach dem Klosterleben ist zweifellos der Krieg die beste Schule der Demut. Ich möchte bemerken, daß ich erst später, als ich im Lazarett lag, zu dieser Überzeugung gelangt bin. Momentan lag ich aber bewußtlos auf dem Gesicht auf der feuchten, schwarzen Erde.

Als ich zu mir gekommen war und den Kopf etwas aufrichtete, legte ich mich schleunigst wieder flach auf den Boden. Um mich herum klangen rauhe Befehle. Die Deutschen rückten auf dem Felde vor. Mehrere Male fühlte ich, daß ich gestreift wurde. In meinen Ohren dröhnte das Knallen der Schüsse. Ich wagte einen Blick und bemerkte zwei Feldgraue neben mir, es waren die ersten, die ich so in der Nähe sah. Es war ein großer und ein kleiner. Die helle Haut an ihren Schläfen war mit Schweiß und Staub bedeckt. Sie keuchten. Aufs Geratewohl, den Gewehrkolben gegen die Brust gedrückt, gaben sie beide einen Schuß ab, dann wurden sie durch einen anderen Schuß vorwärts geschleudert. Ich sah sie nicht mehr. Ich fühlte darauf einen heftigen Stoß im

Nacken. Irgendeiner der Neuvordringenden mußte mir einen Fußtritt versetzt haben. Ich wurde wieder ohnmächtig.

Erst viel später, in der Nacht, kam ich zu mir, als ich in einem französischen Krankenwagen lag. Sodann erfuhr ich auch, daß mein Regiment einen Gegenangriff gemacht hatte, und ich infolgedessen fortgetragen werden konnte. Da mich wahrscheinlich eine Kugel in den Nacken getroffen hatte, sollte ich nach dem nächsten geräumten Bahnhof transportiert werden. Und so geschah es.

*

Meine Wunde hatte mir eigentlich nur geringe Schmerzen verursacht. Als ich im Lazarett zu Lyon lag, wohin ich zufällig durch den Lazarettzug geraten war, hörte ich zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß sie nicht ungefährlich war.

Die neben dem Halswirbel tief eingedrungene Schrapnellkugel konnte nicht entfernt werden. Eine partielle Lähmung des Genickes war die Folge, die mich auch jetzt noch zwingt, mich vollständig herumzudrehen, wenn ich wissen will, was hinter mir geschieht. Im Januar 1915 wurde ich zum Hilfsdienst beordert und als Verwaltungsschreiber zur Erledigung unwesentlicher Arbeiten in dem Bureau des Generalstabes der vierzehnten Sektion an- gestellt.

Lyon ist eine Stadt, die einem Etappensoldaten wenig Verkehr bietet, wenn er nicht mit den Bekanntschaften, die ihm die Kaserne gibt, vorliebnimmt.

Nach einigen erfolglosen Versuchen fand ich mich damit ab, die zahlreichen freien Stunden, die mir mein Dienst ließ, nur der Arbeit zu widmen.

Arbeit, ist leicht gesagt. Aber woran arbeiten? Glücklicherweise habe ich über diesen schwierigen Punkt so

meine Gedanken, die ich als ganz vernünftig zu bezeichnen wage.

Ein zeitgenössischer Schriftsteller, der auf die intellektuelle Bildung meiner Generation einen bedeutenden Einfluß hatte, sagte irgendwo sehr zutreffend: „Junge Leute, ihr werdet nichts leisten, solange nicht jeder von euch ein Spezialfach ergreift.“

Um so der langen Weile zu entgehen und nicht über mein körperliches Gebrechen zu grübeln, dann nicht die Feindseligkeit dieser mir unbekanntem Stadt zu fühlen, und um die trüben, flüchtigen Minuten in einen künftigen Schatz umzuwandeln, mußte ich mir ein Spezialfach suchen. Aber was für eins? Wegen eines guten Handbuches von Lecoy de la Marche, das ich in einem Antiquariat gekauft hatte, dachte ich einen Augenblick daran, die Siegelkunde zu wählen. Aber der etwas staubige Charakter dieser Wissenschaft stieß mich ab. Ich konnte weder ein praktisches noch ein ideales Ergebnis voraussehen. Aber am Sonnabend, den 13. März, erzitterte mein Herz von großer Freude. Ich hatte gefunden.

Ich war an jenem Tage nachmittags in der Bibliothek der philosophischen Fakultät gewesen und hatte unentschlossen im Katalog geblättert.

Als es um vier Uhr in Strömen regnete, war meine Wahl getroffen. Um fünf Uhr ging ich fort und trug drei Bände unter meinem Mantel: die Einführung in die Sprachwissenschaft von Pozzi, die Sprachwissenschaft von Hovelaque und „Die Philologie der sechs hauptsächlich kaukasischen Dialekte“ von meinem berühmten Namensvetter Ferdinand Gérard, Professor am Collège de France.

Mein Entschluß stand jetzt fest: ich würde mir als Spezialfach das Studium der mingrelischen Sprache erwählen.

Es war dunkel. Ein kalter Wind peitschte graue

Wellen auf der Rhone. Über den Platz des Cordeliers kam ich in die Republikstraße und hatte Lust, bevor ich in mein ungemütliches Zimmer in die Salastraße heimkehrte, mir noch eine kleine Erholung zu gönnen. Ich setzte mich auf die Terrasse eines Cafés. Ich war der einzige Gast. Brummend brachte mir ein Kellner irgendeinen Schnaps. Die Laternen warfen einen gelben Schein auf das nasse Trottoir. Es waren eine Menge Leute auf der Straße, die unter einem Wald von Regenschirmen aneinander vorbeigingen und sich mit diesen häßlichen schwarzen Pilzen stießen. Ach! Welch trostloser Abend, so ganz einsam und verlassen! So mancher hat sich schon um weniger das Leben genommen. Ich jedoch, als ich die drei Bücher mit dem schweinsledernen Rücken unter meinem Mantel fühlte, war glücklich.

Es ist allgemein bekannt (obgleich ich es bis heute morgen, Sonnabend, den 13. März 1915, noch nicht wußte), daß die Sprachen der Menschen in drei Klassen zerfallen: die einsilbigen oder isolierenden Sprachen, die flektierenden Sprachen, die wiederum in arische oder indo-europäische und semitische Sprachen eingeteilt werden, ferner die agglutinierenden Sprachen.

Die agglutinierenden Sprachen werden in Afrika, Amerika, Australien und in den unkultiviertesten Teilen Europas, die sich an der asiatischen Grenze befinden, gesprochen. A priori beschloß ich, eine agglutinierende Sprache zu lernen. An diesem selben Nachmittag, am dreizehnten März, schwankte ich immer noch: die in Sibirien gesprochene Sprache „Youkaghir“ reizte mich, aber ebenso „Innuit“, die Sprache der Eskimos. Aber das waren doch wirklich überspannte Ideen. Ein Spezialfach erwählen ist nicht gleichbedeutend mit etwas Überflüssigem. Im Gegenteil, es stellt das höchste Maß an Bereitwillig-

willigkeit an jemand, sobald an seine Dienstleistungen appelliert wird. In Anbetracht der politischen Umstände, in denen wir uns Anfang des Frühjahrs 1915 befanden, wäre das Studium von „Innuit“ oder „Youkaghir“ aller Wahrscheinlichkeit nach zwecklos gewesen. Von den kaukasischen Dialekten hingegen war etwas zu erhoffen, da sie, wie allgemein bekannt ist, eine der wichtigsten Kategorien der agglutinierenden Sprachen bilden. Kaukasien dehnt sich auf beiden Seiten Rußlands aus, an der Türkei und Persien. Rußland war mit uns verbündet, die Türkei war unser Feind und Persien neutral . . . das wäre also ein gutes und praktisches Spezialfach.

Geographisch sind die sechs kaukasischen Dialekte in zwei Gruppen geteilt: im Norden der lesghische und der tscherkessische, im Süden der georgische, der souanische, der lazische und der mingrelische. Diese sechs Dialekte haben das Vigesimalssystem gemeinsam und eine Phonetik, die ebenso reich an Konsonanten wie sie arm an Vokalen ist. Wenn ich unter diesen sechs Dialekten den mingrelischen wählte, so war es um des Wortes selbst willen, dessen suggestive Kraft unleugbar ist, und außerdem hatte ich bei einem Streifzug in einem antiken Atlas entdeckt, daß das heutige Mingrelien das einstige Kolchis war. Die Vorteile einer solchen Wahl sind augenscheinlich. Romantismus und Klassizismus. Euripides und Kallipolis. Die Argonauten und die Janitscharen, und vor allem und weshalb diesen so einzigen Dialog verschweigen:

Pharnaces: So könnt Ihr Euch in Kolchis erklären.

Xiphares: Ich kann's in Kolchis und laß mir's hier nicht wehren.

Aber das wäre alles nur eine schöne Unterhaltung gewesen, wenn ich in der Bibliothek der philosophischen Fakultät nicht ein Werk über die mingrelische Sprache entdeckt hätte. Zuerst verlor ich mal eine Stunde Zeit

damit. Mir waren wohl die schönen keltischen Studien bekannt, die Ferdinand Gérard, der glorreiche Nebenbuhler von Arbois de Jubainville, von Joseph Loth und von Dottin, gemacht hatte, aber ich wußte nicht, daß er sich auch den asiatischen Sprachen gewidmet hatte. Der lebenswürdige Bibliothekar der Fakultät machte mich darauf aufmerksam und wollte mir das Werk, von dem ich vorhin schon gesprochen hatte, anvertrauen, ebenso Werke von Pozzi und Hovelaque, die mir durch nützliche allgemeine Erläuterungen das Eindringen in die so fürchterlichen technischen Arbeiten erleichtern sollten.

Später mußte ich mir auf meine Kosten englische und deutsche Werke verschaffen (ich möchte hiermit bemerken, daß ich jetzt diese beiden Sprachen geläufig spreche), durch die ich in meinen mingrelischen Studien vorwärtskam. Es war noch kein Jahr vergangen, da hatte ich die Gewißheit, daß es mir durch anhaltende Arbeit gelungen war, diesen Dialekt gründlich zu beherrschen. Was mir ganz einfach fehlte und mir übrigens bis zum heutigen Tage noch immer abgeht, ist die Gelegenheit, die Richtigkeit meiner Wissenschaft festzustellen. Wenn mir jetzt irgendein Spaßvogel versichern würde, daß das Mingrelische eine Erfindung von Philologen und Sprachforschern ist, könnte ich ihm durch kein tatsächliches Argument beweisen, daß er mich verulkte. Jedenfalls hatte ich persönlich das erreicht, was ich wollte. Die Fortsetzung dieser Erzählung wird sogar beweisen, daß ich in gewisser Beziehung über dieses Ziel hinausgekommen bin.

*

An einem Februartage 1916 arbeitete ich wie gewöhnlich in der Bibliothek der philosophischen Fakultät, als mein Freund, der Bibliothekar, eintrat. Er unterhielt sich

mit einem Herrn, der einen dunklen Schnurrbart hatte, und stellte mir dann diesen Herrn vor.

Es war der Professor Germain Martin von der juristischen Fakultät in Montpellier. Er war reizend.

„Mingrelisch! Donnerwetter nicht noch mal!“ sagte er, als er hörte, mit welchen Studien ich mich beschäftigte. „Und Sie glauben, daß Sie Ihr Mingrelisch zu irgend etwas benutzen können?“ fügte er hinzu mit diesem Sinn für das Praktische, der sich bei den französischen Universitätslehrern immer mehr und mehr ausprägt.

„Als ich mich vor einem Jahr an die Arbeit machte, glaubte ich kaum daran“, erwiderte ich. „Aber nach der Wendung, welche die Ereignisse jetzt nehmen, bin ich nicht mehr derselben Ansicht. Die Russen haben eben Erzerum eingenommen, Trapezunt werden sie bald in ihrer Gewalt haben. Es ist da mit einer Politik des Schwarzen Meeres zu rechnen. Mein Mingrelisch kommt mir nicht mehr so lächerlich vor.“

„Natürlich, natürlich“, sagte Germain Martin. Er strich sich nachdenklich das Kinn.

„Sie machen Hilfsdienst in Lyon?“ fragte er mich. „Ich bin im Sekretariat der vierzehnten Sektion des Generalstabes“, sagte ich bescheiden.

„Und möchten Sie gern hierbleiben? Ich meine, fesselt Sie hier besonders etwas in Lyon?“

„Ach gar nichts“, entfuhr es mir so schnell, daß ich es sofort bedauerte, als ich den leisen Vorwurf in den guten kurzsichtigen Augen meines Freundes, des Bibliothekars, las.

„Also,“ fuhr Germain Martin fort, „es würde Ihnen vielleicht Freude machen, nach Paris versetzt zu werden?“

„Nach Paris“, sagte ich.

„Herr Gérard hat die Versetzung nach Paris dreimal beantragt“, sagte mein Freund, der Bibliothekar, „aber

jedesmal ohne Erfolg... Ach, Herr Germain, wenn Sie das erreichen könnten..."

„Das kann ich“, sagte der Professor. „Haben Sie vielleicht von dem Pressehaus sprechen hören, meine Herren?“

„Jawohl“, sagte der Bibliothekar. „Das Pressehaus ist ein Institut, das auf Veranlassung des Auswärtigen Amtes geschaffen worden ist, um in Paris alle Informations- und Propagandadienste zu konzentrieren, die dazu dienen sollen, die nichtkriegführenden Nationen davon zu überzeugen, daß wir für das Recht und die Freiheit der Völker kämpfen.“

„Ach“, meinte ich. „Sind sie noch nicht alle davon überzeugt?“

„Noch nicht.“

„Na um so besser, wenn dieser Mangel an Überzeugung mir dazu verhilft, nach Paris zu kommen. Glauben Sie wirklich, Herr Professor, daß eine Aussicht für mich besteht, dorthin zu gelangen?“

„Sie werden nicht mehr daran zweifeln, wenn ich kurz die Funktionen des Hauses erklärt habe“, sagte der Professor. „Ich selber gehöre diesem Dienst an, der mit ‚diplomatische Information‘ bezeichnet wird. Er wird darum so genannt, weil er dazu da ist, alle Dokumente zu vereinigen, die geeignet sind, diejenigen Männer aufzuklären, denen die schwere Aufgabe obliegt, unsere äußere Politik zu leiten. Neben Beamten, die wie ich wirtschaftlicher Fragen wegen diese Dokumente studieren müssen, gibt es andere, die beauftragt sind, sie zu übersetzen. Sie verstehen wohl jetzt?“

„Ich fange an.“

„Das Institut besteht erst seit vierzehn Tagen. Sie können sich vorstellen, daß wir Übersetzer genug für die Hauptsprachen wie Englisch, Deutsch usw. haben. Professor Legras von der philosophischen Fakultät in Dijon

ist unser russischer Übersetzer. Aber für die kaukasischen Dialekte, besonders für den mingrelischen, würde ich mich sehr wundern..."

„Ich auch“, konnte ich mich nicht enthalten hinzuzufügen.

„Ich empfehle Ihnen Herrn Gérard“, sagte mein Freund, der Bibliothekar. „Es ist notwendig, daß er nach Paris geht.“

„Ich selbst bin morgen abend dort“, sagte Germain Martin. „Übermorgen spreche ich mit den Herren vom Auswärtigen Amt. Sie werden die nötigen Schritte bei der Militärbehörde vornehmen. Wenn alles so glatt geht, wie ich hoffe, lieber Herr Gérard, werden Sie in acht Tagen von der vierzehnten Sektion in die zweiundzwanzigste versetzt werden, und es wird mir eine große Freude sein, Sie als Kollegen zu haben.“

Darauf verabschiedete sich der liebenswürdige Mann.

„Na, was sagen Sie?“ meinte der Bibliothekar, als sich die Tür geschlossen hatte, „das kann man einen glücklichen Zufall nennen... Sie sehen, durch Arbeit kommt man zu allem.“

„Zu allem“, sagte ich nachdenklich und betrachtete die müden Augen meines bescheidenen Freundes, die vom vielen Arbeiten krank waren. „Ja, zu allem“, wiederholte ich mir selbst, „wenn man versteht, sich die Arbeit zunutze zu machen.“

*

Das verwöhnte Söhnchen des Besitzers einer unserer größten Automobilfirmen, der junge Vincent Laboulbène, hatte in dem Pressehaus den hervorragenden Posten einer Ordonnanz inne. Als ich 1911 in Sissone vier Wochen eingezogen war, hatte ich ihn kennengelernt. Seitdem hatte ich ihn einige Male in Paris getroffen, und immer hatte er mich in seinen ratternden Wagen mit hinein-

genommen und mir so Untergrundbahn und Autobus erspart, die ich für gewöhnlich nicht sehr große Strecken benutzen wollte.

Am ersten Tage meines Dienstes stieß er einen Freudenruf aus, als er mich erkannte:

„Herr François Gérard!“

Sofort zeigte er mir, daß er Takt besaß. Da meine Funktionen hier fast diplomatischer Natur waren, durfte ich zu Hause schlafen und in Zivil gehen. Der junge Laboulbène mußte als einfache Ordonnanz die ruhmlose Uniform eines Soldaten der zweiundzwanzigsten Sektion tragen. Ich brauche wohl nicht zu erwähnen, daß seine graublauem Militärjoppe einen besseren Schnitt hatte als mein Cutaway.

Wenn auch der wirklich nette Vincent Laboulbène, was Bildung anbetraf, eine geradezu verblüffende Unwissenheit zeigte, so wurde er mir doch sehr bald nützlich.

Weiß man, wie die Arbeit einer Behörde in den verschiedenen Zimmern verteilt ist, so ist man nicht mehr weit davon entfernt, das ganze System dieser Behörde zu kennen. Durch den Rahmen kommt man der Sache selbst auf den Grund. Vincent Laboulbène führte mich in diese Wissenschaft ein. Das Pressehaus François-I.-Straße war ein geräumiges und luxuriös eingerichtetes sechsstöckiges Gebäude. Das Bureau der „diplomatischen Information“, in dem ich beschäftigt war, lag in der dritten Etage. Da ich nun noch keine Bekanntschaften hatte, war ich immer vor meinen Kollegen da, die alle bedeutende Persönlichkeiten der Literatur, der Universität und der Journalistik waren. Der junge Laboulbène pflegte mir dann Gesellschaft zu leisten.

„Wie Sie seit Sissonne gealtert haben“, sagte er mir eines Tages mit der Offenheit der Leute, die wegen ihres angeborenen Reichtums niemals ihre Gedanken zu verbergen brauchen.

Das stimmte auch. Durch Unannehmlichkeiten, Sorgen, durch meine Wunde war ich damals sehr gealtert. Mein Haar war an den Schläfen ergraut. Ich sah wie ein Fünf- undvierzigjähriger aus... und selbst darunter gibt es auch noch besser konservierte Leute.

Aber diese Äußerung ärgerte mich doch ein wenig.

„Ich war verwundet“, antwortete ich etwas trocken.

Vincent Laboulbène sah mich mit so demütigen Blicken an, die sogar einen Zollbeamten erweicht hätten. Damit er mir meine Schrofheit verzeihen sollte, fing ich an, mit ihm von den hübschen Stenotypistinnen des Hauses zu sprechen, ein Thema, das ihn sehr interessierte, und er war darin geradezu unerschöpflich, romantische Einzelheiten zu erzählen.

Nachdem er mich in diesen Gegenstand lange auf das genaueste eingeweiht hatte, fügte er hinzu:

„Aber man muß sagen, es ist wirklich famos, daß Sie in Ihrem Alter der einzige hier im Hause sind, der Mingrelisch kann, und der schon so feine Sachen geschrieben hat.“

Ich war sprachlos. Zweifellos wollte die Ordonnanz durch diese Worte seine Ungeschicklichkeit von vorhin wieder gutmachen. Aber schließlich war doch Tatsache, was er sagte. Immerhin, wie konnte jemand, der der Literatur so absolut ahnungslos gegenüberstand wie Vincent Laboulbène, von meinen literarischen Arbeiten etwas wissen. Man wird meine Verwunderung verstehen, wenn ich hinzufüge, daß 1914 die besagten Arbeiten erstens darin bestanden, daß ich zwei dünne Gedichtbändchen, die nicht im Buchhandel erschienen sind, herausgegeben hatte. Ferner hatte ich einige ganz unzusammenhängende Beiträge für eine neue Zeitschrift „Unregelmäßige Sechsecke“ geschrieben, deren Tendenz kubistisch war.

Es schien mir, als ob etwas tief Geheimnisvolles in diesen Raum eindrang. Ich fühlte, wie es geräuschlos

umherschwebte, zwischen den dunklen Eichenmöbeln dahinglitt, die Mappen und die noch von ihren eisernen Hüllen bedeckten Schreibmaschinen streifte.

Jetzt traten aber schon einige der Herren von der „diplomatischen Information“ ins Zimmer, und Vincent Laboulbène zog sich diskret zurück.

Nach dieser Unterhaltung sprach er einige Tage nicht mit mir. Er sah ein wenig verlegen aus und schien mich etwas fragen zu wollen, aber er wagte es offenbar nicht.

Aber eines Tages konnte er sich nicht länger beherrschen. Als ich gerade in den Fahrstuhl steigen wollte, kam er auf mich zu und legte mir mit ängstlicher Ehrerbietung die Hand auf den Arm.

„Herr Gérard, könnte ich Sie wohl einen Augenblick sprechen?“

„Ja, gewiß, kommen Sie mit mir nach oben. Es ist noch niemand im Bureau.“

„Aber... das Militärpersonal darf den Fahrstuhl nicht benutzen.“

„Gehen wir also die Treppe hinauf.“

„Jetzt waren wir im Bureau, und ich fing langsam an, einige Papiere zu ordnen.“

„Wird das Kamel endlich loslegen“, dachte ich ungeduldig.

Schließlich begann er.

„Ich habe Ihnen eine Einladung zu überbringen, Herr Gérard.“

„Eine Einladung?“

„Ja, eine Einladung zum Mittagessen.“

„Nanu,“ sagte ich mir, „um so eine einfache Sache braucht er doch nicht soviel Fisimatenten zu machen.“

Ich befand mich damals noch in einer Zeit, wo eine solche Einladung nicht unangenehm ist, weil sie bei meinem geringen Einkommen eine Ersparnis bedeutete.

„Man lädt mich bei ihm zu Hause ein“, dachte ich.

Tischgast bei Herrn Hilaire Laboulbène, Avenue de Friedland, zu sein, mißfiel mir durchaus nicht.

„Aber sehr gern,“ sagte ich, „danken Sie Ihrem Herrn Vater...“

„Das ist nicht bei meinem Vater, das ist bei einem Freund oder eigentlich bei einem Kunden.“

„Ach“, sagte ich etwas verstimmt.

Der junge Laboulbène faßte sich jetzt ein Herz. Aus meinem verwunderten Ausruf hatte er wohl eine gewisse Kühle herausgehört.

„Ja, es ist ein Freund. Seitdem er weiß, daß Sie hier sind und ich Sie kenne, hat er mich schon zehnmal beauftragt, Sie einzuladen. Er schätzt Ihre Schriften.“

„Ach, er schätzt meine Schriften.“

Mir ging endlich ein Licht auf, aber ich war darum nicht weniger verwundert.

„Schließlich,“ sagte ich mir, „was ist dabei erstaunlich. Von meinen ersten Gedichtbänden habe ich sieben verkauft und zehn von den zweiten. Außerdem hatten die ‚Unregelmäßigen Sechsecke‘ am 1. Juni 1914 fast zweihundert Abonnenten. Ja, was ist dabei erstaunlich!“

Und trotzdem wunderte ich mich doch sehr. Ich versuchte, die Ordonnanz auszufragen. Aber es war mir bald klar, daß ihm meine ästhetischen Leistungen total unbekannt waren.

„Ich weiß nicht, ob ich das kann“, sagte ich, aber ich war fest entschlossen, dieses Rätsel zu lösen.

„Ach, Herr Gérard,“ rief der junge Mann, „wenn Sie die Einladung nicht annehmen, dann denke ich, Sie wollen nicht mit einer Ordonnanz zusammen Mittag essen.“

„Aber reden Sie doch keinen Unsinn. Wann soll also das Mittagessen steigen?“

„Nächsten Mittwoch. Ich werde den Verwaltungs-offizier um Urlaub für den Nachmittag bitten.“

Der Mittwoch war da, und ich hatte aus Vincent Laboulbène nichts Näheres über unseren Gastgeber heraus-holen können. Ich wußte nur, daß er mit Ehrerbietung von mir sprach und vor einem Monat in der Laboulbène-schen Fabrik eine prachtvolles 20-P.S.-Auto mit Innen-steuerung gekauft hatte, das er in kurzer Zeit selber fahren gelernt hatte, trotzdem er alt und sein linker Arm fast völlig gelähmt war.

Vincent Laboulbène hatte ihm selbst den ersten Unter-richt darin erteilt. Darauf hatten sie im Bois de Boulogne in einem wieder eröffneten Café Tee zusammen ge-trunken und von mir gesprochen. Der Alte war in helle Begeisterung geraten bei der Aussicht, einen solchen Menschen wie mich kennenzulernen.

„Der Herr ist wirklich zu gütig“, sagte ich, aber ich war nichtsdestoweniger glücklich, festzustellen, daß trotz der schwierigen Zeiten, die wir durchmachten, das wahre Talent sich schließlich doch immer durchsetzt.

Die ganze Nacht hindurch hatte es geschneit. Es war in jenen grauenvollen Tagen, als die deutsche Offensive gegen Verdun begann. Es schlug zwölf Uhr von der Mont-rougekirche, als das von dem jungen Laboulbène geführte Auto dort vorbeisauste. Wir hatten die François-I.-Straße zehn Minuten vor zwölf verlassen.

„Der Herr ist wirklich zu gütig“, sagte ich jetzt wieder. „Sie müssen mir nun endlich seinen Namen sagen.“

Es war merkwürdig: jedesmal wenn ich im Laufe der Woche diese sehr natürliche Frage an meinen Gefährten stellte, war er mir ausgewichen. Es war ihm klar, daß er nicht länger zögern konnte.

„Er heißt TERENCE.“

„TERENCE?“

„Ja“, sagte Vincent, der gerade in diesem Augenblick das Glück hatte, beinahe mit einem steckengebliebenen Militärlastauto zusammenzufahren.

Als wir an dem Militärauto vorbei waren, fügte er im Vertrauen hinzu:

„Ich muß Ihnen sagen, ich glaube, er ist Ausländer.“

Das Auto fuhr über den Jourdanboulevard nach dem Montsourispark. Von den schwarzen Zweigen der Bäume, die im Winde heftig schaukelten, fiel ein Schneestaub herab. An dem blassen Himmel zeichneten sich die Silhouetten von jämmerlichen aufgeplusterten Spatzen ab.

Rechts an der Ecke bog Vincent in die Nansoutystraße ein und hielt sein Auto vor der Sackgasse des gleichen Namens an.

„Da sind wir.“

Er fragte ein Mädchen, das den Schnee von der Türschwelle wegfegte:

„Hier wohnt doch Herr TERENCE?“

Demnach schien der junge Laboulbène seinen großen Freund noch nie besucht zu haben. Aber ich war noch mehr erstaunt darüber, daß ein Käufer eines 20-P.S.-Laboulbènewagens (55 000 Franken) in einer so schlechten Gegend wohnte.

Ohne meinem Gefährten zu antworten, war das Mädchen ins Haus gegangen. Nach zwei Minuten kam eine alte Frau heraus.

„Haben Sie nach Herrn TERENCE gefragt?“

„Jawohl.“

„Also er hat mich beauftragt, ihn bei den Herren zu entschuldigen und sie zu bitten, sich mit ihm im Restau-rant zum Goldenen Löwen, Avenue de Villiers, zu treffen.“

Das Auto fuhr den Weg, den wir soeben gekommen waren, zurück. Vincent, der wohl glaubte, daß ich ver-ärgert war — und er hatte in dieser Annahme nicht

so unrecht — wagte erst, als wir in der Avenue Latour-Maubourg ankamen, zu sprechen.

„Er lädt uns ins Restaurant ein“, sagte er. „Er wird geglaubt haben, daß er zu beschränkt wohnt, um Sie zu Hause aufzunehmen.“

„Aber das ist ja auch ganz egal.“

„Ganz egal“, wiederholte Laboulbène beruhigt. „Doch bedaure ich eins dabei. Er hatte mir gesagt, daß er einen feinen Burgunder hätte, den wir kosten sollten. Um das Vergnügen sind wir nun gekommen. Denn ich kann mir nicht denken, daß er seinen Wein mitgenommen hat. Ich kenne den Goldenen Löwen. Es ist ein vornehmes Lokal, in das man keine Getränke mitnehmen kann.“

Als wir in das Restaurant der Avenue de Villiers eintraten, merkte ich, daß mein Gefährte etwas nervös war.

„Er ist noch nicht da“, sagte ich mit ironischem Lächeln.

„Aber ich begreife das wirklich nicht... Herr Geschäftsführer, ist hier ein Tisch von einem Herrn auf den Namen Térence bestellt?“

„Für Herrn Térence? Nicht daß ich wüßte.“

Er wandte sich an die Kassiererin.

„Wissen Sie, ob ein Tisch für einen Herrn auf den Namen Térence reserviert worden ist?“

Sie schüttelte verneinend den Kopf.

Vincent war dem Weinen nahe.

„Also“, sagte ich, „wir wollen immer Platz nehmen. Kommt er nicht, essen wir ohne ihn... Ich fange an, Hunger zu verspüren.“

„Es ist mir unverständlich, vollkommen unverständlich“, wiederholte der arme Kerl und drehte seine Mütze zwischen den Fingern.

Er wandte sich noch einmal an das ganze Personal des Restaurants und fragte betrübt:

„Sind Sie alle ganz sicher, daß kein Tisch auf den Namen von Herrn Térence bestellt ist?“

Da hörte man eine hohe Stimme sagen:

„Herr Térence! Wer fragt nach Herrn Térence?“

Eine Tür des Restaurants öffnete sich, und ein winziger Groom in apfelgrüner Livree zeigte sich auf der Schwelle.

Er wiederholte:

„Wer fragt nach Herrn Térence?“

„Ich, ich“, sagte mein Begleiter.

„Wie heißen Sie?“ fragte der Groom mißtrauisch.

„Vincent Laboulbène, Herr Vincent Laboulbène.“

„Also dann ist es für Sie“, sagte der apfelgrüne Knabe und zog aus einer seiner Taschen einen Brief hervor. Mit Würde übergab er ihn dem jungen Laboulbène.

„Du fauler Lümmel“, sagte jetzt der Geschäftsführer, „kannst du nicht hierbleiben, falls die Gäste dich brauchen, anstatt dich in der Küche rumzudrücken. Seit fünf Minuten fragt der Herr hier schon umher.“

„Ist schon gut, ist schon gut“, sagte Vincent, der den Brief überflogen hatte.

„Hier hast du was“, sagte er zu dem Groom.

Laboulbène hatte einen roten Kopf und sah mich etwas verlegen an.

„Nun,“ fragte ich, „kann er nicht kommen? Sollen wir warten?“

„Weder eins noch das andere. Er bittet, ihn zu entschuldigen... ja, ihn zu entschuldigen und ihm den Gefallen zu tun und sich sogleich mit ihm zu treffen...“

„Mit ihm zu treffen, wo denn?“

„Gambettastraße 41.“

Und schleunigst fügte Laboulbène hinzu, wie um sich alles von der Seele zu reden:

„Gambettastraße in Noisy-le-Sec.“

„Nach Noisy-le-Sec,“ rief ich, „nach Noisy-le-Sec! Bei dem Wetter... Und jetzt ist es doch ein Uhr.“

„Es ist erst zwanzig Minuten vor eins“, sagte Vincent.

„Wenn die Herren mir glauben“, begann der Geschäftsführer, „bei der großen Entfernung...“

„Mit meinem Auto dauert es nicht mal eine Viertelstunde“, rief Vincent. „Sie brauchen es sich nur anzugucken, und ich wette, Sie haben noch nicht oft einen solchen Wagen vor Ihrer Tür stehen sehen.“

Um die Unterhaltung abubrechen, sagte ich zu Vincent:

„Ich will also mit Ihnen fahren, aber nicht nach China. Treffen wir den Herrn nicht in Noisy-le-Sec, mache ich Sie darauf aufmerksam, daß ich Sie da sitzenlasse und mit der Elektrischen nach Paris zurückkehre.“

Wie wenig gibt es, die jenen Sühnenerationen angehören, die zwischen 1870 und 1900 geboren wurden, wie wenig gibt es unter diesen Menschen, in deren Herzen nicht ein entsetzliches Echo widerhallt, wenn sie den Namen des unheimlichen Militärbahnhofes Noisy-le-Sec hören!

Wie viele Franzosen, die in den Tod gingen, sind durch diese unheilvolle dunkle Schleuse ihrem unverdienten Schicksal entgegengeführt worden. Als sie noch klein waren, hatte man ihnen in der Schule eine Ära des Glückes und des Friedens versprochen. Und du warst schließlich das Ziel, Noisy-le-Sec! Ach! Auf den Feldern des Gemetzels war das Entsetzen zu groß, um überlegen zu können, der nötige Wille, die Verantwortlichkeit, festzustellen, wurde von den Tränen erstickt. Aber du, Noisy-le-Sec, bist der eigentliche Wallfahrtsort, wo alle die großen Geister hingeführt werden sollten, die großen und die kleinen, die Träumer der Brüderlichkeit

und die tatsächlichen Helfershelfer des Blutbades: „Hier, meine Herren, wollen Sie mir bitte auf den Viadukt folgen, von dem aus Sie auf den Bahnhof sehen können, lehnen Sie sich nur über das Geländer. Er ist zwanzig Meter lang, vielleicht auch etwas weniger. Unter ihm sind während vier Jahren zehn Millionen Männer durchgefahren. Von diesen zehn Millionen sind zwei Millionen verstümmelt und achtzehnhunderttausend tot. — Nieder mit dem Krieg! sagen Sie — — Natürlich... Aber wenn Sie mir schwören, daß Sie sicher sind mit diesem einfachen Schrei: ‚Nieder mit dem Krieg‘, die Millionen von kleinen rosigen Kindern, die jetzt in dem schönen Frankreich groß werden, vor dem Entsetzlichen zu bewahren, in zehn Jahren, vielleicht in fünf Jahren ohne Rückfahrkarte unter diesem widerlichen Viadukt von Noisy-le-Sec durchzufahren, wenn Sie mir schwören können, daß Sie dessen sicher sind, nun dann will ich diesen Schrei: ‚Nieder mit dem Krieg‘, ich schwöre es Ihnen, laut ausstoßen, lauter als Sie, verstehen Sie mich wohl!... Aber meine lieben Freunde, wie ich merke, schweigen Sie.“

Ich fühlte, daß Vincent etwas nervös war, als er das Auto am Bahnhof entlang leitete. Durch das Gitterwerk sah man auf den schwarzen Geleisen die Wagen aneinandergereiht wie einen Rosenkranz. Auf Plattformen erhoben sich die scheußlichen Silhouetten der Kanonen. Die dunklen Wagenplanen waren mit Schnee bedeckt, der schnell schmolz. Das nasse Leder leuchtete. Auf den Bahnsteigen wimmelte es von Truppen.

Vincent Laboulbène war verstummt. Ich fühlte, wie bei diesem Anblick die arme Seele des im Hilfsdienst Beschäftigten, auf die das Rekrutierungsbureau lauerte, erzitterte.

Um das Schweigen zu brechen, fragte ich:

„Kommen wir bald in die Gambettastraße?“

Endlich fanden wir sie. Es war eine jener widerlichen Vorstadtstraßen, in der geschmacklose Häuser zwischen unbebauten Plätzen standen. Aus einem Café heraus hörte man einen Phonographen die Verse aus der Marseillaise spielen:

„Nous entrerons dans la carrière,
Quand nos aînés n'y seront plus.“

„So siehst du aus“, sagte ein Gefreiter, der mit einem Rekruten aus dem Café herauskam.

Sie warfen meinem Autoführer einen bösen Blick zu.

„Na endlich“, murmelte Laboulbène und hielt seinen Wagen vor dem Hause Nummer 41 an.

Er wischte sich den Schweiß von der Stirn und fügte hinzu:

„Es ist aber auch Zeit!“

„Gehen Sie hinein“, sagte ich zu ihm, „und fragen Sie, ob es dieses Mal richtig ist. Bevor ich nicht weiß, ob es stimmt, rühre ich mich nicht. Sonst haben wir wieder Pech.“

Er gehorchte und kam sofort glückstrahlend zurück.

„Hier ist es. Er erwartet uns.“

Das Haus Gambettastraße 41 war ein gewaltiger Wolkenkratzer, von dem aus man das Bahngleise überblicken konnte. Das Gas war auf den dunklen Treppen schon angezündet worden.

„Er wohnt in der fünften Etage“, flüsterte mir Laboulbène zu.

„Ich habe auch gar nichts anderes erwartet“, antwortete ich kratzbürstig.

Von dem Zimmer aus, in das man uns hineinführte, hatte man einen sehr weiten Blick über die schneebedeckte dunkle Landschaft. Zu unseren Füßen lag der

Bahnhof mit seinem Getriebe von Menschen und Maschinen. Alle diejenigen, die durch Noisy-le-Sec durchgefahren sind, werden niemals diese gewaltigen Kuppeln der Lokomotivschuppen vergessen.

„Ist das aber häßlich“, meinte Vincent Laboulbène.

„In der Avenue de Friedland ist es hübscher“, erwiderte ich.

Wir schwiegen aber beide sofort; eine Tür hatte sich geöffnet, und Herr TERENCE trat in das Zimmer.

„Wie kann ich mich bloß bei Ihnen entschuldigen, meine Herren!“

Er wiederholte:

„Wie kann ich mich bloß entschuldigen!“

„Wir haben wirklich schon geglaubt, daß wir Sie überhaupt nicht mehr treffen werden“, sagte Vincent.

Die Stimme des jungen Mannes klang wieder vergnügt und glücklich. Die schlimmen Bilder waren verschwunden.

Er stellte vor:

„Herr Gérard, Herr TERENCE.“

Herr TERENCE nahm meine Hand und drückte sie lange.

Gewöhnlich war das Zimmer wohl hell. Aber an diesem düsteren Wintertag sah man fast nichts mehr. Dann stand Herr TERENCE auch mit dem Rücken am Fenster. Ich konnte nur feststellen, daß er groß war, weiße Haare hatte und eine dunkle Brille trug.

„Ich muß noch einmal um Entschuldigung bitten, Herr Gérard. Nur mein Wunsch, Ihre Bekanntschaft zu machen, ist verantwortlich für die Falle, in die ich Sie hineingelockt habe.“

Er drückte sich in sehr korrektem Französisch aus, jedoch mit einem fremdländischen Akzent, den es nicht möglich war, festzustellen.

„Sie müssen ja vor Hunger umkommen, meine Herren. Wollen Sie bitte hier eintreten.“

Er öffnete die Tür, durch die er eingetreten war. Der junge Laboulbène konnte ein zufriedenes „Ah“ nicht unterdrücken, denn wir waren im Eßzimmer, und der gedeckte Tisch unseres Wirtes stellte uns ein herrliches Mahl in Aussicht.

„Ich verhehle Ihnen nicht“, sagte Vincent und schnallte seinen Säbel ab, „ich fing an, unruhig zu werden. Aber jetzt wird mir wohler.“

Der Greis lächelte.

„Bitte, setzen Sie sich doch, Herr Gérard.“

Ich warf unterdessen einen schnellen Blick auf das Eßzimmer. Die übrigen neuen Möbel hatten nichts Besonderes. Auf dem Tisch stand sehr ordinäres Geschirr. Das Ganze kontrastierte sehr stark mit dem Aussehen des Hausherrn. Ich suchte zwischen dieser Wohnung und seinem Besitzer irgendeine Verbindung zu schaffen. Ich fand keine. An der Wand hing abseits ein Stich, den ich von meinem Platz aus nicht gut erkennen konnte, alles trug hier den Stempel entsetzlichster Banalität.

„Noch etwas Portwein?“ fragte der Greis.

„Ich sage nicht nein“, rief Vincent, „wir haben unterwegs tüchtig gefroren, Herr TERENCE. Wir sind nämlich in offenem Wagen gekommen. Übrigens, sind Sie mit Ihrer Innensteuerung noch immer zufrieden?“

„Entzückt, begeistert“, sagte der Greis.

Aber offenbar schenkte er meinem Begleiter wenig Aufmerksamkeit und folgte meinen Blicken.

„Ein merkwürdiger Stich, nicht wahr, Herr Gérard?“

Er stand auf, nahm das Bild von der Wand und legte es vor mir auf den Tisch.

Es war ein sehr alter Kupferstich, der die Plünderung von Drogheda durch die Söldner Cromwells darstellte. Vorn sah man den „Lord Protector“ in seinem schweren Panzer über dem Waffenrock aus Büffelhaut. Er stand mit einem Stiefel auf der nackten Brust einer er-

schlagenen Frau. Wie eine Legende war unten ein Satz aus dem Briefe zu lesen, den Cromwell bei dieser Gelegenheit an das englische Parlament gerichtet hatte, um seinen Sieg über die Feinde der Religion zu verkünden.

„Es lag uns am Herzen, ein großes Werk zu erfüllen, nicht durch Kraft und Gewalt, sondern durch den Geist Gottes.“

Herr TERENCE lächelte immer noch, als er das Bild wieder anhängte.

„Und jetzt zu Tisch“, sagte er.

Gegen drei Uhr waren wir fast mit dem Mittagessen fertig. In der Unterhaltung, die eine Menge Dinge berührte, waren öfter Pausen eingetreten. Aber zu meinem großen Erstaunen war in keinem Moment die Frage berührt worden, was Herrn TERENCE eigentlich veranlaßt hatte, mich einzuladen. Auch von meinen Gedichten hatte man so wenig gesprochen, als ob sie niemals aus dem Reiche der Schatten hervorgegangen wären, wo unverwirklichte Meisterwerke schmachten.

Als der Kaffee serviert wurde, erhob sich Vincent, der ein wenig zu tief ins Glas geguckt hatte, lebhaft und rief:

„Und jetzt, Herr Gérard, werden Sie etwas zu sehen bekommen.“

„Was wird er zu sehen bekommen?“ fragte Herr TERENCE.

„Sehen ist auch nicht das richtige Wort, ich muß kosten sagen: Herr Gérard soll nun Ihren famosen Burgunder kosten.“

Es ist unmöglich, die Verwirrung zu beschreiben, die sich bei diesen Worten in den Zügen von Herrn TERENCE malte.

„Mein Gott“, rief er aus.

„Was ist los?“ fragte Laboulbène.

„Ich habe ihn vergessen.“

„Sie haben den Burgunder vergessen!“

„Ja, der verwünschte, überstürzte Umzug. Der Wein ist in der Nansoutystraße zurückgeblieben.“

„In der Nansoutystraße, neben dem Montsourispark, das ist eine schöne Sache!“

Verzweifelt schlug der junge Laboulbène die Hände zusammen.

„Aber das ist ja doch ganz unwichtig“, sagte ich.

„Ich bin außer mir, ganz außer mir“, wiederholte Herr Térence.

Vincent Laboulbène war aufgestanden.

„Geben Sie mir meinen Säbel“, sagte er.

Herr Térence reichte ihn ihm.

„Was wollen Sie tun, Vincent?“

Er antwortete nicht.

„Wenn ich nach der Nansoutystraße führe und die Dame, die ich heute morgen gesehen habe, in Ihren Namen bitten würde, mir eine Flasche Ihres Burgunders auszuhändigen, würde sie es tun?“

„Zweifellos“, sagte Herr Térence, „aber das kann ich Ihnen doch nicht zumuten...“

„Das ist ja verrückt“, fügte ich hinzu. „Es sind zwanzig Kilometer und bei diesem Wetter...“

Der etwas angetrunkene Laboulbène schnitt mir großartig das Wort ab.

„Für eine 20-P.S.-Laboulbène gibt es weder schlechtes Wetter noch Entfernungen. Lassen Sie den Kaffee servieren, und in dreiviertel Stunden bin ich mit Ihrem Burgunder wieder hier.“

Wir hörten ihn die Treppe hinunterpoltern. Nach zwei Minuten vernahm man das Ankurbeln des Autos.

Jetzt stand Herr Térence auf. Er ging ans Büfett, nahm eine Flasche heraus und goß zwei Glas ein.

Das war ein Burgunder, wie ich ihn noch nie getrunken hatte.

„Es scheint mir unmöglich“, sagte ich, „daß der Wein, den uns Vincent holen gegangen ist, ebenso gut sein kann wie dieser hier.“

„Es ist derselbe“, sagte Herr Térence.

Und als ich ihn ansah, fügte er die Worte hinzu, die meine Verblüffung noch vermehrten:

„Ich mußte Sie sprechen, Herr Professor, und es gab keine andere Möglichkeit, diesen Dussel für eine Stunde loszuwerden.“

Zweites Kapitel.

Herr Térence.

„Herr Professor.“ Wenn Herr Térence mich so anredete, mit wem glaubte er eigentlich zu sprechen? Der Gedanke blitzte in mir auf, ob nicht irgendeine Verwechslung vorläge. Ich dachte an die grenzenlose Dummheit Laboulbènes, jedoch konnte ich mich nicht entschließen, eine darauf bezügliche Frage an meinen Gastgeber zu richten. Durch den düsteren Winternachmittag war ich von so dumpfer Apathie erfüllt, daß meine ursprüngliche Neugier nach und nach dahinschwand.

Es war kaum drei Uhr, und es begann schon dunkel zu werden. Im Zimmer waren die Möbel allmählich nicht mehr zu erkennen. Herr Térence stand auf, ich glaubte, er wollte eine Lampe anzünden. Aber nein: er ging ans Fenster und öffnete es.

Die kalte Luft drang in das Eßzimmer. Ich folgte Herrn Térence ans Fenster und lehnte mich neben ihm heraus.

Ach! Was bot dieser Winterabend für ein düsteres Bild. Es hatte wieder zu schneien angefangen. Vor uns wirbelten die dichten Flocken herunter, die gelb schimmerten, wenn der Wind sie in den Lichtkreis der Gaslaternen jagte. Unter dem aschfarbenen Himmel waren die Häuser nur noch braune, schwerfällige Vierecke.

Von dem Bahnhof drang ein verworrener, dumpfer Lärm bis zu uns herauf.

Ich merkte, daß Herr Térence die Bahnsteige betrachtete, auf denen es von Soldaten wimmelte, die durch die Entfernung gespensterhaft wirkten. Dieser Anblick fesselte mich dann derartig, daß ich meinen Gefährten fast darüber vergaß.

Die Vorbereitungen für die Abfahrt eines Militärzuges wurden getroffen. Durch das Aufflammen roter und gelblicher Lichter konnte man die Lokomotive erkennen, die schon an der Spitze des Zuges stand. Eine Reihe Waggons waren angekoppelt, dann folgten Viehwagen, Munitionswagen, Plattformwagen, auf denen das Material des Regiments aufgestapelt lag, und zuletzt schlossen sich Personenabteile an, deren Türen geöffnet waren.

Die Beleuchtungskörper auf dem Bahnhofe brannten schon. Aber da ihre oberen Teile dunkel gestrichen waren oder von Reflektoren von Schwarzblech bedeckt, warfen sie zwischen sich und unser Fenster einen breiten, dunklen, flatternden Streifen, über dem wir den Boden und die Bahnsteige des Bahnhofs sehen konnten, alles in fahles, dumpfes Licht getaucht.

In diesem konzentrierten Licht, das wie Rampenlicht wirkte, lag das ganze Bild aufgerollt zu unseren Füßen, so daß uns keine Einzelheit daraus entging.

Graublau Gruppen standen vor den offenen Türen. Als ein kurzes Signal ertönte, sahen wir, wie die Soldaten ihre Tornister und ihre Flinten von Hand zu Hand gehen ließen und dann nacheinander in den Waggons verschwanden... Ach wie oft hatten wir diese Abfahrtsübungen an Regentagen in der Kaserne in den Zimmern auf Holzbänken, welche die Abteile der Eisenbahn darstellten, geprobt! Diese treuherzigen Übungen, die immer von komischen Zwischenfällen begleitet waren und schallendes, kindliches Gelächter hervorriefen...

Wie fürchterlich, diese Übungen, über die man sich einst so lustig gemacht hatte, nun im Ernst ausführen zu müssen...

Bald waren auf dem Bahnsteig nur noch die Offiziere vor den Türen ihrer betreffenden Abteile zu sehen, einige Furiere, die hastig liefen, und der Kommandant des Militärbahnhofes, der in seinem schwarzen Dolman und der Mütze mit dem weißen Streifen unter einer Laterne stand.

Der dumpfe Lärm, der bis jetzt den Bahnhof erfüllt hatte, drang nicht mehr bis zu uns hinauf. Wir hörten nur noch das immer heftigere Schnaufen der Lokomotive.

Ich warf einen verstohlenen Blick auf meinen Gastgeber und sah ihn unverwandt dort hinstarren. Mit bis auf das äußerste gespannter Aufmerksamkeit schien er dieses an und für sich so unbedeutende und doch so großartige Schauspiel zu beobachten.

Ein zweites Signal ertönte, dann gab der Kommandant das Abfahrtszeichen, und die Lokomotive pfiff. Langsam, mit einem Geräusch, als ob Ketten zerrissen würden, setzte sich der Zug schwankend in Bewegung. Wir hörten ihn viel mehr, als daß wir ihn bei uns vorbeirollen sahen... Ach, die Züge von 1914, aus denen Gesang erscholl, die mit Blumen geschmückt waren!

Als der letzte Wagen unter unserem Fenster vorbeigefahren war, blickte ich wieder nach Herrn Térence, ich sah, wie er sich bekreuzigte.

Mein Gefährte streckte die Hand in die Dunkelheit in die Richtung, wo man von dem Zuge nur noch ein fernes Rollen vernahm, das jetzt verstummte.

„Sie werden sterben“, sagte er, wie zu sich selbst sprechend.

Seine Augen wandten sich wieder nach dem Bahnhof, auf dieses schreckliche Sammelbecken, wo eine Menge

graublauer kleiner Gestalten schon wieder hinströmte, in der Erwartung eines neuen Zuges.

„Auch die da werden sterben“, sagte Herr Térence... „Alle werden sterben.“

Und nach einer Minute des Schweigens wiederholte er: „Alle, alle werden sterben... Und warum? Warum?“

Ich hörte seine seltsame Frage kaum. In diesem Augenblick kämpfte eine Welt der widersprechendsten Empfindungen in mir. Eine von ihnen löste sich los und nahm Gestalt an. „Man ergreift“, sagte ich mir, „in Paris überall eine Menge lächerlicher Maßnahmen, um Indiskretionen von Truppenbewegungen zu verhüten. Aber von seinem Fenster aus kann ein Ausländer, vielleicht ein Feind, ruhig Tag und Nacht die Regimenter zählen, die nach Verdun geschickt werden... Ich würde mich sehr wundern, wenn zum Beispiel vom Bahnhof in Mainz...“

Die ersten Worte Herrn Térences bestätigten mir, wie berechtigt meine Betrachtungen waren.

„Seit einigen Tagen habe ich dieses Fenster kaum verlassen, selbst in der Nacht nicht. Ich habe auf diesem Bahnhof alle die gesehen, die man in den Abgrund schickte... Nun, Herr Professor, wundern Sie sich wirklich darüber, wenn ich Ihnen sage, daß ich unter diesen vielen blauen Uniformen nicht eine einzige kakifarbene gesehen habe?“

Er wiederholte:

„Nicht eine einzige kakifarbene.“

Es klopfte mir heftig in den Schläfen. Woraufhin zielte diese Feststellung? Weshalb gebrauchte er immer die seltsame Anrede: Herr Professor?

„Was wollen Sie damit sagen?“ murmelte ich.

Er sah mich eigentümlich an.

„Was ich sagen will? Nichts, was Sie nicht schon wissen, Herr Professor. Es ist schon ganz dunkel. Die

armen Menschen werden heute abend noch viel leiden müssen in dem Schlamm des ‚Toten Mannes‘ und an der Höhe 304.“

Schweigend setzten wir uns wieder an den Tisch. Herr Térence knipste das Licht an. Es wurde hell.

Mein Wirt zog die schweren Gardinen zu, aber er ließ das Fenster offen. Man merkte, daß er keine Unannehmlichkeiten mit der Polizei haben wollte.

„Vincent Laboulbène ist noch nicht zurück“, meinte ich, um etwas zu sagen.

Herr Térence lächelte ironisch.

„Er wird Schwierigkeiten gehabt haben, um von der guten Portierfrau in der Nansoutystraße seinen Burgunder herauszubekommen. Ja, es ist ganz sicher so. Denn die Verspätung ist nicht dem 20-P.S.-Laboulbène zuzuschreiben, das tatsächlich eins der besten heutigen Autos ist.“

Er war in eine dunkle Ecke des Zimmers gegangen und wühlte in einem Haufen von Zeitschriften.

Er kam mit einer Nummer der „Revue des Deux Mondes“ zurück, die er vor mir auf den Tisch legte und mit dem Finger auf das Inhaltsverzeichnis wies.

Gleichzeitig hörte ich, wie er mit veränderter, bewegter und ernster Stimme das einfache Wort „danke“ sagte.

Die Situation wurde immer beunruhigender und seltsamer. Und doch fing ich an zu begreifen. Diese Anrede „Herr Professor...“ In dem Inhaltsverzeichnis, das mir Herr Térence hinhielt, las ich:

„F. Gérard, Professor am Collège de France: Die heroische Geste der irländischen Regimenter in Frankreich, an den Dardanellen und in Serbien.“

„Danke“, wiederholte Herr Térence.

Der Greis stand vor mir.

Er nahm meine Hand und drückte sie.

„Danke, Herr Professor.“

Ich zog die Hand nicht zurück.

Weshalb, warum habe ich nicht, solange es noch Zeit war, ein Wort gesagt, um ein so lächerliches Mißverständnis aufzuklären? Ich habe es niemals recht begreifen können. Noch heute frage ich mich, wie angesichts der rührenden Schlichtheit meines Gastgebers ein anderer den Mut gehabt hätte, ihn zu täuschen.

Was mir an Energie und Kraft übriggeblieben war, das brauchte ich jetzt, um die unbegreifliche Dummheit des jungen Laboulbène zu verwünschen.

Ich brach jedoch das Schweigen, welches das Zimmer erfüllte, um mit unsicherer Stimme zu fragen:

„Sind Sie Irländer, Herr Térence?“

Herrn Térences Lächeln war nicht ohne Ironie.

„Ich dachte, daß Sie es gleich erraten hätten“, sagte er und zeigte auf den Stich an der Wand, der die Plünderung von Drogheda darstellte.

Er nahm die Zeitschrift und blätterte darin.

„Es ist zum erstenmal, Herr Professor, daß der Artikel eines Ausländers der Anstrengung Irlands in diesem Kriege Gerechtigkeit widerfahren läßt. Es war gut, daß diese Dinge gesagt worden sind, weil jetzt andere folgen werden, auf Grund derer man nicht verfehlen wird, uns der Verräterei anzuklagen. Dank sei Ihnen dafür, Herr Professor.“

„Können Sie mir einen Schluck Wasser geben?“ bat ich.

Herr Térence stand auf und goß mir ein Glas Wasser ein. Dann fuhr er unbeirrt in seiner Dankbarkeits-hymne fort:

„Erst seit kurzer Zeit weiß ich, was Professor Gérard in Frankreich, in Europa für ein freies Irland getan hat, auf einem Gebiete, auf dem ich wenig Bescheid weiß.“

Erst seit kurzer Zeit weiß ich, daß seit Bestehen der gälischen Liga Sie durch Ihren großen Einfluß die Bemühungen von Douglas Hyde, David Comyn und des großen Eoin MacNeill unterstützt haben. Dank Ihnen hat die Welt erfahren, daß Irland, das freie Land, eine ihm eigene Sprache hat, und daß, wenn es ein eigenes Heer und eigene Diplomatie fordert, es nur sein Recht verlangt. Ich wiederhole, daß ich kein Gelehrter bin und andere besser dazu geeignet sind als ich, Ihnen über diesen Punkt die Dankbarkeit unseres Vaterlandes auszusprechen. Aber Ihre Wirksamkeit hat sich damit nicht begnügt. Diesen Artikel hier haben Sie zum Gedächtnis der seit August 1914 gefallenen irländischen Soldaten geschrieben. Für diesen Artikel möchte Ihnen nun ein unbekannter Leutnant der ‚Irischen Füsiliere‘ danken.“

„Sie waren Leutnant bei den Irischen Füsiliern?“ sagte ich mit einem Erstaunen, welches durch das hohe Alter meines Gastgebers gerechtfertigt war.

„Am Tage der Kriegserklärung bin ich eingetreten, damals, als ich noch glaubte, daß England sein Wort halten würde, und daß jeder gegen Deutschland abgefeuerte Schuß für die Freiheit unseres Landes abgefeuert war.“

„Und... das glauben Sie nicht mehr?“

„Für wen halten Sie mich?“ sagte Herr Térence lächelnd.

Er überflog weiter die Seiten „meines“ Artikels.

„Aber trotzdem“, murmelte er wieder, „war es doch gut, daß solche Dinge berichtet worden sind.“

Seine Augen leuchteten. Ich sah, wie sich auf seiner blassen Stirn eine Falte zeigte und vertiefte.

„Sebd-ul-Bahr! Am 25. April 1915. Was habe ich seitdem für Entsetzliches gesehen. Aber so etwas wie die Dardanellen doch niemals. Es war am Ausschiffungstage, und natürlich kamen die Irländer zuerst dran. Sowie sie auf den Stegen auftauchten, wurden sie von dem

Feuer der Türken hingemäht. Von den ersten zweihundert Mann — alles Freiwillige, wie Sie so richtig sagten! — wurden hundertneunundvierzig getötet und dreißig verwundet. Die nachfolgenden sprangen ins Wasser, um durch Schwimmen ans Land zu gelangen. Im Wasser jedoch lag unsichtbarer Stacheldraht. Ich sehe noch die Agonie der kakifarbenen Schwimmer, die an den Füßen von unterseeischen Fangeisen gefaßt worden waren. Sie hoben ihre Arme hoch... Sie sind tot, tot... Und warum! Warum!“

Der alte Mann trank jetzt auch ein Glas Wasser.

„Was Ihnen unbekannt ist, Herr Professor, oder was Sie wissen und Ihrer Zensur wegen nicht sagen konnten, ist, daß ein so großer Mut unbekannt geblieben ist. Es ist in England niemals gestattet worden, den Namen der irländischen Helden auszusprechen. Am Abend der Ausschiffung haben die Depeschen des Admirals von Robek die Namen unserer Regimenten verschwiegen... Einundeinhalbes Jahr, Herr Professor, haben wir auf die Ihnen bekannte Weise für den König von England, unseren König von Preußen, gekämpft. Jetzt ist es zu Ende, aber ganz zu Ende. Die kleinen blauen Soldaten, die dort unten auf diesem Bahnhof so eilig laufen, können ihren Höllentanz weiter fortsetzen. Für uns ist es erledigt. Unsere Pflicht ist wo anders.“

„Wo ist sie?“ fragte ich.

„In den irländischen Schützengräben, Herr Professor. Nicht in denen Frankreichs.“

Der eisige Wind blähte die Gardinen am Fenster auf und trug uns einen neuen unheimlichen Trompetenstoß zu.

„Wieder ein Regiment, das abfährt“, sagte der Greis. „Was für ein Elend! Die armen Leute! Ach, wenn sie selbst Sieger sind, wer wird an ihre Opfer am grünen Tisch der Friedenskonferenz denken?“

Er wiederholte:

„Was für ein Elend! Was für ein Elend!“

„Was sollen wir aber denn tun?“ sagte er in einer schmerzlichen Aufwallung.

Er zuckte niedergeschlagen die Achseln.

*

Das verworrene Geräusch dort unten auf dem Bahnhof hatte aufgehört, und Herrn Térences Erregung war auch etwas geringer geworden. Er sprach jetzt mit fast ruhiger Stimme mit mir.

„Ich muß Ihnen die Wahrheit sagen. Die gegenwärtigen tatsächlichen Zustände in Irland stimmen nicht mit dem Schluß Ihres Artikels überein. Sie sagen: ‚Dieses Heldentum beweist, daß Irland endgültig verstanden hat, daß es eine andere Methode, als die der Auflehnung gibt, um die Anerkennung seiner Rechte durchzusetzen. Demnach haben die Mörder von 1882 eine ausdrückliche Verweigerung der Lehnstreue von den Soldaten der Dardanellen und Serbiens erfahren...‘ Das ist falsch, Herr Professor, und ich will es Ihnen auch sofort beweisen... Die Soldaten der Dardanellen und die Mörder aus dem Phönixpark widersetzten sich nicht. Es sind dieselben und von demselben Geist beseelt, dieselben...“

Er stand auf.

„Ich war es, Herr Professor, der am 6. Mai 1882 um zehn Uhr morgens im Phönixpark Lord Frederik Cavendish, Unterstaatssekretär für Irland, erschlug, während meine Gefährten den Staatssekretär Burke töteten. Alles spielte sich unter den Augen des Vizekönigs Lord Spencer ab, der von einem Fenster des Schlosses aus diesem kleinen Zusammenstoß beiwohnte, ohne etwas davon zu verstehen. Dieser Vorfall ist noch nicht vergessen. Sie wissen, mit welcher Schmach die ganze Welt

diese Verfechter der Gerechtigkeit bedeckt hat. Jetzt, dreißig Jahre später, wurde ich nun dafür gelobt, daß ich dazu beigetragen hatte, an den Dardanellen einige Türken vom Leben in den Tod befördert zu haben... Das besagt vom irländischen Standpunkt aus, und er ist der einzige, der für mich in Frage kommt, daß der Mörder dem Soldaten gegenüber recht behält. Es ist nicht meine Schuld, wenn der Engländer so geschaffen ist, aber Sie müssen es ja wissen, Herr Professor, wenn man einen seiner Minister ermordet, hat man mehr Aussicht, in eine erfolgreiche Unterhaltung mit ihm zu gelangen, als wenn man als blöder Sikh- oder Gourkasöldner in seinem Heere dient.“

Er schlug mit seiner linken Faust auf den Tisch, die einen metallenen Klang gab. Ich erinnerte mich jetzt, daß Térence während der Mahlzeit den Handschuh auf dieser Hand behalten hatte.

„Ich habe kein Recht, mich Kriegsbeschädigter zu nennen. Die Kugeln haben mich in den Schützengräben verschont, und ich hatte Muße, dort eine Gewissensprüfung vorzunehmen. Ich habe an unsere Führer im englischen Parlament gedacht, die uns belogen haben, unser Leben aufs Spiel setzten und es für Versprechungen hingaben, von denen keins gehalten worden ist. Man hat unseren Soldaten verweigert, auf ihren Mützen unser nationales Abzeichen tragen zu dürfen, alle unsere Feinde habe ich zu Ehren gelangen sehen, der schlimmste von allen, der Ulsterianer Carson, bekam einen Sitz im Kriegskabinett. Wissen Sie, wer dieser Carson ist, Herr Gérard? Dieser Mann hat im Frühling 1914 den deutschen Kaiser gebeten, ihm Gewehre zu schicken, mit denen wir getötet werden sollten, und hat ihm dafür seine gute Freundschaft versprochen... Was hätten Sie an meiner Stelle getan? Wahrscheinlich dasselbe, was ich tat. Ich habe als Landwirt Urlaub verlangt und bin nach Irland zu-

rückgekehrt. Dort habe ich den einzigen und wahren Kampf wieder aufgenommen, den wir niemals hätten aufgeben dürfen. In einem Scharmützel mit den Soldaten der Krone habe ich mir den Arm gebrochen. Dafür wurde ich wieder einmal zum Tode verurteilt. Ein Auslieferungsbefehl ist gegen mich ausgegeben. Es ist sehr gut möglich, daß ich alter ‚Fenier‘ in acht Tagen im Pentovillegefängnis hänge. Die englische und die französische Polizei lassen mir keinen Moment Ruhe. Sie können sich wohl vorstellen, daß ich nicht aus purem Vergnügen einen Professor vom Collège de France, für den ich doch die größte Hochachtung empfinde, einen ganzen Vormittag quer durch Paris gehetzt habe. Heute nacht schlafe ich nicht hier, Herr Gérard. Sobald ich Ihnen das gesagt habe, was ich wollte, reise ich wieder zurück...“

Wieder ertönte ein Signal von unten. Ein neuer Zug setzte sich in Bewegung.

„Was haben Sie mir denn eigentlich noch zu sagen, außer daß Sie uns verraten?“ rief ich.

Herr Térence rührte sich nicht.

„Herr Professor,“ sagte er mit großer Ruhe, „als Frankreich gegen England kämpfte, waren wir immer an seiner Seite. Wir haben es bei Chateau-Renault, bei Laun, bei Hoche und bei Humbert unterstützt. Es verdankt seinen Sieg bei Fontenoy der irländischen Legion. Sechs Jahrhunderte lang hat ein Franzose niemals Gelegenheit gehabt, uns ‚Verräter‘ zu nennen. Heute sehe ich, daß die Dinge anfangen, sich zu ändern. Aber ist es wirklich unsere Schuld? Unser gemeinsamer Feind ist Ihr Verbündeter geworden. Schön, Sie werden mir sagen, daß Sie zu diesem Bündnis gezwungen waren. Ich will es Ihnen nicht streitig machen, Herr Professor. Wir gehören zu denen, die auf dem Standpunkt stehen, daß es für ein Volk kein schlechtes Bündnis gibt, wenn es sich darum handelt, seine nationale Unabhängigkeit zu wahren

und zu schützen. Wir werden morgen die Verbündeten Deutschlands sein...“

„Deutschlands“, sagte ich.

„Wir werden deshalb doch nicht mehr zu tadeln sein als Frankreich, weil es sich mit England verbündet hat. An und für sich ist das Wort ‚Tadel‘ ein relativer Begriff. Sie müssen mir doch zugeben, Herr Professor, daß bei der Politik, wo einzig und allein Tatsachen gebieten, die moralische Terminologie ebensowenig angewendet werden kann wie bei der Physik oder der Geometrie. Ein Bündnis unmoralisch zu nennen, würde eine ebenso große Dummheit sein, wie das Gravitationsgesetz unmoralisch zu nennen.“

Ich war nur von einem Wort gepackt worden.

„Mit Deutschland“, wiederholte ich noch einmal.

„Das ist doch nur eine Hypothese“, sagte Herr Térence beruhigend. Sie sollte mir nur helfen, Ihnen folgendes zu erklären: Wir zürnen Ihnen nicht, daß Sie, durch die Tatsachen gezwungen, Englands Verbündeter geworden sind. Jedoch glauben wir, daß, was Irland betrifft, Ihnen dieses Bündnis nicht alle die Vorteile gebracht hat, die Sie vielleicht daraus hätten ziehen können.“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Folgendes, Herr Professor: Man versteift sich in diesem Lande darauf, die irländische Frage als einen Gegenstand der Innenpolitik Englands zu betrachten und sieht es infolgedessen als Unmöglichkeit an, zu intervenieren. Zweifellos ist nichts falscher als dieser Standpunkt, und Frankreich hat sich durch nichts mehr schädigen können als durch diese Auffassung. Nun frage ich Sie: Weshalb haben die Diplomaten Ihrer Außenpolitik sich nicht beim englischen Parlament dafür verwendet, daß die uns unterschriebenen Versprechungen auch gehalten werden? Haben denn Ihre Diplomaten beim Zaren nicht

in der Frage der polnischen Unabhängigkeit interveniert? Sie dürfen glauben, daß wir Ihnen dankbar gewesen wären. Aber nein, Sie ignorierten Irland weiter. Heute aber, wo es im Begriff steht, sich aus einem Kampf zurückzuziehen, bei dem es nichts zu gewinnen hat, da fällt Ihnen Irland wieder ein, nur um ihm das Wort ‚Verrat‘ entgegenzuschleudern. Es wäre doch aber so leicht für Sie gewesen, sich Gehör zu verschaffen. Wir sind gewöhnt, mit England Verhandlungen zu pflegen, und haben die Erfahrung gemacht, daß in einem gewissen Tone gemachte Vorstellungen immer angehört werden. Sie hätten die nötigen Mittel dazu gehabt, um sich Gehör zu verschaffen. Wenn Sie es getan hätten, würden Ihre Regimenter vielleicht von diesem entsetzlichen Bahnhof hier nicht allein weggefahren sein. Zweihunderttausend Irländer wären zu Ihrer Hilfe bereit gewesen, anstatt zu Hause zu bleiben und dadurch eine gleiche Anzahl englische Soldaten festzulegen. Unterdessen feierten Sie French wie ein Genie und Kitchener wie einen Retter. Sie haben keine Ahnung davon, daß gerade Kitchener alles ins Werk gesetzt hat, um die irländische Anwerbung zu verhindern. Hören Sie zu: Bei Ausbruch des Krieges hat John Richmond dem englischen Parlament bedingungslos den Dienst von zweihunderttausend Irländern angeboten. Kitchener lehnte eine Diskussion über die Einverleibung der zweihunderttausend Mann ab. Unterdessen warteten Ihre Soldaten in den Schützengräben auf das Eintreffen der englischen Armee, die den Krieg verkürzen sollte. Sie waren etwas erstaunt, als sie erzählen hörten, daß die britischen Offiziere sich mit ihren Familien in Boulogne, Havre und Calais in Villen für drei und sechs Jahre eingemietet hatten. ‚Warum gab Lord Kitchener von Kartoum diese ablehnende Antwort?‘ werden Sie mich fragen. Das kann ich Ihnen erklären: Was für England viel fürchterlicher wäre als

ein deutscher Erfolg, ist die Aussicht, daß hunderttausend Irländer in ihr Vaterland zurückkommen könnten, in der Kriegskunde erfahren und sich ihrer Kraft bewußt... Dann, um den Franzosen nicht so lächerlich frühzeitig zur Hilfe zu kommen, ließ man Franzosen und Deutsche sich einander aufreiben zum großen Nutzen des britischen Reiches... Deshalb, Herr Professor, sehen Sie heute abend nicht eine einzige Kakiuniform zwischen den blauen, die man auf diesem Bahnhof nach Verdun abschickt. Ach! Hinter dem Kriegsrecht verbirgt sich so manches Merkwürdige. Wenn Ihre Regierung sich ein Vergnügen daraus macht, sollen die französischen Soldaten nur weiter die Rolle der Soldaten der Zivilisation spielen. Aber die unseren, Herr Professor, muß ich Ihnen leider wiederholen, ziehen nicht mehr ins Feld. Sie haben von jetzt ab ein anderes Ziel: die Soldaten Irlands zu sein.“

*

„Darf ich Sie fragen,“ sagte ich, weil ich gern das Thema wechseln wollte, bei dem ich mich entsetzlich unbehaglich fühlte, „darf ich Sie fragen, wie Sie auf den Gedanken gekommen sind, sich an den jungen Laboulbène zu wenden, um...“

„Um Sie hierherzubringen?“ sagte lächelnd Herr Térance. „Das ist ganz einfach. Ich hatte den Auftrag erhalten, Beziehungen mit Ihnen anzuknüpfen. Verschiedene Male hatte ich schon versucht, Sie im Collège de France zu treffen, aber Sie hatten Ihre Vorlesungen für das Wintersemester beendet. Da ich Sie nicht gern in Ihrer Wohnung aufsuchen, Ihnen aber noch weniger schreiben wollte, hätte ich aber doch schließlich zu einer dieser beiden Lösungen greifen müssen. Aber gerade zur selben Zeit machte ich durch den Kauf des Autos die Bekanntschaft Vincent Laboulbènes. Man muß ihm

die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er weder sehr diskret noch sehr mißtrauisch ist. Er sprach von Ihnen wie von einem sehr guten Freund. Zuerst glaubte ich noch nicht, daß der Zufall mir so günstig sein könne. Ich zweifelte daran, daß Sie wirklich der von mir Gesuchte wären. Da aber erfuhr ich, daß Sie im Pressehaus die mingrelischen Dokumente übersetzten. Jetzt glaube ich natürlich an keinen Irrtum mehr. Es gibt wohl nicht zwei Personen in Frankreich, die beide Gérard heißen und Mingrelisch können.“

Durch ein so unwiderlegbares Argument überzeugt, senkte ich den Kopf.

„Sie sagten mir, Sie wären beauftragt worden...“

„In Beziehungen zu Ihnen zu treten, und Sie können sich wohl denken, nicht allein darum, Sie meinen Burgunder kosten zu lassen. Das würde eine seltsame Art sein, Ihnen zu beweisen, wie wir anfangen wollen, unsere Pläne zu verwirklichen.“

Er zog seine Uhr heraus.

„Zum Teufel auch! Unser junger Freund muß jeden Augenblick zurückkommen. Ich habe gerade noch Zeit, Sie über meinen Auftrag zu unterrichten.“

Mit ebenso ruhiger Stimme, wie Herr TERENCE vorhin die Vorteile des 20-P.S.-Laboulbèneautos gelobt hatte, setzte er mir jetzt folgendes auseinander:

„Heute haben wir den achten März, Herr Professor, und ich habe die Ehre, Ihnen mitzuteilen, daß in einem Monat, ungefähr am zwanzigsten April, Irland sich gegen England erheben wird, oder um mich genauer auszudrücken, es ihm den Krieg erklären wird.“

„Nach der soeben stattgehabten Unterhaltung überrascht mich diese vertrauliche Mitteilung nicht sehr“, sagte ich und nahm mich gleichfalls auf das äußerste zusammen, um ruhig zu erscheinen.

„Selbstverständlich“, sagte Herr TERENCE. „Ich wollte nur noch ein genaues Datum angeben, was ich ja soeben getan habe.“

„Was würden Sie sagen“, rief ich, „wenn ich nun sofort ins Kriegsministerium oder ins Auswärtige Amt ginge, um dort unsere Unterhaltung so genau wie möglich wiederzugeben?“

Herr TERENCE zuckte nicht mit der Wimper.

„Zweifellos wäre das eine Art von Pflichtauffassung. Ich verstehe Ihre Bedenken. Aber vielleicht kann ich dazu beitragen, Sie zu beruhigen, wenn ich Ihnen jetzt auseinandersetze, was darauf erfolgen würde?“

„Ihre sofortige Verhaftung.“

„Das würde mir nicht zum erstenmal passieren, und das wäre auch ganz bedeutungslos. Das einzig Wichtige ist der Erfolg unserer Pläne, und Sie würden sie durch Ihre Handlungsweise auch nicht um ein Jota ändern.“

„Wieso denn?“

„Ach, das ist sehr einfach. Ihre Anzeige würde der englischen Regierung sofort übermittelt werden, und diese würde von dem Vizekönig von Irland, Lord Wimborne, Erklärungen verlangen. Lord Wimborne würde mit Staatssekretär Birrell und dem Unterstaatssekretär Nathan darüber sprechen. Sie würden sich dahin einigen, die Angelegenheit als Klatsch und Quatsch zu bezeichnen. Ich spreche nicht ins Blaue hinein. Das sind die Ausdrücke, welche die drei Gentlemen jedesmal gebrauchen, wenn ihnen ein Polizeibericht den Aufstand für den Sommer ankündet. Das ist die Auffassung im Schloß von Dublin. Stultos fecit... Sie können nichts dazu tun, Herr Professor, und ich auch nicht. Ich rate Ihnen in Ihrem Interesse, sich nicht bei Ihren Vorgesetzten in den Ruf eines gefährlichen Verbreiters von Klatsch zu bringen.“

„Also?“

„Also komme ich dahin zurück, wo ich angefangen habe. Ich sage Ihnen noch einmal: In einem Monat fängt Irland mit England Krieg an. In diesem Kriege werden zwei Arten von Waffen gebraucht werden: die materiellen und die moralischen. Um die ersteren brauchen wir uns hier nicht zu kümmern. Unsere Epoche hat den fürchterlichsten Ausbruch physischer Kraft gesehen, so wie man ihn noch niemals gekannt hat. Aber mit der ihr charakteristischen Falschheit verlangt sie, daß ihre Greuel liebenswürdig mit juristischen und gefühlvollen Schleiern bedeckt werden: Recht, Achtung vor den Verträgen, Freiheit der Völker usw. Deutschland, das sich seiner sicher glaubte, hat anfangs dieses zweite Gesicht des Kampfes verkannt. Bethmann-Hollweg, dieser arme Schafskopf, hat die ganze Welt gegen sein Land verbündet, als er mit ungeschminkter Naivität sein Erstaunen äußerte, England am Kriege teilnehmen zu sehen für den Schutz des Prinzipes internationaler Moralität, gerade in dem Augenblick, als es uns ein gegebenes Versprechen brach... Aber ich schweife ab, der junge Laboulbène wird gleich zurückkommen, also zur Sache. In dem Kampfe, den wir beginnen wollen, brauchen wir als Zeugen dieses Kampfes einige Männer, an deren Wort man nicht zu zweifeln wagt, um Ihren Victor Hugo zu zitieren, von denen man sagt, daß das menschliche Gewissen bei ihnen Zuflucht gefunden hat. Weil wir danach streben, unsere Unabhängigkeit anerkannt zu sehen, ist es unerläßlich, feststellen zu können, daß wir als Soldaten, nicht als Rebellen, unter der grünen Fahne Irlands gekämpft haben, und nicht unter der schwarzen oder roten Flagge der Anarchisten oder Revolutionäre...“

„Ach,“ sagte ich, „und Sie dachten...“

„Wir dachten, daß durch so eine präventive Beaufsichtigungskommission, die wir aus den bedeutendsten

Gelehrten der größten verbündeten und neutralen Nationen zusammenstellen wollen, niemand geeigneter sein würde als Professor Gérard, um Frankreich zu vertreten im gemeinsamen Interesse unserer beiden Länder.“

Ich war derartig durch diesen Vorschlag verblüfft, daß ich fast vergaß, daß er mich nicht direkt betraf. Eine Frage, die Herr Térence an mich stellte, führte mich wieder in die Wirklichkeit zurück.

„Nehmen Sie es an, Herr Professor?“

„Ich...“, sagte ich.

„Nehmen Sie es an?“

„Ich brauche eine Frist von drei Tagen, um...“

„Das ist nur berechtigt“, sagte Herr Térence.

Als ich um diesen Aufschub bat, hatte ich folgende Absichten, um den Konsequenzen dieses unbesonnenen Streiches zu entgehen, der beunruhigend zu werden begann: ich wollte noch am selben Abend meinen berühmten und großen Namensvetter aufsuchen, ihm meine Geschichte erzählen, ihn anflehen, mir zu verzeihen, und es ihm schließlich überlassen, sich mit seinem Gewissen abzufinden.

„Drei Tage Frist ist nur berechtigt“, wiederholte Herr Térence.

Er fuhr fort:

„Ich erwarte in drei Tagen Ihre Antwort. Haben Sie die Freundlichkeit, sie mir selbst zu bringen. Natürlich nicht hierher. Es ist bequemer, an folgende Adresse in Paris: Herr Lucien Bertrand, Boulevard Malesherbes 78. Sie brauchen nur nach Herrn Plaute zu fragen.“

„Nach Herrn Plaute?“

„Ach ja, noch etwas. Im Falle Sie annehmen, Herr Professor, ist es selbstverständlich, daß alle Reisekosten von der irländischen Republik getragen werden. Was nun Ihren Aufenthalt in Irland betrifft, so wird der Name Ihres Gastgebers schon...“

In diesem Augenblick drangen von der Straße durchdringende Töne der Hupe herauf und schnitten Herrn Térence das Wort ab.

„Ah, ah!“ sagte der alte Mann, „ich glaube, unser Ausreißer ist endlich da.“

Es war wirklich Vincent Laboulbène, der polternd immer vier Stufen auf einmal die Treppe heraufstürzte, und dessen Flüche immer deutlicher wurden.

„Er ist wie losgelassen“, sagte Herr Térence lächelnd. „Man könnte vermuten, daß er unterwegs seinen Burgunder getrunken hat. Wegen Ihres Aufenthaltes in Irland, sagte ich bereits, daß schon der Name Ihres Gastgebers... Na, na, na, dieser Besessene wird noch die Klingel abreißen.“

Herr Térence stand auf, um Vincent zu öffnen.

„Schon allein der Name meines Gastgebers“, wiederholte ich mechanisch.

„Ja, schon der Name allein ist Ihnen eine sichere Garantie für die vollkommene Korrektheit Ihrer Aufnahme, die Sie dort erwartet, Herr Professor...“

Und Herr Térence fügte hinzu:

„Sie werden die Gastfreundschaft des Grafen von Antrim genießen.“

Drittes Kapitel.

Auf den Landstraßen von Kerry.

Erin, Erin, geheiligte Erde der Riesen und Heiligen. Erin, Insel mit der goldenen Harfe, den grauen Felsen auf fahlem Sand, dem blauen samtigen Himmel, den grünen Wiesen, den braunen Gießbächen. Ach Erin, heißgeliebtes Land, von deinen Küsten sind die großen abenteuerlichen Imrams ausgezogen, um neues Land zu suchen. Da landeten nun die Mönche in ihren steinernen Trögen, Barken, die unförmiger und leichter waren als die von Jesus auf dem See Tiberius. Patrick und Colomban haben dir das katholische Siegel aufgedrückt! Du bist ihm, dem Land, treu geblieben Erin, und um welchen Preis vergossenen Blutes! Und doch, du glorreiche Erde, du hast niemals aufgehört, die strenge Herrlichkeit lateinischer Hymnen mit der düsteren Schönheit nordischer Mythen zu einen. Myriam von Magdala, die romanisierte rote Jüdin, reicht hier Eva, der Prinzessin von Leinster und der Königin Mab, der Fee der Wälder und Gewässer, die Hand. Alle drei tanzen abends in deinen Hainen. Oh, du Versöhnerin, eine Hand streckst du Spanien entgegen, und die andere Grönland. Um dich zu verstehen und dich zu lieben, Erin, muß man die violette Loire und den grünen Rhein gesehen haben und nicht als Kommiss bei einem Kaufmann der City als Sonntagsvergnügen zwischen zwei Kirchenbesuchen in Maiden-Head oder Wool-

wich schmierige Fischchen in dem ekelhaften Wasser der Themse gefischt haben.

Das Schiff nach Southampton verließ Le Havre erst um Mitternacht. Es war acht Uhr. Was sollte ich in dieser dunklen Stadt tun, wo mir dank der Fürsorge von Herrn Térence die langweiligsten Formalitäten erspart blieben? Meine Papiere waren in Ordnung, und ich hatte englisches Geld.

Als ich in ein Kabarett am Hafen eintrat, um die Zeit totzuschlagen, war ich dort ganz allein mit einem riesenhaften Sergeanten der britischen Truppen. Er wandte mir den Rücken zu. Schluckweise trank er ein Glas schweren Rotwein. Ich sah sein mageres Genick, das die Farbe eines zu stark gebratenen Beefsteaks hatte, die beigefarbenen Ärmel mit den weißen Abzeichen am Oberarm. In welchen merkwürdigen Ländern hatte dieser Mann wohl gekämpft? Er verlangte noch ein Glas Wein und zog aus seiner Tasche eine Handvoll Goldstücke, die Beute irgendeiner neuen Kapitulation, und begann, sie mit der Zähigkeit eines Betrunkenen zu zählen.

Es war Zeit aufzubrechen.

Ich schiffte mich ein, indem ich über die Brücke eines anderen Schiffes ging, das als Übergang diente. Ein regnerischer Wind wehte über dem Hafen.

„Darf ich auf der Kommandobrücke bleiben?“ fragte ich den Mann, der meine Fahrkarte genommen hatte.

„Was für eine Idee“, antwortete er. „Ich werde Sie in Ihre Kabine führen lassen.“

Ich fragte den Jungen, den er mir zur Begleitung mitgab:

„Bin ich allein in meiner Kabine?“

„Nein, es ist noch ein anderer Passagier darin.“

Ich folgte meinem Führer.

Mir wurde durch den widerlichen Geruch von Kautschuk und Maschinenöl schon übel.

Die Kabine war sehr klein. Sie hatte zwei übereinanderliegende Betten. Ich warf meinen Mantel auf das obere.

„Dieses Bett ist reserviert“, sagte der Junge und nahm meinen Mantel, um ihn auf das untere zu legen.

„Natürlich“, sagte ich übellaunig, „das ist das bessere.“

„Vielleicht, aber Sie haben die kleine Luke. Selbstverständlich dürfen Sie sie jetzt wegen des hohen Wellenganges nicht öffnen, aber gleich, wenn das Schiff sich gedreht haben wird, werden Sie einen Anblick haben, der sich lohnt.“

Er prüfte sorgfältig, ob die Gardinen fest zugezogen waren.

„Natürlich dürfen Sie sie nicht zurückziehen, solange das Licht in der Kabine noch nicht erloschen ist, sonst bekommen wir sofort Unannehmlichkeiten mit den Überwachungsschiffen.“

„Ist sonst noch was?“ fragte ich.

„Das wäre alles. Ach, noch eins: die Rettungsgürtel.“

Er zeigte mir die Korkplatten, die an der Decke mit blauen und weißen Gurten befestigt waren.

„Nehmen Sie sich den Ihrigen.“

„Wann kommen wir an?“

„Wenn alles glatt verläuft, morgen früh um sechs.“

Er wiederholte:

„Nehmen Sie sich Ihren Gürtel.“

Dann ging er fort.

Ich schob meinen Handkoffer unter meine Lagerstatt. Der Koffer des anderen Passagiers war bereits dort. Ich benutzte den Augenblick, um herauszubekommen, wie der Herr hieß. Zu der Reise, zu der ich mich einschiffte, konnte ich die Diskretion zu Hause lassen.

Ich zog also den dicken Reisekoffer aus roter Leinwand an mich heran. Auf dem angenähten Etikett, das

schon die Zeichen der Zollrevision trug, las ich in Rund-
schrift geschrieben:

Doktor Stanislas Grütli, Lausanne.

Mir kam der Name so bekannt vor. Aber wo hatte ich
ihn schon gelesen oder aussprechen hören? Es war mir
unmöglich, mich dessen zu erinnern.

Ich ging wieder auf die Kommandobrücke hinauf. Die
Nacht war klarer. Der Wind schien sich zu legen.

„Ich werde mal sehen, ob sie mich hier vergessen“,
dachte ich.

Genau um Mitternacht lichtete das Schiff die Anker,
es fuhr zwischen den beiden Türmchen durch, die die
Einfahrt des Hafens flankierten.

Im selben Augenblick tauchte ein Schatten vor mir auf.
„Niemand darf auf der Brücke sein! Das ist Befehl!“
Fluchend kehrte ich in meine Kabine zurück.

Dort brannte das elektrische Licht schon. Die Gar-
dinen vor dem oberen Bett waren zugezogen, und dadurch
wußte ich, daß Doktor Grütli sich bereits hingelegt
hatte. Als ich mir den Rock auszog, fing er an zu
schnarchen.

„Ach,“ murmelte ich, „das ist entzückend.“

Ich streckte mich aus. Ein Toilettenglas schlug bestän-
dig gegen seine metallene Einfassung. Das Schiff war
jetzt auf hoher See.

Über mir knarrte es. Doktor Grütli hatte sich wohl auf
die andere Seite gelegt. Das Knarren des Bettes sagte
mir, daß mein Gefährte ein ganz anständiges Gewicht zu
haben schien. Die Bettgardinen schaukelten, und ich sah
über mir einen seiner Füße, der über dem Bettrand hing.
Er war in einem schweren braunen Lederstiefel mit
Lederspangen. Aus der zurückgeschobenen wollenen
Socke guckte sein dickes behaartes Bein hervor.

Ich zog meine Uhr heraus. Bis zur Ankunft waren
noch fünf Stunden. Ich war nicht schläfrig, und durch

das Schnarchen meines Gefährten war an Einschlafen
nicht zu denken.

Zu was konnte man diese Nacht also besser gebrauchen,
als zu versuchen, die wirren Gedanken zu ordnen?

*

Ich war gestern am 15. März um acht Uhr fünfund-
vierzig morgens auf dem Saint-Lazare-Bahnhof in den
Zug nach Le Havre gestiegen. Acht Tage vorher, wie
man weiß, hatte das Mittagessen in Noisy-le-Sec und
meine Unterhaltung mit Herrn TERENCE stattgefunden.
Vielleicht wird man sich ebenfalls auch erinnern, daß,
nachdem ich Mitwisser eines Geheimnisses geworden, das
nicht für mich bestimmt war, es mein erster Gedanke
gewesen war, den wirklichen Professor GÉRARD aufzu-
suchen, um ihn in das Geschehene einzuweihen. Augen-
blicklich war ich Inhaber von Papieren, die zum größten
Teil auf den Namen dieses Gelehrten ausgestellt waren,
und fuhr an seiner Stelle nach Irland. Auch Leute, die
weniger Interesse für Psychologie an den Tag legen,
werden doch den Grund für solch eine erstaunliche
Wandlung suchen, und ich bin überzeugt, daß sie ihn
finden werden in den Schlußworten der Unterhaltung
von Herrn TERENCE. Die Mitglieder der internationalen
Kontrollkommission, die unter dem Schutz der irländi-
schen Republikaner eingesetzt wurde, sollte während
ihres Aufenthaltes in Irland bei dem Grafen von Antrim
Gastfreundschaft genießen.

Ich würde mir unrecht tun, wenn ich nicht zu meiner
Rechtfertigung sagen würde, daß diese Wandlung bei
mir sich nicht ohne Gewissensbisse vollzog. Wie eine
Schildwache stand ich am 9. März mehrere Stunden
am Nachmittags am Square Lagarde vor der Tür meines
berühmten Namensvetters. „Geht er aus,“ sagte ich mir,
„werde ich ihm alles sagen. Aber geht er nicht aus, so

soll das Schicksal seinen Lauf nehmen, und ich reise an seiner Stelle.“

Er ging nicht aus. Aber wäre er ausgegangen, hätte ich dann mein Wort gehalten? Ach, ich glaube, ich würde trotzdem abgereist sein.

Den Tag darauf stand ich vormittags wieder vor dem Hause am Square Lagarde. Aber dieses Mal war mein Entschluß unwiderruflich gefaßt. Herr Gérard verließ nach einer Viertelstunde sein Haus und beachtete mich gar nicht. Ich folgte ihm durch die Vauquelinstraße, die Claude-Bernard- und Gay-Lussacstraßen, er ging dann bis zur Ulmstraße, in die er einbog. Ich konnte unterdessen feststellen, daß wir gleich groß waren, und wenn ich ihm auch nicht besonders ähnlich sah, er doch wenigstens keine besonderen Merkmale wie eine Warze, ein halbes Ohr, eine von Vitriol zerfressene Wange hatte, durch die die unrechtmäßige Aneignung seines Namens gefährlich für mich geworden wäre.

Als ich nach Ablauf der verabredeten dreitägigen Frist Herrn Térance wiedersah, war meine Seelenruhe fast vollkommen wieder hergestellt, und ich konnte ihm meine Einwilligung mitteilen. Natürlich war sie von einer zweimonatigen Urlaubsbewilligung abhängig, die wir beide als unerläßlich erachteten. Doch gingen die Dinge in dieser Beziehung schneller und leichter, als ich es jemals zu hoffen gewagt hatte. Die hohen Beamten des Auswärtigen Amtes, die mit der Oberleitung des Pressehauses betraut waren, waren von dem Geist des lebenswürdigsten Dilettantismus beseelt. Den Auftrag, den ich von ihnen erbat, den Einfluß der französischen demokratischen Denker des neunzehnten Jahrhunderts auf die irländischen Politiker der gleichen Epoche in Irland selbst studieren zu dürfen, fanden sie den jetzigen Umständen nach vollkommen berechtigt. Es war mir etwas peinlich, daß mir für diese Forschungsreise sogar

eine ziemlich große Summe bewilligt wurde, die ich annehmen mußte, um nicht einen gerechtfertigten Verdacht zu erregen.

Da meine Abreise für den 15. März festgesetzt war, kann man sich vorstellen, daß ich die Woche über in den verschiedensten Bibliotheken, wo ich mir Zugang verschaffen konnte, verbrachte.

Die Aufgabe, die sich mir in diesen Tagen auferlegte, war eine doppelte: mir erstens eine möglichst vollständige Kenntnis der Geschichte und Geographie Irlands zu verschaffen, dann aber, was noch wichtiger war, Einsicht in das Werk Professor Gérards zu gewinnen. Damit war nicht zu spaßen, denn sein Werk sollte mein Werk werden. Es wurde in allen Gelehrtenkreisen Europas geschätzt, und man konnte neun gegen zehn wetten, daß ich unter den Mitgliedern der berühmten Kontrollkommission Bewunderer treffen würde. Sie würden annehmen, mir ein Vergnügen damit zu bereiten, wenn sie sich über meine Arbeiten mit mir unterhielten und mir Komplimente darüber machten. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß ich diese Folgen nicht provozieren würde und so den Ausländern eine hohe Meinung von der Bescheidenheit französischer Gelehrten geben würde. Aber schließlich mußte auch die fürchterliche Möglichkeit ins Auge gefaßt werden, daß sich ein Spezialforscher der keltischen Philologie darunter befand. Deshalb nahm ich ein entsetzliches technisches Werk über die Phonetik des Altbretonischen mit. Dadurch hoffte ich, in einer Unterhaltung über diesen Gegenstand, die vielleicht am Tische des Grafen von Antrim angeschnitten werden könnte, mich auf das glänzendste hervorzutun.

„Ihre Papiere, meine Herren.“

Was für eine Idee, nachts in die Kabine der Leute so einzudringen! Kriegsbräuchel

Ich zog die kleine Briefftasche heraus, dieselbe, die ich vor zwanzig Jahren unter den noch bekannten Umständen erhalten hatte. Wie faltig und abgenutzt sah sie aus. Was für Mühe hatte es gekostet, sie vorgestern unter ganz altem Kram herauszusuchen. Aber schließlich hatte ich sie gefunden... Für diese seltsame Reise wollte ich gerade diese haben.

Meine Papiere waren, wie ich schon sagte, in Ordnung. Die meines unsichtbaren Gefährten waren es ebenfalls, denn ihre Durchsicht nahm noch weniger Zeit in Anspruch. Der inspizierende Beamte ging unter Entschuldigungen heraus und wünschte uns eine weitere gute Nacht. Fast automatisch begann das Schnarchen von Doktor Grütli wieder.

Es konnte wohl drei Uhr morgens sein, ich löschte das Licht und versuchte zu schlafen.

Durch einen plötzlichen stärkeren Stoß schwankten die Gardinen, welche vor der Luke hingen, noch mehr. Ich erinnerte mich an die Worte des Jungen, der mich hierhergeführt hatte. Durch die Luke hatte man einen schönen Anblick... Weshalb hatte er von einem schönen Anblick gesprochen?

Ich kniete auf dem Bett nieder und schob die Gardine zurück. Ein weißliches Licht fiel in die Kabine.

Ich zitterte förmlich. Ein schönes Schauspiel! Das war nicht übertrieben: der Anblick der englischen Macht bot sich mir dar.

Der dichte, dicke Nebel, der in Havre bei unserer Abfahrt herrschte, hatte sich jetzt verteilt. Unter dem Mondlicht, das klarer als das Tageslicht war, breitete sich das Meer ins Unendliche aus, und so weit das Auge reichte, war es mit Schiffen gespickt.

In regelmäßigen Abständen hielten sie gewaltig und schwarz eine unbewegliche Linie inne. Es sah beinahe so aus, als ob unser bescheidener kleiner Post-

dampfer diese prächtige Revue abhielt. Stark schaukelnde Kreuzerbojen! Zweifellos wurden für diese Überwachungszwecke nur die altmodischen vorsintflutlichen Riesenschiffe verwendet, die Rußland bei Hull und Frankreich bei Faschoda besiegt hatten. Was mußten erst die anderen für einen Anblick bieten, die ganz großen, diese mächtigen Raubvögel, die jetzt zur selben Stunde auf allen Weltmeeren das Wild für das Königreich erjagten.

Die ich in diesem Augenblick vor mir sah, flößten reichlich Achtung und Schrecken ein. Eins von ihnen verschwand, entzog sich für einen Moment meinen geblendeten Blicken. Dann über das Meer hinweg fegend, blitzte ein gewaltiger elektrischer Strahl an seiner Seite auf. In dem grellerleuchteten Winkel sah man die Wogen schaukeln und so deutlich aneinanderschlagen, wie auf dem Lichtschirm eines Kinematographen. Dann wurde der Scheinwerfer plötzlich gegen den Himmel gerichtet. In gewaltiger Höhe verfolgte er den Schwarm krauser Nachtwölkchen.

Zwischen den unbeweglichen starren Kolossen wimmelte und schwirrte es von schrecklichen Meeresinsekten, vom Zerstörer bis zum Torpedo. Ich war noch keine Stunde auf meinem Beobachtungsposten und hatte schon über fünfzig von diesen kleinen Ungetümen gezählt. Sie waren nicht so dunkel wie die Flut und von einer Schnelligkeit, daß sie sich überstürzenden Raupen gleichen, die überall umherwimmeln. Ihr Vorderteil stieß mit dem Bug in den bleifarbenen Schaum. Man glaubte, daß sie untergegangen wären. Plötzlich aber tauchten sie ganz in der Ferne in voller Fahrt wieder auf, um zu verschwinden und wieder sichtbar zu werden.

Was ich auf der linken Seite von meinem Schiffe aus beobachtet hatte, wiederholte sich auch auf der rechten. Dieses Schauspiel mußte überall dasselbe sein, und

es war auch so. Überall steht diese Hecke von riesenhaften Schildwachen, und seit anderthalb Jahren, und wer weiß, wie viele Jahre noch, verwandelt sie Tag und Nacht den Kanal und die Nordsee in einen gewaltigen Wasserboulevard.

Gab auch England zu dieser Stunde keinen Beweis seiner kriegerischen Anstrengungen in den traurigen Schützengräben Frankreichs, hier wenigstens hatte es vom ersten Tage an auf den dahingleitenden Wogen, wo ihm eine direkte Gefahr drohte, seine Kriegskunst bewiesen, und man merkte, daß es sie gut bewiesen hatte.

Ihr kleinen Soldaten von Pont-à-Mousson, Fismes und Dunkerque, zittert in dem gewaltigen Feuer, das auf euch niederregnet! Dank der Great Fleet ist man unterdessen sehr ruhig in Piccadilly, und niemals waren die Dispositionen der Stock Exchange günstiger.

Die Stirn an die Luke gedrückt, betrachtete ich, überlegte ich, berechnete ich die Millionen und Millionen von Stahltonnen, die in der roten und blauen Nacht geschmiedet waren, die Arbeit, den Schweiß, die sie gekostet hatten, das wütende Rechnen, den gewaltigen Egoismus, der hier bestimmend wirkte, und der in dieser schweigsamen Armee schwarzer Riesen symbolisiert war. In dieser Minute wurde mir die grenzenlose Torheit des Kampfes vollständig klar, den die Freunde von Herrn TERENCE unternommen hatten. „Der Gedanke,“ sagte er, „der Gedanke...“ Ach, was konnte der Gedanke gegen die Entfaltung einer solchen Höllenkraft. Was kann sie tun, die blonde Jungfrau, an ihren Felsen gefesselt, um den unaufhörlich die Feuerdrachen und die mit Eisen gepanzerten Haifische kreisen.

Durch die Weiterfahrt unseres Schiffes nach Osten zeigte sich immer wieder ein neues Bild, immer wieder neue Kriegsschiffe, immer wieder...

Ich weiß nicht, wie spät es sein konnte, als ich von

Müdigkeit überwältigt einschlief. Als ich aufwachte, hörte ich statt des leisen Geräusches des Wassers, das an die Schiffswände geschlagen hatte, einen großen Lärm von klirrenden Ketten und Kisten, die auf die Brücke gerollt wurden. Wir waren in Southampton.

Mein erster Blick galt dem Bett Doktor Grütli. Es war leer. Während ich schlief, hatte mein Gefährte die Kabine verlassen. Da überlief mich in diesem Augenblick ein Zittern. Mir war plötzlich das eingefallen, was ich seit gestern abend suchte, als ich den Namen des Doktors auf seiner Reisetasche gelesen hatte. Ja, tatsächlich, als ich mich an den Namen des Doktor Grütli zu erinnern glaubte, hatte ich mich nicht getäuscht! Ich hatte den Namen vor noch nicht acht Tagen in der Nationalbibliothek gelesen, als ich mich über Herrn GÉRARDS Werk unterrichtete. Mit Entsetzen dachte ich an den Titel, der ihn begleitete: Doktor Stanislas Grütli, Professor keltischer Sprache und Literatur an der Universität von Lausanne.

Wenn man sich klarmacht, daß es in der ganzen Welt, Professor Gérard mit einbegriffen, nicht zehn Professoren für das Keltische gab, und ich bei Anbeginn meiner Reise sofort auf einen von ihnen stieß, muß man zugeben, daß dieses ein Zeichen von ganz besonderem Pech war. Übrigens konnte ich unmöglich daran zweifeln, daß Professor Grütli nicht der Vertreter in der Kommission war, in der ich mir die große Pflicht, Frankreich zu vertreten, widerrechtlich angemäßt hatte. Zwei Monate hindurch sollte ich neben diesem gewaltigen Spezialforscher leben. Sowie er wissen würde, daß sich unter seinen Kollegen ein Professor für keltisch befand, würde er nicht verfehlen...

Entsetzt, ganz gelähmt, blieb ich in meiner Kabine stehen. Wohl niemals ist ein Franzose weniger neugierig in England gelandet, in jenem England, das zwei Jahr-

hunderte lang auf die Liberalen bei uns seinen Einfluß ausgeübt hat, und dem wir uns jetzt wahrscheinlich entziehen werden.

Der Reiseplan, den mir Herr Térence ausgearbeitet hatte, war lückenlos, und ich konnte mich in jeder Hinsicht danach richten. Dampfer, Hotels, Züge, alles war angeordnet, alles vorausgesehen. Je weiter ich in meiner Reise vorwärts kam, um so mehr legten sich meine Befürchtungen. Ich durfte annehmen, daß meine Sorgen umsonst gewesen waren. Weder in dem Zug, mit dem ich von Southampton nach Fishguard fuhr, noch auf dem Dampfer, der mich in Cork ausschiffte, hatte ich, so eifrig ich auch aufpaßte, etwas bemerkt, was der leinenen Reisetasche und den roten Stiefeln von Doktor Grütli glich. Wieso sollte sich auch die ganze Welt plötzlich um die irländischen Angelegenheiten kümmern! Ich war ganz sicher, daß der brave Doktor Grütli zu dieser Stunde in Oxford oder in Cambridge war, oder eher noch in Glasgow, wo seit 1910 durch das Testament des verstorbenen Alexander Fleming ein Lehrstuhl für gälische Literatur geschaffen worden, der über jedes Lob erhaben ist.

Ich hatte mir eingebildet, daß ich beim Betreten des irischen Bodens ganz besonders erregt sein würde, aber jede Stimmung war wie weggeblasen von der Furcht, dem entsetzlichen Professor gegenüberzustehen. Bald sollte ich Gelegenheit haben, festzustellen, daß meine Befürchtungen begründet waren.

Man muß von der Linie Cork—Dublin abzweigen, um nach Tralee zu gelangen, und so mußte ich in Mallow umsteigen. Schon stand ich auf dem Trittbrett des von mir gewählten Abteils, als ich zurückwich. Ich sah einen Handkoffer, den schrecklichen rotleinenen Handkoffer

des Doktors, der auf einem der Plätze stand, um ihn für den abwesenden Besitzer frei zu halten. Seine Anwesenheit in Mallow zeigte mir, daß ich mir nichts mehr vorzuspiegeln brauchte. Auch er fuhr zu dem Grafen von Antrim. Ich mußte mich darauf gefaßt machen, daß er jeden Moment auftauchen konnte.

Ich nahm mein Gepäck und suchte ein anderes Abteil auf, das ich sogleich nach dem Einsteigen schloß. Von dort aus beobachtete ich den Bahnsteig. Es waren etwa fünfzehn Personen darauf. Bis zur Abfahrt des Zuges gingen die Leute hin und her, um warm zu werden, denn das Wetter war kalt, wenn auch ausnahmsweise schön und trocken.

Ich sah zwei Priester, Bauern, einige Frauen, einen Soldaten der Royal Irish Constabulary und dann noch drei oder vier Herren. Ich suchte zu erraten, welcher von ihnen mein Lausanner Nebenbuhler war, als die Rufe für die Abfahrt des Zuges erschallten und die Passagiere auf ihre Waggons zusteuerten.

Doktor Grütli war ein dicker kleiner Herr, der natürlich eine Brille trug. Er schien empfindlich gegen Kälte zu sein, denn er hatte mehrere Westen übereinandergezogen. Unter dem auf den Kopf tief eingedrückten grünlichen Filzhut vermutete ich eine Glatze. Er war nicht, was man einen schönen Mann nennen könnte, noch war er elegant. Aber jedenfalls wirkte sein rundes Gesicht nicht unangenehm.

„Schließlich“, sagte ich mir, „habe ich doch gar keinen Grund, anzunehmen, daß er seine Zeit damit verbringen wird, mich in gälischen Worterklärungen und Wurzeln zu prüfen. Wenn es wirklich passieren sollte, habe ich immer noch das Recht, nicht zu antworten. Die durch meine Person vertretene französische Wissenschaft wird von diesem kleinen Schweizer nicht lächerlich gemacht werden.“

Ich mußte frische Luft haben. Ich ließ beide Fenster des Abteils herunter, sah durch das eine, ging dann an das andere, kehrte an das erste zurück, um so von der Landschaft soviel wie möglich kennenzulernen. Diese breitete sich unter einem perlmuttergrauen Himmel aus und war, wie ich sie mir vorgestellt hatte, wild romantisch und doch lieblich.

Der Zug eilte durch die Heiden von Kerry. Torfmoor wechselte mit Teichen, über denen dunkle, fremdartige Wasservögel flatterten, die sich mit seltsamer Klarheit darin spiegelten. Durch mein Abteil blies der Wind wie durch ein offenes Rohr hindurch und brachte einen Duft von Heidekraut mit sich. Da packte mich die Erinnerung an das seltsame kleine Mädchen, zu dem ich eilte, wieder und verließ mich nicht mehr.

Als der Zug jetzt durch diese Gefilde strenger Schönheit eilte, begann ich zu begreifen, daß ich nun erst wissen würde, wer Antiope war... Antiope! Laut wiederholte ich ihren Namen, um ihr Bild mit dem ihres Vaterlandes besser vergleichen zu können.

In diesem Augenblick wurde der Name einer kleinen Station gerufen:

„Killarney.“

Ich fühlte, daß das berühmte Wort mir nur ihretwegen Eindruck machte. Je schneller der Zug dich verlassen haben wird, Killarney, um so schneller werde ich bei Antiope sein. Um so schneller werde ich sie wiedersehen... Sie wiedersehen? Jetzt begann ich daran zu zweifeln. War es wenigstens auch ganz sicher, daß ich sie wiedersehen würde? Die Zerfahrenheit, die mich seit vierzehn Tagen beherrschte, war wirklich ganz ungewöhnlich.

„Sie sagten mir, daß ich die Gastfreundschaft des Grafen von Antrim genießen würde?“ hatte ich Herrn

Térence ganz harmlos gefragt. „Ist das der Graf von Antrim, dem ich die Ehre hatte, 1894 in Aix-les-Bains vorgestellt zu werden?“ Der Greis hatte an den Fingern nachgerechnet und mir geantwortet: „Ja, das ist er.“ „Er hatte damals eine ungefähr dreizehnjährige Tochter, die im Kurgarten nicht wenig Lärm machte.“ „Die hat er noch immer“, erwiderte Herr Térence mit dem ihm eigenen Ernst. „Sie haben ein gutes Gedächtnis für das Alter der Dame; die Komtesse von Kendale muß jetzt ungefähr fünfunddreißig Jahre sein.“ „Die Komtesse von Kendale, sagen Sie?“ „Ja, Miß Antiope hat vor sechs Jahren Lord Baxter, Grafen von Kendale, geheiratet.“ „Und... Graf von Antrim lebt bei seinen Kindern?“ „Sie wohnten bei ihm in seinem an der Nordküste von Ulster gelegenen Schloß Dunmore. Aber seit dem Tode von Lord Baxter...“ „Ach, Lady Baxter ist Witwe?“ „Seit dem Juni 1914. Sie erlitt damals den Schmerz, ihren Gatten durch einen Automobilunfall zu verlieren, bei dem sie selbst dem Tod wie durch ein Wunder entgangen ist... Sie hat alsdann das Schloß Dunmore verlassen, weil es mit zu fürchterlichen Erinnerungen für sie verknüpft war, und wohnt seitdem drei Meilen von Tralee, in Munster, im Schloß Kendale, das sie von ihrem Gatten geerbt hat. Sie werden im Schloß Kendale aufgenommen werden, und ich bin froh, daß Sie mir Gelegenheit geboten haben, Ihnen diese Einzelheiten zu geben, denn Sie werden eigentlich die Gäste der Gräfin von Kendale, und nicht die des Grafen von Antrim sein. Dieser Umstand ist übrigens ganz unwichtig, denn Vater und Tochter lieben sich zärtlich, und die Komtesse widmet sich mit grenzenloser Aufopferung dem irischen Freiheitsgedanken.“

Das war die Auskunft, die mir Herr Térence proprio muto gegeben hatte. Man wird begreifen, daß ich nicht noch weiter fragte, weil ich es nicht riskieren wollte,

sein Mißtrauen zu erwecken. Genügte mir diese für den Augenblick auch nicht?

In Tralee aß ich in einem bescheidenen Hotel in der Nähe des Bahnhofs Eier mit bacon. In zwei Stunden fuhr der Zug wieder weiter, der uns noch einige Meilen bis zu der Station führen sollte, wo meine Reise mit der Eisenbahn beendet sein würde. Ich war zehn Minuten vor Abfahrt des Zuges auf dem Bahnhof. Vor dem Zeitungsstand dort blieb ich einen Augenblick stehen, um mir einige Zeitungen zu kaufen. Als ich bezahlte, kam Doktor Grütli hinzu. Es sollte nicht aussehen, als ob ich ihm ausweichen wollte. Der Philologe suchte immer wieder unter den sehr bunt eingebundenen Büchern. Schließlich wählte er „She“ von Sir Rider Haggard, einen englischen Roman, den man unbedingt kennen muß. Wir gingen dann jeder auf unser Abteil zu.

Als wir auf der Station anlangten, von der ich soeben sprach, sah ich, daß nach dem Aussteigen nur wir beide auf dem Bahnsteig standen. Es würde mir schwer fallen, meinen Gefährten noch länger zu ignorieren.

„Wollen die Herren zum Grafen von Kendale?“

Neben dem Bahnhofsvorsteher stand ein großer blauer Postillon, der diese Frage an uns richtete.

Nachdem wir bejaht hatten, ergriff er unser Gepäck. Doktor Grütli empfahl ihm, vorsichtig mit seinem Handkoffer umzugehen.

Mitten auf einem von kurzen, stämmigen Eichen bepflanzten Platze stand ein viersitziger Wagen, ein Landauer mit heruntergelassenem Verdeck, für uns.

Der Postillon öffnete den Wagenschlag.

Ich trat zurück, um den Doktor einsteigen zu lassen, weil er der ältere war.

Er verbeugte sich.

„Professor Stanislas Grütli von der Universität Lausanne“, sagte er.

Ich verbeugte mich.

„Professor Gérard aus Paris“, erwiderte ich und hielt es für diskreter, keine weitere Anspielung auf das Band, das mich mit dem Collège de France verknüpfte, zu machen.

Mit durchdringendem Geschrei zog eine Schar Vögel an dem blauen Himmel nach Westen. In banger, doch froher Erwartung des Meeres, das ich noch nicht sah, aber spürte, sog ich die Luft tief ein.

Da tauchte es plötzlich in einem Graniteinschnitt gewaltig und dunkel auf, mit weißen Kämmen gekrönt. Es war eine dieser unbegrenzten Landschaften, die wir im Lyzeum in den „Contemplations“ zärtlich lieben gelernt hatten.

Professor Grütli nahm die Brille aus seinem Etui heraus, und nachdem er sie langsam geputzt hatte, betrachtete er den Ozean.

„Er ist größer als der Genfer See“, sagte er mit entgegenkommendem Lächeln.

„Ich habe manchmal von Evian aus den See betrachtet“, sagte ich aus Höflichkeit. „Er hatte wirklich mächtige Wellen, und man konnte das andere Ufer nicht erkennen.“

„Dann muß es sehr windig und sehr neblig gewesen sein“, erwiderte er.

Wir überließen uns dann beide wieder unseren Gedanken.

Coppers, coppers. Nach den Belehrungen, die ich in der Nationalbibliothek geschöpft hatte, begrüßen die kleinen zerlumpte Kerlchen Irlands so die Fremden und laufen schreiend stundenlang hinter ihren Wagen her. Aber während der ganzen Fahrt trafen wir keinen einzigen von diesen Betteljungen. Bei Wegbiegungen sahen

wir in der beginnenden Dunkelheit aus den Schornsteinen der baufälligen Häuser einen schwachen gelben Rauch, das einzige Zeichen, daß sie bewohnt waren, aufsteigen.

An Schutthaufen, steilen Böschungen, abgetragenen Erdhaufen vorbei, rollte unser Wagen auf der Landstraße dahin, und in der Dämmerung begannen leichte Nebel aufzusteigen.

Abwechselnd, je nachdem die Brise stärker oder schwächer wurde, spürten wir Geruch von Seeluft oder den Duft des Heidekrautes.

Es wurde sehr schnell dunkel. Doktor Grütli konnte nicht mehr sehen und schloß das Buch, er legte seine Brille fort, und ich sah, daß der Augenblick gekommen war, auf der Hut zu sein.

Er sagte liebenswürdig:

„Zweifellos habe ich den Vorzug, mit dem französischen Vertreter der Kommission zu reisen, die durch unsere irländischen Freunde offiziös eingesetzt ist?“

Ich verbeugte mich.

„Sind unsere anderen Kollegen auch schon angekommen?“ fragte ich.

„Ich habe keine Ahnung.“

„Wissen Sie, welche Länder vertreten sein werden?“ Der Professor hustete.

„Wenn Graf von Antrim sich nach der Tradition des Vereinigten Königreiches richtet, die besagt, welche Zahl fremde Gäste ein Lord empfangen kann, so werden wir sechs sein. Aber welche Länder Delegierte abgesandt haben, kann ich nicht sagen. Ich weiß nur — und das auch ganz zufällig —, daß Schweden durch unseren ausgezeichneten Kollegen Henriksen, Professor des römischen Rechtes an der Universität Stockholm, vertreten ist. Das ist alles. Und Sie?“

„Ich weiß nichts“, sagte ich.

Der Landauer fuhr langsamer. Zwischen zwei Schluchten mußte er einen steilen Weg hinauffahren. Unter den Hufen der Pferde hörte man kleine Kieselsteine abrollen.

Plötzlich vernahmen wir eine Automobilhupe hinter uns und das Rollen des Wagens selbst ganz in der Nähe. Durch zwei große Laternen erleuchtet, tauchte die Landstraße wie ein gelbliches Band vor uns auf.

Das Automobil näherte sich in voller Fahrt. Als es an uns vorbeisauerte, fuhr es kaum langsamer, und wir konnten gerade noch seinen Führer erkennen, einen jungen, etwa dreißigjährigen Mann, dessen Gesicht von fast weiblicher Schönheit war und das von einem Pelzkragen halb verborgen wurde.

Schon war die ratternde Maschine vorbeigesauert. Die Landstraße war wieder in Dunkelheit getaucht.

„Wie weit sind wir noch vom Schlosse entfernt?“ fragte ich und klopfte unseren Kutscher auf den Rücken.

„Vier Meilen“, sagte er.

„Mit dem eleganten Auto, das soeben an uns vorbeigefahren ist, hätten wir nicht mehr zehn Minuten gebraucht“, meinte der Professor. „Aber mit diesem schweren Landauer fahren wir mindestens noch dreiviertel Stunden. Doch die Autos sind in Schloß Kendale verpönt.“

„Verpönt?“

„Ja, lieber Kollege, und das ist sehr begreiflich, denn mit diesen Maschinen ist eine zu traurige Erinnerung verknüpft.“

Ich wußte, worauf er anspielte: auf den Unfall, der den Grafen Kendale das Leben gekostet hatte.

Ich hatte eine unklare, peinliche Empfindung, wenn ich daran dachte, daß dieses Ereignis auf Antiope noch einen solchen Einfluß ausübte.

„Was ist los?“ sagte Doktor Grütli, „wir halten hier an.“

So war es. Zwei oder drei Schatten liefen um den Landauer herum, der stillstand. Zwanzig Schritte entfernt sah man durch die Dunkelheit das erleuchtete Tor eines niedrigen Hauses, vor dem andere Schatten hin und her liefen.

Unser Kutscher war abgestiegen und hatte den Wagenschlag geöffnet.

„Wir haben noch eine halbe Stunde Fahrt, und der Nebel beginnt zu steigen,“ sagte er, „ich will das Verdeck des Wagens herunterlassen.“

Er fügte hinzu:

„Hier ist ein Gasthof. Wenn die Herren den Aufenthalt benutzen wollen, um etwas Warmes zu trinken...“

„Das können wir machen“, sagte Herr Grütli.

Er war herausgesprungen.

„Kommen Sie,“ sagte er zu mir, „das Anerbieten dieses braven Kerls sieht mir ganz wie eine Bitte aus. Ich verstehe, was er eigentlich meint.“

*

Im Gasthof setzten wir uns beide an einen ungehobelten Holztisch an das Feuer.

Auf Anordnung unseres Kutschers gab man uns in großen Tassen kochende Milch, die stark mit Whisky vermischt wurde. Der Kutscher trank reinen Whisky.

Er sprach mit dem Gastwirt, dessen Frau, den Kindern und einigen Gästen gälisch. Herr Grütli folgte ihrer Unterhaltung mit sichtbarem Interesse. Dieser Keltischkundige war in seinem Element. Niemals hatte ich es mehr bedauert als jetzt, daß ich nicht Professor Ferdinand Gérard war.

Aber um mir eine Haltung zu geben, stand ich auf und sah mir die schlechten Öldrucke, die an den Wänden

hingen, an. Es waren die großen Männer Irlands, von Sarsfield, Wolf Tone mit einbegriffen, bis zu Parnell. Plötzlich zitterte ich heftig.

„Donnerwetter! Donnerwetter!“

Es war Doktor Grütlis Stimme. Er war mir gefolgt, hatte seine Brille aufgesetzt und war auch dabei, mit einem Lächeln befriedigter Neugier den Gegenstand zu betrachten, dessen Anblick mir eine so heftige Bestürzung verursachte.

Unter einem beschmutzten Glas hing in einem einfachen Rahmen ein ganz primitiver Öldruck. Es war ein Kranz aus einer Kleegirlande, der durch eine Stange geteilt war, über der Erins Harfe hing. Rechts und links stand dieselbe Inschrift, auf der einen Seite gälisch, auf der anderen — zu meinem Glück — englisch.

„Donnerwetter, Donnerwetter“, wiederholte der Doktor.

Halblaut las er mit dem Zeichen deutlicher Befriedigung:

„Es ist am Montag des heiligen Ostertages des Jahres 1152, daß Devorgilla Antrims Tochter und Frau von Tournau O'Ruarc das Verbrechen beging, als sie gerade ihr siebentes Lustrum vollendete. Wenn eine Tochter der Antrims am Ostermontag wieder ihr siebentes Lustrum vollendet: alsdann wird an jenem Tage Devorgillas Schuld gesühnt werden, der Himmel wird von dem Trompetengeschmetter der Befreiung widerhallen, und der Riesendamm wird Zeuge sein von Finn MacCouls Sieg und der Flucht des Eindringlings.“

Er wiederholte kopfschüttelnd, noch vergnügter lächelnd:

„... die Flucht des Eindringlings.“

Ich sah ihn bestürzt an.

„Das ist Donegals Prophezeiung“, sagte er leise.

Ich brachte kein Wort hervor.

Er verstand die Ursache meiner Verwirrung falsch.

„Ja, mein lieber Kollege, es ist seltsam, aber es ist so. In allen Häusern Irlands sieht man diese Prophezeiung Donegals hängen. Auf diese Weise bereitet sich so ganz offen, England zum Trotz, der Aufstand vor, dessen Aufrichtigkeit und ritterlichen Charakter wir feststellen sollen. Ein ganz merkwürdiges Land.“

Ich hörte nicht mehr hin. Plötzlich tauchte in meiner Erinnerung etwas auf, das vor zwanzig Jahren geschehen war. Ich dachte an den außergewöhnlichen Ernst, mit dem mir Antiope im Kurgarten das Datum ihres Geburtstages gesagt hatte: der 24. April 1881.

Herr Térance wiederum hatte mir erklärt:

„In einem Monat, ungefähr am 20. April, wird Irland den Kampf mit England beginnen.“

Ach, an jenem Tage, am Ostermontag, wird eine Tochter der Antrims ihr siebentes Lustrum vollendet haben! Das war also meine ferne kleine Freundin aus Aix-les-Bains, das magere, brünette Mädelchen mit den kurzen Röcken! Ihr fiel nun der furchtbare Ruhm zu, die Jahrhunderte alte Schande Devorgillas auszulöschen! Ach, wie stolz war ich jetzt auf sie! Wie glücklich war ich, daß ich der geheimnisvollen Stimme der Erinnerung gehorcht hatte!

Herr Grütli hatte sich wieder an den Kamin zurückgesetzt.

„Es ist aber doch etwas ganz Merkwürdiges“, wiederholte er.

Ich sah ihn an.

„Sind Sie nicht meiner Ansicht? Diese Prophezeiung ist allen Irländern bekannt. Sie ist wie ihre Freiheitsurkunde, wie die Ankündigung ihres Messias. Die Kinder lernen sie in der Schule. Die Professoren der ganzen Welt kommentieren sie auf ihren Lehrstühlen. Auf Befehl dieser Prophezeiung wird diese Empörung in einem Monat so sicher ausbrechen, wie wir hier sind und mit

Whisky gemischte Milch trinken. Und was macht man unterdessen in England? Man schläft. In diesem Explodierstoff sieht die Downing-Street und Scotland-Yard nur einen verwitterten Text, der höchstens dazu da ist, um Philologen unseres Schlages zu interessieren. Der Vizekönig von Irland und der Hauptsekretär in Dublin sitzen behaglich in ihren Sesseln und machen Papierschiffchen aus den Berichten, die ihnen ihre unglückliche Polizei zuschickt, um den Aufstand anzukünden, der sich von allen Seiten vorbereitet. Es ist eine ganz merkwürdige Sache.“

Ich hatte meine Ruhe wiedergewonnen.

„Merkwürdig vielleicht, aber doch nicht so paradox, wie sie Ihnen erscheint“, erwiderte ich. „Gerade, daß der Aufstand sich so offen vorbereitet, wirkt beruhigend auf diese Herren. Ich denke, Sie haben Edgar Poe gelesen. Erinnern Sie sich an Dupin und den gestohlenen Brief. Wo war dieser Brief? An einem so sichtbaren Ort, daß niemand darauf gekommen ist, ihn dort zu suchen.“

„Zweifellos haben Sie recht“, sagte Herr Grütli. „Weil die Dinge so liegen, muß man versuchen, eine Erklärung dafür zu finden. Aber wenn man die Frage von einer anderen Seite betrachtet, haben Sie schon an die Größe des Schicksals dieser Tochter der Antrims gedacht, in der sich die Bestrebungen, die Hoffnungen eines ganzen Volkes vereinigen und zusammendrängen? Ich kenne die Gräfin Antiope nicht. Ist sie dieses gewaltigen Schicksals würdig? Wenn sie abends in ihrem strengen Witwengemach einschläft, fühlt sie um sich herum den Gedanken Irlands schweben? Wir gewöhnlichen Sterblichen, wir können über unsere Tage frei verfügen. Begreift sie, daß sie nicht Herrin der ihren ist? ... Ja, wahrhaftig, es ist eine ganz außergewöhnliche Situation!“

Man kann sich vorstellen, wenn diese verkümmerte Gelehrtenseele schon durch solche Auslegungen in Wallung geriet, wie mir zumute war. Ich lebte den Abend meiner Kindheit noch einmal durch, jenen kühlen Abend in Savoyen, wo Antiope mir beim Abschiednehmen das Einsegnungsbildchen geschenkt hatte, auf dessen Rückseite die Prophezeiung des Donegal stand. Entzückt überließ ich mich jetzt den Ereignissen und schenkte den geheimnisvollen unbewußten Kräften, durch die ich mich zu dieser Stunde auf den dunklen Landstraßen Kerrys fand, einen unbegrenzten Glauben.

Plötzlich hörte die Unterhaltung in der Gaststube auf, um sofort wieder englisch aufgenommen zu werden.

Ein Mann mit rotem Gesicht, der eine karierte Mütze trug, war in das Zimmer getreten. Sein Gummimantel war mit Schmutz bespritzt. Pustend fluchte er.

„Das ist von dem verfluchten Automobil Lord Arbukles“, erklärte er. „Er fährt wie ein Wahnsinniger. Beinahe hätte er mich zermalmt. Den ganzen Dreck aus dem Graben habe ich auf den Mantel bekommen.“

Die Anwesenden lachten leise.

„Ihr findet das komisch“, sagte der Mann wütend.

„Häufig genug hat Lord Arbukle unsere Hühner totgefahren“, sagte der Gastwirt, „und Sie fanden das selbstverständlich, sogar ulkig. Heute, wo Sie durch ihn ein bißchen schmutzig geworden sind, schlagen Sie Krach. Machen Sie das mit ihm ab, John. Lord Arbukle ist Engländer, und ich glaube, Sie auch. Diese Geschichten, John, interessieren uns nicht.“

Wieder erfolgte Gelächter.

„Engländer, Engländer“, meinte John mit bösem Lächeln, „ja, selbstverständlich. Und ich glaube aber doch, daß jemand sehr glücklich sein würde, Lord Arbukle zu heiraten und zu...“

(Jetzt fügte er eine englische Grobheit hinzu.)

Man hörte in dem Saale murmeln:

„Wirklich, John? Und wer?“ sagte der Gastwirt.

„Na, zum Donnerwetter, Eure Gräfin Antiope.“

Das Murmeln verstärkte sich. John stützte herausfordernd die Hand auf die Hüfte und lachte höhnisch:

„Ja, Eure Gräfin Antiope.“

„Du lügst“, hörte man eine Stimme.

Es war unser Kutscher, der sich darein mischte.

Ein Murmeln der Genugtuung ging durch den Raum.

„Ich lüge?“

„Ja, John, ich sage, daß du lügst, und daß du es weißt.“

„Nimm dich in acht, Joseph.“

„Ich brauche mich nicht in acht zu nehmen, John. Ich sage, daß du lügst. Nie wird Ihre Herrlichkeit einen Engländer heiraten, ob er sogar Lord Arbukle oder Lord Kitchener oder Mr. Lloyd George heißen würde...“

„Das wird man ja sehen!“

„Wenn sie selbst in Lumpen Sonntags nach der Kirche in den Straßen von Killarney herumlaufen müßte.“

Sich Antiope in solcher Verfassung vorzustellen, hatte zur Folge, daß alle Anwesenden sich dem Anglosachsen feindlich gegenüberstellten. Dieser wurde nur noch verärgerter und forderte frech seine Gegner heraus. Man begann, sich Schimpfworte zuzurufen.

Da klang durch den Lärm plötzlich die dünne harte Stimme Doktor Grütli:

„Na, ich denke, daß Sie das Verdeck Ihres Wagens nun heruntergelassen haben. Wann fahren wir weiter?“

Alles schwieg in der Gaststube. Der Kutscher Joseph neigte den Kopf.

„Zu Befehl, Exzellenz.“

Zwei Minuten später waren wir unterwegs, und das heruntergeschlagene Verdeck verbarg uns die wenigen Sterne.

Ich berührte Joseph am Ellenbogen:
„Ist Lord Arbukle nicht der Führer des Automobils,
das vorhin an uns vorbeigefahren ist?“

„Ja“, brummte er. „Aber was John gesagt hat, ist falsch, ich schwöre es. Nie wird Ihre Herrlichkeit Lord Arbukle heiraten.“

„Ach“, sagte der Doktor in leichtem Tone, „man hat schon Merkwürdigeres erlebt. Nach dem Wagen, den Lord Arbukle geführt hat, zu urteilen, muß er sehr reich sein.“

„Niemals“, sagte Joseph.

Wütend peitschte er auf seine Pferde ein und wiederholte:

„Niemals, niemals!“

Doktor Grütli faßte mich am Arm.

„Was sagen Sie dazu?“ murmelte er. „Was können wir vom Katheder herunter für klägliche Argumente über die Gegensätze der beiden Rassen anführen im Vergleich zur Wirklichkeit!“

Ich antwortete nicht. Unbehagen erfaßte mich. Ich erinnerte mich der eigenartigen Schönheit des jungen Mannes, den ich soeben gesehen hatte.

Links von uns hörte man ein starkes, wogendes Rauschen. Es schien, als wenn das Meer uns ganz nahe war, und nur die Dunkelheit verbarg es vor unseren Blicken.

Allmählich tauchte auf der Anhöhe eine dunkle Masse vor uns auf.

„Wir sind gleich da“, sagte der Kutscher.

Trotzdem die Pferde nicht angefeuert wurden, begannen sie schneller zu laufen.

An einer langen, langen Einfriedigung einer dunklen Hagedornhecke vorbei, kamen wir zu einem hohen Gittertor, dessen goldene Spitzen unter dem rötlichen Mond schimmerten, und das so schnell geöffnet wurde, daß der Wagen kaum anzuhalten brauchte.

Geräuschlos rollte jetzt der Landauer auf einer mit Sand bestreuten Allee zwischen den pyramidenförmigen Massen großer dunkler Bäume.

Wir fuhren um hohe Mauern herum, aus denen sich hier und da hellerleuchtete Fenster abzeichneten. Dann hielt der Wagen vor einer breiten Freitreppe mit Markise.

Das elektrische Licht der Lampen beleuchtete einen Mann im Smoking, der auf der letzten Stufe der Freitreppe stand.

Er war gewaltig groß. Dichte schwarze Haare fielen ihm in die Stirn hinein. Sein starkes, glattrasiertes Gesicht schien in dem grellen Licht blau und hart.

„Herr Ralph“, sagte der Kutscher in einem Ton respektvoller Furcht, „ich kann Ihnen melden, daß diese Herren eine gute Reise gehabt haben.“

Ohne ein Wort zu sagen, verbeugte sich der Mann und bedeutete uns, ihm zu folgen.

Viertes Kapitel.

Kendale.

Der Unfall, der den Grafen von Kendale das Leben gekostet hatte, ereignete sich am 6. Juni 1914. Drei Monate vorher hatte der Graf Antiope von Antrim geheiratet. Die Hochzeit hatte im Familienschloß Dunmore bei Portrush an der Nordküste Ulsters stattgefunden. In diesem Schloß war Antiope geboren, dort war sie groß geworden. Die Frage, ob das junge Paar Kendale bewohnen würde, oder bei dem Grafen von Antrim in Dunmore bleiben, war gar nicht erörtert worden. Trotz ihrer glücklichen Kindheit wollte Antiope nicht in Dunmore bleiben, in diesem von ihr verabscheuten protestantischen Ulster. Ihr Vater teilte diesen Haß, aber er war anderer Ansicht über die Entscheidung.

Er hätte es vorgezogen, dort zu bleiben. „Ulster ist das geworden, was es ist,“ sagte er, „weil die Irländer ihre Pflicht nicht getan haben. Sie haben ihre heimatliche Erde den eingewanderten Engländern überlassen. Dem Unwesen der Einwanderung muß gesteuert werden.“

Am 5. Juni 1914 hatte sich der Graf von Kendale nach Belfast begeben, um von dort ein herrliches Automobil zu holen, das er gekauft hatte. Er kam zurück und brachte für seine Frau einen kleinen Kodak als Geschenk mit. Es wurde beschlossen, am Tage darauf das Automobil und den photographischen Apparat zu probieren.

Der Morgen jenes Tages war klar und ohne Regen gewesen. Das junge Paar fuhr mit dem Auto fort und nahm auf ihren Ausflug die Milchschwester von Antiope, Edith Stewart, mit, die bei der Gräfin Kendale gleichzeitig als Sekretärin und Kammerfrau beschäftigt war. Ferner war noch Ediths Bruder, der kleine Robert, ein zwölfjähriger Knabe, im Auto.

Zwei Kilometer vom Schloß spielte sich das Drama ab. Das Automobil, das vom Grafen Kendale geführt wurde, fuhr die ansteigende, zuweilen sehr schmale Straße hinauf, die ungefähr dreihundert Fuß über dem Gestade lag. Bei besonders malerischen Biegungen stieg eine der jungen Damen aus, um das Auto mit seinen Insassen zu photographieren. An einem Platz Carrignacurra genannt, wollte Antiope eine Aufnahme machen. Sie verließ den Wagen und lehnte sich an den Felsen. Sie konnte sich später nur noch weniger Einzelheiten erinnern: als sie die Hände über die kleine matte Glasscheibe hielt, in der sie Wolken dahinziehen sah, um das tanzende Bild des Automobils festzuhalten, wurde sie durch die Sonne, die gerade durchbrach, gestört. „Etwas mehr nach links, wenn es möglich ist“, sagte sie. Wieder war das Automobil nicht auf der Platte. Sie konnte nichts sehen. Da ertönten drei Schreie, drei furchtbare Schreie, die in einen einzigen zusammenklangen und sie veranlaßten, den Kopf zu heben. Sie sah eine Sekunde lang am Rande der Landstraße das hochstehende Verdeck, die beiden ganz neuen grauen Reifen. Dann nichts mehr.

Die sterblichen Reste der armen Edith Stewart, ebenso die des kleinen Robert wurden auf den ausdrücklichen Wunsch von Antiope auf dem Kirchhof beigesetzt, der der Familie Antrim gehörte. Diese dreißig Quadratfuß große Begräbnisstätte war in einen Felsen gegraben, der dem Schloß Dunmore gegenüberlag, und so weit das

Auge reichte, die eintönigen Wellen der Nordsee vor sich hatte. Möwen ließen sich auf seinen Kreuzen nieder.

Nachdem der kleine Junge und das junge Mädchen, die man besonders ehren wollte, dort bestattet worden waren, schritt Antiope in ihrem langen Witwenschleier an der Spitze des Trauerzuges des Grafen Kendale über die Klippen nach dem Bahnhof von Portrush. Sie stieg in den Zug, der die Leiche ihres Mannes nach der südöstlichen Grafschaft brachte. Dort wiederholten sich dieselben schmerzlichen Formalitäten. An den Hecken entlang standen die Bauern mit entblößtem Haupte und sahen diese Frau in Trauergewändern vorbeigehen, die von nun ab die Herrin der Pairschaft war. Sie richtete sich in dem Schloß ein. Zwei Monate später, als der Weltkrieg ausbrach, sahen die Bewohner dort, wie ein schneeweißer alter Mann in einem Krankenstuhl auf Gummirädern über die Rasen des Parkes geschoben wurde. Graf Antrim war gekommen, um bei seiner Tochter zu bleiben. Seitdem hatten sie beide Kendale nicht mehr verlassen.

*

Ich dummer Kerl hatte mir eingebildet, daß ich Antiope gleich am ersten Abend meiner Ankunft in Kendale wiedersehen würde. Ich mußte meine Hoffnungen sehr herabstimmen. Ich sah nicht einmal ihren Vater.

Doktor Grütli und ich gingen hinter dem Mann im Smoking, den unser Kutscher Herr Ralph angeredet hatte, eine hellerleuchtete Freitreppe hinauf, von der rechts und links alles stockfinster war. In einem ziemlich dunklen Korridor, dessen Fußboden unter unseren Schritten knarrte, blieb Herr Ralph vor einer großen Türe stehen.

„Herr Professor Gérard“, sagte er in einem Tone gebieterischer Höflichkeit.

Die Tür wurde geöffnet. Ich wurde in das Zimmer, zu der sie führte, so hineinexpediert, wie ein Brief in den Briefkasten.

Es war ein sehr, sehr großes Gemach. Ich wußte sofort, daß ich mich behaglich darin fühlen würde. Ein Diener war mir in das Zimmer gefolgt.

Er hatte meinen Handkoffer neben den Waschtisch gestellt.

„Herr Professor hatte einen Koffer“, sagte er. „Er wird morgen früh hier sein.“

Das war mir unangenehm. Mein Gesellschaftsanzug lag im Koffer. In diesem Moment wünschte ich, Antiope erst morgen abend wiederzusehen.

Ich begann nervös meine kläglichen Toilettengegenstände auszupacken. Es war mir vor dem Diener peinlich, daß sie so einfach waren, und ich nur so wenig hatte. Weshalb ging er nicht hinaus! Ich hätte es ihm befehlen müssen. Wenn er blieb, so geschah das selbstverständlich auf eine Anweisung hin.

Es wurde an die Tür geklopft. Der schweigsame Herr Ralph erschien.

„Herr Graf hat mir den Auftrag gegeben, mich zu erkundigen, ob Herr Professor eine gute Reise gehabt hat, und ob Herr Professor alles hat, was er wünscht. Seine Erlaucht werden sich sehr freuen, Herrn Professor morgen vormittag um elf Uhr empfangen zu können.“

Er verbeugte sich.

„Hier ist William“, sagte er und zeigte auf den Diener, „der stets zur Verfügung von Herrn Professor steht. Herr Professor braucht nur zu klingeln, wenn er in das Esszimmer geführt zu sein wünscht.“

Beide gingen nun hinaus.

Als ich jetzt allein war, ging ich sofort an das gewaltig große Fenster und öffnete es. Sehr starke Kälte drang herein und belebender Tannengeruch. Dunkle

Reihen von Bäumen konnte ich erkennen. Sie standen so dicht vor dem Fenster, daß sie fast den rötlichen Himmel verbargen, an dem der Wind in einem Wirbel gelber Wolken den Mond jagte.

Ich verließ das Fenster und trat wieder mitten in das Zimmer. Welchem geheimen Drama meines Herzens würde dieses Zimmer beiwohnen? Von welchen mysteriösen Umwälzungen der Gedanken und der Sinne würden diese hohen schwarzen Wände Zeugen sein? An der mir gegenüberliegenden Wand glänzte ein vergoldeter Rahmen, eine venezianische Arbeit. Er rahmte die Prophezeiung des Donegal ein, die in kolorierten gotischen Shamrocks gedruckt war. Ich las sie durch wie ein Gedicht, das man auswendig kann.

Dann fiel mir ein, daß ich noch den Rauch der Südwestbahnen seit Cork auf meinen Händen hatte...

Als ich meine bescheidene Toilette beendet hatte, klingelte ich nach William. Er mußte wohl als Schildwache hinter der Tür gestanden haben, denn sie öffnete sich fast sofort.

Er führte mich in ein winziges rundes Eßzimmer, das aber herrliche Eichenschnitzereien und geschliffene Spiegel hatte.

Das Tischtuch schimmerte in dem weichen Licht der Kerzen, die in zwei silbernen Leuchtern steckten. Neben dem Tisch saß ein Herr im Smoking und las die Daily Chronicle. Er stand auf, als ich eintrat, legte seine Zeitung langsam zusammen und stellte sich vor:

„Oberst Harvey aus Baltimore.“

„Professor Gérard aus Paris“, erwiderte ich.

Wir schüttelten uns kräftig die Hand.

In diesem Augenblick kam Doktor Grütli herein. Um mich zu beschämen, trug auch er seinen Smoking. Aber es war mir ein Trost, die kleine eiserne Mechanik seiner fertigen Krawatte hinten zu entdecken.

Wir setzten uns zu Tisch. Zerstreut hörte ich zu, als Oberst Harvey dem Doktor einige Aufklärungen gab.

„Ich bin wirklich entzückt, Herr Doktor, ganz entzückt. Die Schweiz ist dasjenige Land in der Welt, das seiner Verfassung nach den Vereinigten Staaten am meisten gleicht.“

„Kennen Sie den Grafen von Antrim, Herr Oberst?“

„Sehr gut, Herr Doktor, sehr gut. Aber trotz der Sympathie, die ich für ihn hege und für die Sache, die er vertritt, werde ich streng unparteiisch sein. Wir sind hier, um im gegebenen Augenblick streng unparteiisch zu sein...“

„Der Augenblick... es bleibt also beim Ostermontag?“

„Ja, beim Ostermontag. Es scheint so.“

„Es ist wirklich eine merkwürdige Verschwörung“, meinte Doktor Grütli, „die sich ganz offen am helllichten Tage vorbereitet. Wirklich sehr merkwürdig. Glauben Sie an einen Erfolg, Herr Oberst?“

Oberst Harvey zog seine dicken Augenbrauen zusammen, hob das geschliffene Kristallglas, das er mit rosigem Wein gefüllt hatte, bis zur Augenhöhe, betrachtete es einen Augenblick, indem er es vor eine Kerze hielt, und leerte es in einem Zug.

„Man kann auf verschiedene Weise einen Erfolg haben, Doktor“, sagte er.

Herr Grütli ging auf diese sybillischen Worte nicht weiter ein. Er war dabei, einen Krebs zu zerlegen.

„Sind unsere Kollegen angekommen?“ fragte er sodann.

„Nur einer, Professor Eric Henriksen aus Stockholm. Er ist sehr verschlossen und hat den Wunsch ausgesprochen, seine Mahlzeiten auf seinem Zimmer einnehmen zu dürfen. Sind Sie für Swedenborg, Doktor?“

„Swedenborg? Hm, hm!...“ meinte Herr Grütli.

„Professor Henriksen ist Swedenborgianer.“

„Viel Vergnügen dazu“, sagte der Doktor. „Und unsere anderen Kollegen?“

„Morgen wird der spanische Delegierte, Senator Barkhilpedro, erwartet und vielleicht auch der japanische, Baron Idzumi, Professor an der freien Universität Waseda.“

„Kennen Sie die Herren?“

„Baron Idzumi soll ein wirklicher Gentleman sein“, antwortete Oberst Harvey lakonisch.

Es herrschte einen Augenblick Schweigen.

Doktor Grütli fragte weiter:

„Haben Sie eine Ahnung, wie die Arbeit ist, die uns hier erwartet?“

„Ich habe bereits diese Frage mit dem Grafen Antrim erörtert“, sagte der Oberst, „und er hat mich beauftragt, mit Ihnen darüber zu sprechen.“

Doktor Grütli runzelte die Stirn.

„Ach“, sagte er bekniffen.

Der Oberst sah ihn etwas betreten an.

„Doktor“, sagte er, „und auch Sie, Herr Professor, Sie dürfen meine Worte nicht falsch auffassen. Wir sind alle zu demselben Zwecke hier, und ich spiele hier keine größere Rolle als die anderen. Aber ich kenne den Grafen Antrim schon ziemlich lange. Es ist Ihnen aber auch vielleicht bekannt, daß er sehr leidend ist. Er wird sein möglichstes tun, um seine Pflichten als Gastgeber zu erfüllen. Jedoch stehen seine Kräfte nicht immer im Einklang mit seinen Wünschen. So hat er mich denn beauftragt, ihn eventuell bei Ihnen zu vertreten.“

„Wir sind Ihnen schon im voraus dafür zu Dank verpflichtet, Oberst“, sagte ich.

Oberst Harvey warf mir einen anerkennenden Blick zu.

„Worin besteht hier nun eigentlich unsere Arbeit?“

fragte Doktor Grütli mit seiner dünnen, scharfen Stimme.

Der Oberst schien peinlich berührt zu sein.

„Machen Sie, was Ihnen paßt, Doktor, was Ihnen paßt. Wenn Sie nach unserer heutigen Unterhaltung nicht den Eindruck haben, daß Sie vollständig frei sind, habe ich mich ungeschickt ausgedrückt und die Absichten des Grafen von Antrim nicht richtig erklärt. Jeder kann ganz nach seinem Gutdünken arbeiten. Es wird Ihnen jede Erleichterung geboten, da sich alles ganz offen abspielen wird. Wir sind hier, um der Welt zu berichten, was wir gesehen haben. Die einzige und dringende Bitte des Grafen von Antrim, die ich Ihnen übermitteln soll, ist, daß die von Ihnen angestellten Forschungen in einem gemeinsamen Bericht wiedergegeben und nicht täglich an die Zeitungen der Länder, die wir hier zu vertreten haben, gesandt werden. Wir sind Gelehrte und keine Journalisten.“

„Das ist äußerst vernünftig“, sagte Doktor Grütli in besänftigtem Tone.

Ihre Unterhaltung berührte jetzt Dinge von allgemeinem Interesse. Ich hörte noch zerstreut zu, wie der Oberst eine Verteidigungsrede auf Amiel hielt, und der Doktor darauf Emerson eine höfliche Eloge machte. Ich paßte nicht mehr auf. Plötzlich bemächtigte sich meiner ein unerklärliches Angstgefühl. Mir kam auf einmal der Gedanke, daß Antiope in den zwanzig Jahren häßlich geworden sein könnte.

Während der Doktor und der Oberst noch weiter Höflichkeiten austauschten, kam der Mann im Smoking, den der Kutscher Joseph Herr Ralph angeredet hatte, in das Eßzimmer. Als er die noch gefüllten Likörgläser sah, verschwand er geräuschlos.

Doktor Grütli warf dem Oberst einen fragenden Blick zu.

„Ralph Macgregor“, erklärte dieser halblaut, „ist der Verwalter und Vertraute des Grafen von Antrim. Ralph Macgregor ist 1914 ins Heer eingetreten und hat sich in Flandern glänzend sein Victoria Cross erobert. Sie sehen, daß er es gar nicht trägt. Augenblicklich hat er einen hohen Rang in der revolutionären Militärorganisation. Wenn er Hauptmann oder sogar Major bei den irländischen Freiwilligen wäre, würde mich das auch nicht wundern. Aber jedenfalls haben zwei oder drei Söhne von echten Lords hier in der Gegend, die keine so hohe Charge wie er bekleiden, unter seinem Befehl gestanden. Wir berühren hier ein sehr interessantes Thema, meine Herren. An der Quelle können wir feststellen, was Englands Politik Irland gegenüber die Alliierten gekostet hat. Wäre 1914 die Home Rule gewährt worden, hätten wir augenblicklich hunderttausend Ralph Macgregors mehr in den französischen Schützengräben.“

Der Oberst schwieg. Der Verwalter trat in das Zimmer. Er sah unsere leeren Gläser.

„Falls die Herren sich in ihre Gemächer zurückziehen wollen, stehe ich zur Verfügung.“

Als ich wieder in meinem Zimmer war, glaubte ich zuerst, daß mich die Reise sehr ermüdet hätte. Ich ging sogleich zu Bett. Da wurde mir klar, daß an sofortiges Einschlafen nicht zu denken war.

Ich ging an einen Bücherschrank, dessen Scheiben im dunkelsten Winkel des Zimmers leuchteten. Ich nahm das erste Buch, das mir in die Hand fiel, und legte mich ins Bett zurück.

Es war Tristram Shandy. Vielleicht eine halbe Stunde war ich in jener merkwürdigen wunderbaren Stimmung, die einen unter einem fremden Dach bei der Lektüre eines schon bekannten Buches überkommt.

Draußen knarrten die Wetterfahnen. Als ich bei dem Kapitel angelangt war „Wie man's macht, macht man's

falsch“, schwiegen die Wetterfahnen, und ein anderes Geräusch setzte ein, regelmäßig leise und eintönig.

Es begann zu regnen.

Ich drehte das elektrische Licht aus. Da drang ein anderes, stärkeres, tieferes Geräusch an mein Ohr. Ich hörte das Meer.

Es dauerte sehr lange, bevor ich einschlief. Der erste Tag, den ich in Kendale verbrachte, ist von großer Wichtigkeit für den weiteren Verlauf dieser Geschichte. Ich muß um Entschuldigung bitten, daß ich die kleinste Einzelheit, die sich zu jeder Stunde dieses Tages eignete, hier wiedergebe.

Zuerst muß ich eingestehen, daß ich schlecht geschlafen hatte. Als ich aufwachte, fand ich mich zu meinem Erstaunen in diesem Zimmer und freute mich, dem Alltäglichen entronnen zu sein, was gerade in dieser Zeit, in der wir leben, besonders sympathisch war.

Ich öffnete die Fensterläden, die gegen die Mauer schlugen. Vor mir ausgebreitet lag der Park mit seinen dunklen Rasen, auf denen der Regen fließende Schleier webte. An dem grauen Himmel stiegen mit Gold gesäumte Wölkchen auf und berechtigten zu der Hoffnung, daß das Wetter sich aufklären würde. Als ich meine Toilette beendet hatte, war es auch schon heller, und das Rauschen in den Dachrinnen hatte aufgehört.

Ich klingelte nach William. Er kam herein und brachte mein Frühstück.

„Es ist noch nicht acht Uhr“, sagte ich zu ihm, „und ich habe die Ehre, erst um elf Uhr vom Herrn Grafen empfangen zu werden. Ich beabsichtige, unterdessen ein wenig spazierenzugehen.“

„Euer Gnaden“, antwortete William, „könnte die Abtei von Ardfert besichtigen, die schon vor sehr langer Zeit von unserem großen Heiligen Brandon erbaut wurde, als er von seiner amerikanischen Reise zurückkehrte.“

Es ist zwei Meilen von hier. Es kann ein Pferd für Euer Gnaden gesattelt werden.“

„Das lohnt sich nicht,“ sagte ich, „ich laufe lieber. Außerdem habe ich nicht die Absicht, am ersten Tage so weit zu gehen. Das Meer ist ganz nahe, nicht wahr?“

„Ganz nahe, Euer Gnaden. Die Fenster der Westseite des Schlosses gehen nach dem Meere zu. Ihr Zimmer, ebenso wie die der anderen Gäste liegen auf der Ostseite. Herr Ralph hat es so angeordnet, damit bei starkem Sturm die Herren nicht im Schlaf gestört werden... Aber wenn Euer Gnaden es vorzieht...“

„Nein, nein,“ sagte ich, „dieses Zimmer gefällt mir sehr gut.“

Ich trat durch das Tor in den Park und ging zuerst um das Schloß herum. Nördlich, südlich und östlich war es von ziemlich tiefen Gräben umgeben, im Westen durch den Felsenabhang, auf dem es gebaut war, geschützt.

Zweihundert Meter entfernt breitete sich zu seinen Füßen das Meer aus. Ein in den Felsen gehauener gewundener Fußpfad führte herunter. Von fern wälzten sich gewaltige Wellen heran, die sich in dem weißen Sande des Strandes verliefen. Am Ufer sah man sechs Tangsammler hin und her gehen, die kaum größer als Krabben aussahen.

Ich betrachtete das Schloß. Es hatte viel unter presbyterianischen Zerstörungen zu leiden gehabt. Cromwell hatte es 1649 mit seinen geschorenen Söldnern und seinen Artilleristen heimgesucht. Kein Stein blieb auf dem anderen, wo der „alte Schurke“ einmal hinkam, wie man in Irland gewöhnlich den „Lord Protector“ nennt. Von den vier Türmen des Schlosses hatte Cromwell drei niedergerissen und einen der beiden Flügel in Brand gesteckt. Das gegenwärtige Aussehen erhielt das Gebäude sechzig Jahre später, als es von dem Grafen

Jacques von Kendale wieder aufgebaut wurde, und zwar mit dem Erlös einer Wette, die zehntausend Pfund Sterling betrug, die dieser Schloßherr von der Königin Anna gewonnen hatte. Die zu dem Schloß gehörenden Domänen waren damals zehnmal so groß wie heute. Durch Konfiskationen und das verschwenderische Leben der Grafen von Kendale war der Besitz zusammengeschrumpft. Doch blieb das Schloß mit seinen achtzehnhundert Morgen ein ständiger Gegenstand des Neides der englischen Großgrundbesitzer der Nachbarschaft. So war es 1914 gewesen. Als es dann in die Hände des Hauses Antrim überging, gab es für die Grenznachbarn keine Hoffnung mehr, diesen prachtvollen Besitz ihren neuen Erwerbungen einzuverleiben.

Die Sonne brach jetzt leuchtend durch die Wolken. Die eigenartige Landschaft, die mich umgab, erglänzte plötzlich in feuchten Farben. Fröhlich eilte ich durch den leichten Morgenwind.

Auf den tiefen Wegen, die unter kleinen Bogen von Brombeergesträuchen verschwanden, sangen Distelfinken, deren Gefieder von dem kürzlichen Regen aufgeplustert war. Dann ging ich durch Felder, die von drei oder vier Fuß hohen Erdmauern begrenzt waren, über abschüssige Wiesen... Kleine Bäche eilten unter den Gräsern mit jener Hast, die die Frühjahrsregengüsse ihnen geben, und dieses frische, sich überstürzende Murmeln klingt ganz anders wie das Rauschen des Baches im Herbst. Eine Krickente, die ich zuerst für eine Elster hielt, flog auf.

Moore wechselten jetzt mit weiten Ebenen, die, so weit das Auge reichte, mit schönem bräunlichen samtartigen Heidekraut bedeckt waren. Ich schritt durch die Heide, zuweilen flog ein ungraziöser Vogel auf. Er hatte die rötliche Farbe des Krautes, lange, schlapp herabhängende Füße, die so gelb wie seine Kehle waren...

Es war der ewige Gast in dieser Einsamkeit, wo Ginster melancholisch erzitterte.

Keinen Bauern, überhaupt kein menschliches Wesen traf ich während meines zweistündigen Spazierganges. Dafür sah ich drei oder vier verlassene Bauwerke mit geborstenen Dächern und zusammengestürzten Mauern. Ich trat in eins der verfallenen Gebäude. Gras und Disteln wucherten hier, und traurig hallten meine Schritte auf der Erde wider, die einst ein fester Fußboden gewesen war...

Es konnte keine bessere Illustration für die schreckliche Agrarierpolitik geben, die es zustande gebracht hatte, in kaum einem Jahrhundert die traurige Bevölkerung der einst paradiesischen Insel um die Hälfte zu verringern. Während das schlechte Baumaterial in dieser elenden verlassenen Farm durch Regen sich auflöste, haben die schönen Ladies des Britenreiches Paläste aus Elfenbein und Gold gebaut.

Neben der Schlucht ging ich auf einem sich schlängelnden, schmutzigen Weg entlang, als ich den Trab eines galoppierenden Pferdes hörte. Bald sah ich das Tier, es lief mir entgegen. Ich trat zur Seite, um es vorbeizulassen, da bemerkte ich, daß es einen Damensattel trug, die Zügel herunterhingen, und es so scheu aussah, wie Pferde, die eben durchgegangen sind.

Mein erster Gedanke war ein Unfall. Als das Tier ganz in meiner Nähe war, ergriff ich die Zügel. Es sprang zur Seite, erreichte aber nichts weiter, als mich mit Schmutz zu bedecken, denn ich hielt es fest, und es wehrte sich nicht länger.

Es war eine prächtige schwarze Stute. Der Sattel und die Zügel waren von sehr feinem Leder, und die Steigbügel verrieten den vornehmsten Luxus.

„Da gibt es nur eins,“ dachte ich, „meinen Spaziergang dorthin zu machen, wo der schöne Flüchtling herge-

kommen ist. Ich würde mich nicht wundern, wenn nicht bald...“

Ich beschleunigte meine Schritte, von einer Hoffnung erfüllt, in die sich schon Unruhe mischte.

Ich war noch nicht hundert Meter gegangen, als ich nach einer neuen Wegbiegung die schwarze Silhouette einer Frau im Reitkostüm auf mich zukommen sah. Sie trug auf ihrem linken Arm die Schleppe ihres Reitkleides, und ihre Miene drückte Unwillen aus. In der rechten Hand hatte sie eine Reitpeitsche, mit der sie nervös beim Gehen auf die Brombeersträucher der Böschung schlug.

Sie stieß einen Freudenruf aus, als sie ihr Pferd erblickte.

„Ach, da bist du ja, Miß Peg!“

Die Stute war stehengeblieben und schnüffelte ängstlich.

Mit erhobener Reitpeitsche näherte sich die Reiterin langsam. Sie machte eine schwache Geste der Überraschung, als sie wahrnahm, daß ihr auf diesem morastigen Pfad nicht, wie es eigentlich nur zu erwarten war, irgendein Bauer entgegenkam. Gleichzeitig bemerkte sie, wie ich mit Schmutz bespritzt war, dessen Ursprung sie erriet. Sie brach in Lachen aus.

„Es tut mir furchtbar leid, daß Sie soviel Mühe gehabt haben. Aber diese Miß Peg ist unerträglich. Ich bin nur einen Moment abgestiegen, um meinen Steigbügel zu verkürzen... und schon war sie ausgekniffen!“

Als sie das sagte, sah sie mich spöttisch fragend an. Ich verstand, daß ich vergessen hatte, mich vorzustellen. Errötend entschuldigte ich mich.

„Ach,“ meinte sie, „Sie sind Ausländer?“

Ich antwortete nicht, denn ich war in Bewunderung der Fragestellerin vertieft.

Ihr Alter? Später habe ich mich erinnert, daß ich es wie ein Verbrechen betrachtet hätte, sie in dieser Minute für fünfunddreißig Jahre zu halten. Sie war schlank und von hoher Gestalt. Zu jeder Seite ihres runden schwarzen Filzhutes lagen ihre strohblonden Haare auf den Schläfen wie zwei goldene Troddeln. Unter den bläulichen Augenlidern glänzten blaue, tiefe Augen. Die gebieterischen kleinen Lippen waren so stark gefärbt, daß sie ins Lila spielten. Ein Opal hielt den weißen Pikee-Einsatz ihrer Jagdkrawatte.

„Sie sind Ausländer?“ wiederholte sie, nachdem sie mir die nötige Zeit gelassen hatte, sie zu betrachten.

„Franzose, gnädige Frau.“

Ich setzte ihr kurz auseinander, falls sie es nicht wissen sollte, daß ich Gast des Grafen von Antrim war.

„Ach,“ sagte sie, „Sie sind in Kendale.“

In diesem Augenblick machte die Stute einen Seitensprung.

„Miß Peg! Nanu! Wollen Sie die große Freundlichkeit haben, mein Herr, und dieses abscheuliche Tier halten, während ich aufsteige. Anders ist es nicht möglich, daß sie ruhig bleibt.“

Geschickt war sie aufgestiegen. Miß Peg, die einen Peitschenhieb erhalten hatte, ging neben mir, aber sie tänzelte nicht mehr.

Lächelnd betrachtete mich die junge Frau.

„Da Sie in Kendale wohnen, Herr Gérard, werden wir sicher bald Gelegenheit haben, uns wiederzusehen. Es wird mich außerordentlich freuen.“

Ich verbeugte mich.

„Also auf baldiges Wiedersehen. Und nochmals tausend Dank.“

Sie ließ Miß Peg galoppieren, und bevor sie an der Wegbiegung verschwand, drehte sie sich um und winkte mir noch einmal mit der Reitpeitsche zu.

Ich beeilte mich nun, ins Schloß zurückzukehren. Es war nach zehn Uhr, und ich mußte mich noch umziehen, ehe ich zu dem Grafen von Antrim ging.

Mein Koffer stand bereits in meinem Zimmer. William war dabei, die Schnüre zu entfernen. Während er sie aufknotete, fragte ich ihn in ganz gleichgültigem Tone:

„Die Gräfin von Kendale reitet wohl?“

„Gewiß, Euer Gnaden, alle Tage.“

„Dann habe ich sie wahrscheinlich heute morgen getroffen.“ Und um sicherer zu sein, fügte ich hinzu:

„Auf einer schwarzen Stute.“

William schüttelte den Kopf.

„Nein, Euer Gnaden. Die Stute ihrer Herrlichkeit ist weiß.“

„Ach“, sagte ich. „Wer war denn die Dame, der ich begegnet bin? Sie war blond.“

„Blond, Euer Gnaden? Blond und groß auf einer schwarzen Stute? Das ist zweifellos Lady Arbukle, die Euer Gnaden getroffen hat.“

„Lady Arbukle?“ wiederholte ich bestürzt.

„Jawohl, Euer Gnaden.“

„Aber sagen Sie mal, bevor ich gestern abend hier im Schloß anlangte, traf ich Lord Arbukle, und als ich mit Ihrem Kameraden Joseph von ihm sprach, hörte ich, daß Lord Arbukle nicht verheiratet ist.“

„Das stimmt, was Joseph gesagt hat, Euer Gnaden, Lord Arbukle ist nicht verheiratet. Sie haben auch heute morgen nicht seine Frau getroffen.“

„Wen also?“

„Seine Mutter, Euer Gnaden.“

Ich sah William von der Seite an.

„Wie alt ist denn Lord Arbukle?“ fragte ich trocken.

„Ungefähr sechsundzwanzig Jahre, Euer Gnaden. Lady Arbukle war sehr jung, als er geboren wurde, sie hat sich mit siebzehn Jahren verheiratet. Aber eher ist sie heute

fünfundvierzig Jahre, als daß ich jemals tausend Pfund Sterling Zinsen haben werde. Aber Euer Gnaden hat sie gesehen: man würde ihr niemals ihr Alter ansehen. Wir haben hier eine Bauernfrau, die alte Kitty, die Butter und Käse ins Schloß bringt. Sie geht gebeugt, und ihr Gesicht sieht wie ein verschrumpelter Apfel aus. Dabei ist sie erst achtundvierzig Jahre alt, drei Jahre älter als Lady Arbukle. Solche Sachen muß man sehen, um sie glauben zu können, Euer Gnaden.“

Er wiederholte respektvoll:

„Es ist aber doch wahr.“

Ich sann nach, und das unbehagliche Gefühl, ein bekanntes Gesicht vor mir zu haben, als ich Lady Arbukle traf, wurde mir jetzt erklärlich. Ich erinnerte mich der Züge des jungen Mannes, den wir gestern abend getroffen hatten, und seiner blaßroten Lippen: sie glich ihrem Sohne.

„Es ist egal, sie ist schön“, murmelte ich.

Die Stunde war da, in der ich vor dem Grafen von Antrim erscheinen sollte, vielleicht auch die Stunde des Wiedersehens mit Antiope. Ich hatte erwartet, in diesem Moment sehr erregt zu sein, und mit unendlichem Erstaunen merkte ich, daß ich vollständig ruhig war.

*

Jedoch als ich von Ralph in einen kleinen Salon geführt wurde, wo sich schon drei Personen befanden, begann diese Erregung sich nach und nach meiner zu bemächtigen, und wurde sehr heftig.

Im Salon waren Doktor Grütli, Oberst Harvey und ein kleiner, gelber, brünetter Herr anwesend. Er trug ein Monokel und hatte einen sehr eleganten grauen Anzug an. Es war Baron Idzumi, der japanische Abgeordnete.

Oberst Harvey stellte uns einander vor.

„Ach, Herr Professor“, sagte der kleine Herr in ausgezeichnetem Französisch und schüttelte mir die Hand. „Es ist mir eine große Ehre, Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich schätze Ihre Arbeiten außerordentlich.“

Ich lächelte bescheiden.

„Ja“, sagte ich leise vor mich hin, „nun, wenn Sie gestatten, sprechen wir so wenig wie möglich davon.“

Doch er fuhr fort:

„Sie und Eoin MacNeil sind die hervorragendsten keltischen Gelehrten der Welt.“

Mit einer liebenswürdigen Geste hielt ich die Flut von Schmeicheleien auf, denn man merkte es Doktor Grütli an, daß es nicht nach seinem Geschmack war. Er war ganz blaß geworden und verharrte in verbissenem Schweigen.

„Sind wir nur vier?“ fragte ich, um das Thema zu wechseln.

„Senator Barkhilpedro ist noch nicht eingetroffen. Er wollte über Paris fahren, um dort Station zu machen. Wenn ein Spanier über Paris fährt, ist es selbstverständlich, daß er mit Verspätung ankommt. Professor Henriksen aber“, Oberst Harvey fing an zu lachen.

„Nun?“

„Er ist wirklich merkwürdig. Er sagt, er will in seiner Arbeit nicht gestört sein und besteht darauf, sein Zimmer nicht zu verlassen. Unter diesen Umständen hätte er die Reise nach Irland nicht zu machen brauchen! Er hätte genau so erfolgreich in Stockholm arbeiten können. Ich wollte es nicht übernehmen, ihn beim Grafen von Antrim zu entschuldigen und habe das Herrn Ralph überlassen.“

Auf die Minute erschien der Verwalter und schob eine dunkle Samtportiere zurück.

„Meine Herren“, sagte er mit der ihm eigenen gleichmäßigen Stimme, „wenn Sie so freundlich sein wollen...“

Nacheinander folgten wir Herrn Ralph in den Ehrensaal des Schlosses.

Zuerst bemerkte ich in dem sehr großen und sehr dunklen Saale nur das Holzfeuer, das am anderen Ende in dem gewaltigen Kamine flammte.

Herr Ralph führte uns auf diesen Kamin zu, vor dem mehrere Sessel im Kreise standen.

In einem etwas erhöhten Sessel, der den anderen gegenüberstand, saß Graf von Antrim. Ich glaube, daß ich ihn überall bei jeder Gelegenheit wiedererkannt hätte, so wenig verändert schien er mir; schwarz gekleidet, in sehr gerader Haltung saß er da. Eine riesige graue Pelzdecke lag auf den Armen des Fauteuils ausgebreitet, bedeckte vollständig die Füße des Grafen, und nur der Oberkörper war sichtbar. Sein Haar war schneeweiß. Auf der kahlen Stirn, die wie poliert glänzte, spiegelten sich die tanzenden Lichter des Kaminfeuers. Erst als ich den Greis in der Nähe aufmerksamer betrachtete, bemerkte ich, wie viel elender er aussah: die hohlen Wangen, die spitz hervortretende Nase und besonders die tragische Ungleichheit des Gesichtes fiel mir auf, dessen rechte Seite immer unbeweglich, wie erstarrt blieb, weil sie gelähmt war.

Mit einer Bewegung der linken Hand, denn die rechte ruhte tot unter dem Pelz, lud uns der Graf ein, Platz zu nehmen.

Langsam, gequält, mit einer Stimme, der man die ständige schmerzliche Anstrengung anmerkte, sprach er. Er sagte nur einige Worte.

„Meine Herren, Oberst Harvey hat Ihnen meine Entschuldigungen übermittelt und Ihnen gesagt, daß ich nur der traurige Gastgeber sein kann, den Sie hier vor sich sehen. Ich habe oft sehr unter dem Zustand gelitten, in dem ich mich durch meine Krankheit befinde, aber besonders schwer in diesem Augenblick, in dem ich

mich unfähig fühle, Ihnen zu sagen, was ich gern möchte, und die Bewegung zu schildern, die ich empfinde, Sie in Kendale begrüßen zu dürfen.“

Wir verbeugten uns.

Darauf sprach Baron Idzumi sehr einfach, jede Silbe klar und deutlich betonend.

„Wir sind es, Mylord, die glücklich und stolz sind, Ihre Gäste zu sein. In Ihrer Person sehen wir das verehrungswürdige Symbol eines Landes, das wir lieben.“

Der kleine Kerl verbeugte sich und fuhr in demselben Tone fort:

„Japan ist wie Frankreich der treue Alliierte Großbritanniens. Andererseits“ — er sah Oberst Harvey an — „haben wir ebenfalls eine Monroedoktrin, die uns empfiehlt, uns nicht um europäische Angelegenheiten zu kümmern. Unser Feld der Tätigkeit ist mit Asien reichlich ausgedehnt. Trotzdem finden wir, daß Irlands Unabhängigkeit zu den Fragen gehört, die alle Völker angehen. Wenn ich also hier bin, so geschieht es in der Hoffnung, Zeuge von Ereignissen zu sein, durch die eine Anomalie, ein störender Gegensatz für die Nationen ausgelöscht sein wird, deren Koalitionsfreiheit die Freiheit der Völker ist.“

Oberst Harvey lächelte.

„Ich werde nur ein Wort sagen“, meinte er. „Ich stamme aus Baltimore, der großen amerikanischen Stadt, die wiederum ihren Ursprung in Baltimore, einem der elendesten irländischen Dörfer hat. Graf von Antrim weiß, auf welcher Seite meine Sympathien sind.“

Doktor Grütli war noch lakonischer:

„Nach der Schweiz ist Irland das Land der Welt, das die malerischsten Seen hat.“

Graf von Antrim hatte sich nicht gerührt. Seine Augen waren halb geschlossen. Der Teil seiner Lippen, der

nicht gelähmt war, wurde von einem schwachen Lächeln umspielt.

Meine Kollegen sahen mich an. Mit etwas zitternder Stimme ergriff ich das Wort.

„In Tagen noch düsterer, wie wir sie jetzt erleben, im Jahre 1870, machte ein großer englischer Schriftsteller, den die unseren immer unendlich geschätzt haben, der Schriftsteller Carlyle, mit dem irländischen Geschichtschreiber Lecky einen Spaziergang. Er setzte ihm die Gründe auseinander, welche die Welt berechtigten, sich über die Niederlage Frankreichs zu freuen. Er sagte ihm, daß diese Niederlage die nützlichste gewesen wäre, die er jemals erlebt hätte, und sie ihn an die Begegnung Satans mit dem heiligen Michael erinnerte. Satan eilte, um die Gotteslästerung und das Höllenfeuer anzufachen, der heilige Michael trat ihm in den Weg und streckte das Scheusal mit einigen Hieben seines leuchtenden Schwertes nieder. Diese Meinung, von der man wohl nicht behaupten könnte, daß sie leichtfertig war, erläuterte Lecky folgendermaßen: ‚Ich bin etwas skeptisch über die Ähnlichkeit Sankt Michaels mit dem Grafen Bismarck... In Irland sind wir leidenschaftliche Franzosenanhänger... erstens, weil wir ebenso denken wie die Franzosen — zweitens, weil sich im achtzehnten Jahrhundert eine irländische Brigade für Frankreich schlug, und drittens, weil die Engländer entgegengesetzter Meinung sind.‘ Ich glaube wohl, Mylord und meine Herren, daß die Engländer seit 1870 Zeit gehabt haben, ihre Meinung über diesen Punkt zu ändern. Aber die Franzosen würden ungerecht sein, wenn sie zwischen dem Engländer Carlyle und dem Irländer Lecky keinen Unterschied machen würden.“

Es schien mir, daß die Lippen des Greises sich bewegten, als ob er vielleicht ein Wort des Dankes aussprechen wollte... Aber er schwieg.

„Mylord,“ sagte respektvoll Oberst Harvey und stand auf, und wir erhoben uns gleichfalls, „Mylord, wir möchten Ihre kostbare Zeit nicht länger in Anspruch nehmen.“

Der Graf machte eine Geste.

„Ich hoffe, meine Herren, daß sie mir die Ehre erweisen, heute abend mit mir zu speisen.“

Wir verbeugten uns.

„Ich danke Ihnen. Wir wünschen alle, daß Professor Henriksen Zeit findet, in unserer Mitte zu weilen. Wollen Sie es übernehmen, ihm meine Einladung zu übermitteln, Oberst? Oder ist es richtiger, daß ich ihn direkt schriftlich auffordere?“

Oberst Harvey lächelte.

„Es ist vielleicht richtiger“, sagte er.

„Schön. Auf Wiedersehen heute abend, meine Herren.“

„Es fiel ihm noch etwas ein, denn er hielt uns mit einer Bewegung zurück.“

„Ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß, wenn einer von Ihnen mich noch allein sprechen möchte, ich vollständig zu seiner Verfügung stehe.“

Darauf hatte ich gewartet.

Da ich der letzte war, der ihm die Hand zur Verabschiedung reichen sollte, blieb ich stehen.

„Gerade wollte ich Sie um die Liebenswürdigkeit bitten, mir noch zwei Minuten Gehör zu schenken, Mylord.“

„Aber sofort“, sagte er. „Ralph, geleiten Sie die Herren hinaus. Bleiben Sie, Herr Gérard, und nehmen Sie Platz.“

Meine Kollegen gingen hinaus. Ich sah, wie Doktor Grütli sich umwandte und mir einen Blick heimlichen Erstaunens zuwarf.

Graf Antrim hatte mit seiner gesunden Hand nach meiner Hand gefaßt. In seinen müden Augen leuchtete es auf.

„Die Worte, die Sie soeben gesprochen, sind mir zu Herzen gegangen“, flüsterte er, „danke.“

„Mylord“, stammelte ich.

„Sie wollten mich sprechen“, sagte er sehr leise.

Ich antwortete nicht. Ich sah, daß Herr Ralph, der die Besucher herausbegleitet hatte, wieder zu seinem Herrn zurückgekehrt war. Gleichgültig und kühl stand er neben dem Sessel.

Der Graf von Antrim bemerkte meinen Blick.

„Ralph verläßt mich niemals“, sagte er, „er ist mein zweites Ich. Jedoch wenn Sie wünschen...“

Ich wehrte mit einer Geste ab. Es lag mir nichts daran, mir hier sogleich diesen schweigsamen Mann zu einem Feind zu machen.

„Mylord“, sagte ich mit festerer Stimme, „wenn ich mir erlaubt habe, bei Ihnen zu bleiben, ist es, um eine Erinnerung in Ihnen wachzurufen.“

Er sah mich erstaunt an.

„Eine Erinnerung?“

„Ja, eine Erinnerung, Mylord. Wir haben uns schon einmal gesehen. Es war im September 1894 im Kurgarten von Aix-les-Bains.“

Einen Moment schien er nachzudenken.

„Ja, ich war tatsächlich dort“, erwiderte er. „Aber Sie müssen damals sehr jung gewesen sein, Herr Gérard.“

„Das war ich wirklich, Mylord, ich war ungefähr so alt wie die Gräfin Antiope, mit der ich einen Monat lang zusammen spielte, und ich gestatte mir, Sie zu fragen, wie es ihr geht.“

Mit gesenkten Blicken hatte ich sehr schnell gesprochen. Als ich aufsaß, fühlte ich, wie der Greis mich mit einem Ausdruck ansah, den ich für Erstaunen hielt.

Das Gesicht des steifen Herrn Ralph war unbeweglich geblieben.

„Sie haben Antiope gekannt?“ sagte langsam Graf von Antrim.

Er sah aus, als ob irgend etwas Schmerzliches in ihm arbeitete. Man konnte sehen, daß er sich meiner zu erinnern suchte. Übrigens war es ganz natürlich, daß er mich vergessen hatte.

„Sie haben Antiope gekannt“, wiederholte er.

„Ja, Mylord, die Gräfin Kendale hat mich bereits zwanzig Jahre vor dem Oberst Harvey Ihnen vorgestellt.“

Er blickte mich kopfschüttelnd an.

„Sie sind in den zwanzig Jahren etwas geworden, Herr Gérard“, sagte er.

Ich wurde bis über die Ohren rot, er beachtete es nicht. Er war vollständig damit beschäftigt, ferne, ferne Erinnerungen zu suchen.

„Ja“, sagte er schließlich mit Anstrengung. „Ich erinnere mich, ich glaube mich zu erinnern. Der kleine Gérard, ein Kind, der mit einer in Schwarz gekleideten alten Dame ging, und die Antiope's wilde Streiche so sehr entsetzten. Ich erinnere mich. Mein Gott! Mein Gott!“

Ehrfurchtsvoll sah ich ihn an.

„Zu meinem Bedauern hörte ich bei meiner Ankunft von dem großen Unglück, das die Gräfin von Kendale getroffen hat.“

Er wiederholte:

„Das Unglück, ja, das große Unglück...“

„Wird es mir gestattet sein, ihr meine Aufwartung zu machen?“ fragte ich schüchtern.

„Selbstverständlich, aber selbstverständlich“, erwiderte er.

Er atmete mühsam.

„Sie speist heute abend mit uns. Sie tut damit ihre Pflicht als Herrin des Hauses, die sie niemals versäumt, denn Sie wissen wohl, Herr Gérard, die Gastfreundschaft, die Sie hier genießen, genieße auch ich selber. Aber vielleicht würde es Ihnen Freude machen, vor dem Diner...“

Durch die plötzliche Erinnerung an die Vergangenheit schien er sichtbar bewegt zu sein. Herr Ralph näherte sich ihm und berührte seine Schulter.

„Ich möchte Eure Erlaucht erinnern, daß es nicht ratsam ist, sich zu überanstrengen.“

„Ich bin schon fertig, Ralph. Aber was Herr Gérard mir soeben gesagt hat, kam so unerwartet, es ist so seltsam. Ich komme auf meine Frage zurück, Herr Gérard. Zweifellos möchten Sie die Freundin Ihrer Kindheit vor dem Abendessen wiedersehen?“

„Es würde mich sehr glücklich machen, Mylord.“

„Das ist ja ganz selbstverständlich. Antiope reitet täglich nach dem Mittagessen aus und kehrt um vier Uhr zurück. Wenn Sie wollen, werden Sie um fünf Uhr abgeholt, um zu ihr geführt zu werden.“

Zerstreut hörte ich während des Mittagessens der interessanten Unterhaltung zu, die zwischen Oberst Harvey und Baron Idzumi über die Gesetze Japans und Kaliforniens stattfand. Als ich mein Zimmer betrat, fand ich William dort vor, damit beschäftigt, von einem kleinen runden Tisch einige Bücher wegzunehmen, die ich dorthin gelegt hatte.

Ein wenig verlegen hielt er in seiner Arbeit inne.

„Was gibt's?“ fragte ich.

„Es ist für Professor Henriksen, Euer Gnaden.“

„Was will Professor Henriksen von mir?“

„Professor Henriksen hat mich beauftragt, im Schloß einen kleinen, leichten, runden Tisch für ihn aufzustellen. Er sagt, er braucht ihn, und wenn er ihn

nicht bekommt, packt er seine Koffer und fährt nach Schweden zurück. Nun habe ich nur diesen hier gefunden. Wenn Euer Gnaden nichts Besonderes daran liegt...“

Ist das ein verrückter Kerl! dachte ich.

William blieb mit dem Tischchen in der Hand mitten im Zimmer stehen.

„Tragen Sie ihn nur hinauf,“ sagte ich, „und fragen Sie ihn, ob er auch meinen Waschtisch wünscht.“

„Nein, das nicht, Euer Gnaden“, erwiderte William, von einer großen Sorge befreit. „Er ist nur wild nach runden Tischen.“

*

Ich verbrachte den übrigen Nachmittag damit, zu versuchen, Tristram Shandy weiter zu lesen.

Um fünf wurde an meine Tür geklopft. Herr Ralph erschien.

„Frau Gräfin erwartet Herrn Professor“, sagte er.

Fünftes Kapitel.

Kendale (Fortsetzung).

Als ich an jenem Tage, Ende September 1894, Antiope verlassen hatte, war die Sonne im Untergehen. Es war am Ufer des Sees, an der Anlegestelle der Dampfer, mit denen die Touristen nach Hautecombe fahren. Als ich später „Raphael“ las, habe ich andauernd versucht, diesen Ort dort wiederzufinden, aber es gelang mir nicht, es ganz sicher festzustellen. Genauigkeit ist der Seele des Lyrikers fremd.

Große Bäume mit zart rötlichen Blättern standen so nahe am Wasser, daß ihre niedrigsten Zweige sich in der Flut badeten. Über den kleinen Wasserwegen bildeten sie einen schönen bläulichen Dom, durch den die letzten Sonnenstrahlen goldige, tanzende Fleckchen sandten.

Dieser Sonne Savoyens gedachte ich jetzt, als ich im Korridor hinter Herrn Ralph einherschritt, der mich nach zwanzig Jahren zu einem Traum meiner Kindheit zurückführen sollte. Ich war mit geheimnisvoller Fröhlichkeit erfüllt. Ich sollte Antiope zu der gleichen Tagesstunde, in der ich sie einst verlassen, wiedersehen. Jedesmal, wenn ich an einem der hohen Fenster des Korridors vorbeiging, blickte ich nach der Sonne, jener Sonne, die einst Zeuge unseres Abschieds gewesen, und die, am selben Punkt ihres Laufes angelangt, Zeuge unseres Wiedersehens sein sollte.

Abwechselnd tauchte sie auf und verschwand hinter stürmischen Wolken, an deren Rändern die Nacht schon ihre violetten Schatten zeichnete. Das Murmeln des Ozeans drang in das Schloß. Es war eine erhabene Minute voller Andacht.

Wir waren an einer Flügeltür angelangt, die von einer dunklen Samtportiere bedeckt war. Herr Ralph klopfte.

Ein Hausmädchen öffnete uns. Die beiden nickten sich zu, und das Hausmädchen trat zurück, um mich eintreten zu lassen.

Nachdem ich durch einen sehr einfachen Salon gegangen war, befand ich mich im Zimmer der Gräfin von Kendale.

Da erblickte ich Antiope, und nur sie sah ich. Sie kniete auf der Erde und war damit beschäftigt, weiße Adressen auf Pakete, die in braune Leinwand eingenäht waren, zu befestigen.

Ich war an der Schwelle der Tür stehengeblieben. Sie stand auf, kam auf mich zu und reichte mir die Hand.

„Ich freue mich sehr, Sie wiederzusehen, Herr Gérard“, sagte sie einfach.

Als sie mich aufgefordert hatte, Platz zu nehmen, fuhr sie fort:

„Entschuldigen Sie mich. Ich war gerade dabei, diese Paketchen mit Süßigkeiten fertigzumachen. Wir schicken sie den jungen Leuten der Grafschaft, die in den französischen Schützengräben liegen.“

Ich machte eine Bewegung, die bedeuten sollte, daß ich außer mir sein würde, eine solche Beschäftigung zu unterbrechen.

„Nein, nein“, sagte sie. „Ich war fertig, es brauchen nur noch die Adressen festgenäht zu werden. Jenny wird es schon besorgen.“

Sie rief ihre Jungfer.

„Jenny, nehmen Sie die Pakete fort. Aber schicken Sie sie nicht eher ab, bis ich eine Liste der Empfänger aufgestellt habe.“

Sie half dem Mädchen, die kleinen Pakete zu nehmen. Während sie so beschäftigt war und mich gar nicht beachtete, hatte ich Muße, sie zu betrachten.

Eine der schönsten Stellen des „Garten der Bérénice“ ist eine Schilderung der Verwirrung, die man empfindet, wenn man die, die man als Kind gekannt hat, als Frau wieder sieht. In ihrem Lächeln, ihren Bewegungen, in der weichen Grazie der Dreißigerin versucht man, das brüske, wilde Wesen der Zwölf- und Dreizehnjährigen wiederzuerkennen. Den Anblick dieser Umwandlung genoß ich jetzt. Wenn ich sie auch erwartet hatte, so wurde mir das Vergängliche und Vorübergehende alles Irdischen so unendlich klar, daß mir Tränen aufstiegen, und meine Hände zitterten.

Da blickte ich auf Antiope, und mit unsäglichem Glück stellte ich fest, daß auch ihre Hände auf den braunen Leinwandpäckchen zitterten. Ich begriff jetzt, daß ich nichts so sehr gefürchtet hatte, als eine gleichgültige Antiope wiederzufinden. Eine kummervolle Antiope, die das Leben gemartert hatte, war den heimlichen Wünschen meines leidenschaftlichen Egoismus lieber.

Es begann dunkel im Zimmer zu werden, das Rauschen des Meeres klang immer stärker. Das Mädchen ging mit Paketen beladen fort, und ich blieb allein mit der Gräfin von Kendale.

Sie setzte sich in einen Sessel dem Fenster gegenüber; ich sah ihr Profil. Das letzte Tageslicht spielte auf ihrem Haar — es war wie einst, jenes Schwarz und Gold, dessen Mischung ein Kastanienbraun ergab. Ihr Haar war gescheitelt und im Nacken zu einem tiefen, großen Knoten geschlungen.

Hatte ich mir alles so lange geschickt überlegt, um jetzt in solchem Schweigen zu verharren?

Antiope brach es zuerst. Ihre Stimme schien mir sanfter. War das kleine Teufelchen aus Aix-les-Bains denn verschwunden?

„Ich bin sehr erfreut, Sie wiederzusehen“, sagte sie.

„Sie haben mich also nicht vergessen?“ fragte ich.

Ich sah, wie sie ihre Hände auf den Lehnen des Sessels krampfte.

„Wären wir in Dunmore, und nicht in Kendale,“ erwiderte sie langsam, „würde ich Ihnen etwas zeigen, woran mir viel liegt, und was in einer Schreibtischschublade aufbewahrt ist. Bei Umzügen, wissen Sie ja!... vergißt man oft das, was einem am wertvollsten ist.“

„Ein Gegenstand, der Ihnen wertvoll ist?“

„Ja, eine Liste, in der geschrieben steht:

F. Gérard, 1 Franc.“

„Ach,“ rief ich aus, „daran erinnern Sie sich noch.“

„Dieser Franc“, sagte sie, „wurde einer kleinen Summe zu Auswanderungszwecken beigelegt, die für eine arme katholische Farmerfamilie Ulsters bestimmt war, die der Besitzer aus der Wohnung getrieben hatte. Sie sind nach Amerika gegangen. Wir hatten ihnen hundert Pfund mitgegeben. Sie haben mehr als tausend für Irlands Befreiung geschickt.“

Sie senkte den Kopf.

„Mit dreizehn Jahren haben Sie uns schon geholfen. Bald werden Sie noch viel, viel mehr für uns tun.“

„Erinnern Sie sich des Parks, des Sees, des Kurhauses“, sagte ich, „und an den Spaziergang, den wir eines Tages an den Schluchten des Sierroz unternahmen?“

Sie machte eine unbestimmte Geste.

„Lebt die Dame in Schwarz noch, die Sie immer begleitete?“

„Meine Großmutter? Nein, sie ist tot.“

„Ach“, meinte sie.

Julien Sorel hatte sich geschworen, nach einer bestimmten Frist die herabhängende traurige Hand von Frau von Benal zu ergreifen. Ich hatte mir geschworen, bei unserem ersten Zusammentreffen die Gräfin von Kendale beim Vornamen zu nennen. Aber so sehr ich mich dazu zwang — ich brachte es doch nicht fertig.

„Ja, ich denke an den armseligen Franc“, sagte ich schließlich. „Erinnern Sie sich dessen, was Sie mir am Abend unseres Abschieds gaben?“

Sie antwortete nicht. Diese Erinnerung war ihrem Gedächtnis augenscheinlich entschwunden.

„Erinnern Sie sich?“ beharrte ich mitleidlos.

Ihr Murmeln klang fast wie ein Stöhnen:

„Es ist so lange her... und seitdem ist so vieles geschehen.“

„Sie haben mir ein Bild von Ihrer Einsegnung gegeben. Und auf der Rückseite waren Worte, die lange meinen Kinderschlaf gestört haben.“

„Ach“, sagte sie, „ja, die Prophezeiung des Donegal.“

„Damals wußte ich nicht,“ erwiderte ich fast mit Begeisterung, „konnte ich es nicht wissen. Seitdem habe ich es erfahren und verstanden. Welch ein herrliches Los ist Ihnen beschieden. Wie stolz bin ich gewesen, und bin es noch, Sie, die kleine Antiope, als Gespielin meiner Kindheit gehabt zu haben.“

Das Wort war gefallen. Aber ich hatte mir selbst vergeblich etwas vorgespiegelt. Wie hatte ich nur einen Moment hoffen können, daß die Gräfin von Kendale auf meine bescheidenen Worte eingehen werde und sagen: „Antiope! Das stimmt. Wir nannten uns beim Vornamen, wir wollen sofort die vertraute Gewohnheit fortsetzen.“ Aber diese Illusion wurde mir sofort genommen.

„Ich habe stolz zu sein,“ antwortete sie in sehr gemessenem Tone, „daß Sie der Freund meiner Kindheit waren, Sie, der das geworden ist, was Sie sind, dem Irland schon soviel verdankt, und von dem es berechtigt ist, noch mehr zu erwarten.“

Das war alles. Was konnte ich gegen diese Worte der Dankbarkeit tun, die selbst den zurückhaltendsten Ergüssen Einhalt taten? Der kleine Junge vom See Bourget war durch den Professor des Collège de France verdrängt. Sollte hier die Strafe für meinen wahn-sinnigen Betrug beginnen? Wäre es nicht besser, schon morgen wieder zu verschwinden, meine bisherige unscheinbare Existenz wieder aufzunehmen, selbst wenn ich meine Habseligkeiten in Kendale zurücklassen müßte?

Das Zimmer war völlig dunkel geworden. Plötzlich, durch eins der Naturschauspiele, die zuweilen das Nahen des Abends begleiten — das letzte Aufleuchten der dahinsterbenden Sonne, das jähe Zusammenbrechen eines Wolkengerüstes, das einen letzten Lichtstrahl durchläßt — wurde das Zimmer in ein fahles, purpurnes Licht getaucht. Antiope, von der Helle überrascht, fühlte meine Blicke und setzte sich aufrecht in ihrem Sessel und versuchte, wieder eine unbefangene Haltung anzunehmen. Aber schon hatte ich das Zucken ihres Mundes bemerkt. Was mochte diese Frau gelitten haben! Ich dachte an ihren Vater: Vor einigen Stunden hatte ich auf dem von Krankheit entstellten Gesicht des Grafen von Antrim das gleiche Zucken gesehen. Unendliches Mitleid und zugleich Ehrfurcht ergriff mich bei dem Gedanken an diese beiden Wesen, welche die Leiden und Begehren von zwanzig bedrückten Generationen auf sich lasten fühlten. Ich verstand die Angst, die sie beide packen mußte, je mehr mit majestätischen Schritten der Entscheidungstag sich näherte, an dem sich Donegals Prophezeiung erfüllen sollte. „Wenn eine Tochter der Antrims

ihr siebentes Lustrum am Ostermontag erreicht, wird dieser Tag Zeuge sein von der Vernichtung des Eindringlings, und dem Heil Erins, — Dein Heil, heißgeliebtes Irland.“ —

Diese Prophezeiung des Donegall!... Seit vielen Jahrhunderten berichtet die Legende dasselbe wie die Forschungen der Gelehrten, und beide schreiben die Prophezeiung dem Astrologen Merlin zu. War es nicht auch Merlin, der vorausgesagt hatte, daß zur selben Zeit, in der die ersten Sachsen Irland entweihen würden, ein Adler seinen Flug von der Bretagne nehmen würde und über die Pyrenäen fliegen, von einer unendlichen Schar Stare begleitet...

Im Jahre 1368 war Bertrand Duguesclin gekommen und hatte in Spanien für Henri de Transtamare die Horden der Freikorps massakriert... 1368—1916. Was bedeuten fünf Jahrhunderte auf dem Gebiete des Übernatürlichen? Der Swedenborgianer Professor Henriksen erschien mir in diesem Augenblick nicht mehr so lächerlich. —

In der jetzt völligen Dunkelheit sprachen weder Antiope noch ich. Das Schweigen bedrückte uns beide, doch hatten wir beide nicht die Kraft, es zu brechen. Langsam schlichen die Minuten dahin, so langsam wie noch niemals zuvor... Die Uhr, die in der Dunkelheit tickte, schien ihre Schwingungen immer mehr zu verlangsamen. Von außen mußte etwas geschehen, um Antiope und mich dieser Betäubung zu entreißen, die unsere gegenseitigen Empfindungen mehr enthüllte als das offenste Geständnis. Und so geschah es.

Es wurde an die Tür geklopft. Das Hausmädchen trat herein. Antiope gab ihr eine Anweisung. Hart und blau leuchtete das elektrische Licht auf.

Jenny brachte auf einer Schale einen Brief, den sie der Gräfin von Kendale reichte.

„Es wird auf Antwort gewartet“, sagte das Hausmädchen leise.

Antiope zerriß den Umschlag und las.

Ich beobachtete sie fortwährend. Als sie den Brief anfang zu lesen, sah sie zerstreut aus. Dann fuhr sie leicht überrascht zusammen, lächelte aber bald darauf ironisch.

„Hat Ralph den Brief gebracht?“ fragte sie.

Die Zofe nickte bejahend und sagte:

„Er ist im kleinen Salon, soll er hereinkommen?“

„Warten Sie, bis ich es Ihnen sage“, erwiderte Antiope.

Sie hatte sich zu mir gewandt.

„Sie haben Ihre Zeit wirklich gut ausgenutzt, Herr Gérard. Sie haben mir nicht erzählt, daß es Ihnen kurz nach Ihrer Ankunft schon gelungen ist, sich der hübschesten Frau der Grafschaft ritterlich zu erweisen.“

„Ach,“ erwiderte ich ziemlich verlegen, „ist dieser Brief von Lady Arbukle?“

„Von ihr selbst“, erwiderte Antiope so trocken, daß es mir auffiel.

Sie fuhr fort:

„Ich sollte morgen im Schloß Clare den Tee bei Lady Arbukle einnehmen. Sie erinnert mich an diese Einladung und fragt nun an, ob Sie mich begleiten würden. ‚Herr Gérard‘, schrieb sie, ‚hat mir heute morgen liebenswürdigerweise den Dienst erwiesen, meine Stute einzufangen, die mir auf die unhöflichste Art der Welt ihre Gesellschaft entzogen hatte.“

„Ich habe das getan, was jeder andere auch getan hätte“, sagte ich. „Ich wußte nicht, daß diese Dame Lady Arbukle war. Sie hat sich nicht zu erkennen gegeben.“

„Dann haben Sie ihren Namen wohl nachher erfahren.“

erwiderte Antiope, „denn wenn ich mich recht erinnere, haben Sie ihn zuerst ausgesprochen.“

Ich biß mir auf die Lippen.

Die Gräfin Kendale lächelte.

„Soll ich antworten, daß Sie die Einladung annehmen?“ fragte sie.

„Ich möchte nichts tun, Gnädigste,“ erwiderte ich jetzt auch in trockenem Tone, „um Ihnen meine Gesellschaft aufzudrängen.“

„Sie nehmen an“, sagte sie sanft.

Sie winkte.

Jenny kam wieder herein, und ihr folgte der unvermeidliche Herr Ralph.

„Ralph,“ sagte die Gräfin kurz, „bestellen Sie dem Diener von Lady Arbukle, daß ich nicht verfehlen werde, morgen zu ihr zu kommen, und Herr Professor Gérard sich das Vergnügen machen wird, mich zu begleiten.“

Der Intendant verbeugte sich und ging hinaus. Die Uhr schlug sieben. Dabei erinnerte ich mich, daß das Abendessen um acht Uhr stattfinden sollte.

„Gestatten Sie, gnädige Frau, daß ich mich verabschiede“, sagte ich.

Sie reichte mir die Hand, die ich küßte.

Links von der Traleener Landstraße zweigt ein mit Sand bestreuter Weg ab, der nach dem Meer führt. Als eine Chaussee schlängelt er sich durch moorige Wiesen, die mit kleinen dunkelgrünen Teichen besät sind, auf denen Gruppen von wilden Vögeln gravitatisch dahinschwimmen.

„Wir sind nur noch eine Meile von Schloß Clare entfernt“, sagte Antiope. „Wenn wir uns beeilen, können wir dort sein, ehe es anfängt zu gießen.“

Der Regen drohte wirklich. Morgens war das Wetter

so mild gewesen, daß wir uns entschlossen hatten, zu Fuß zu Lady Arbukle zu gehen. Aber jetzt hatte sich der Himmel bezogen.

„Wären wir geritten, wie ich es gestern abend vorschlug, wären wir schon dort. Aber meine Idee schien nichts Verlockendes für Sie zu haben.“ Sie fügte hinzu:

„Sie machen sich wohl nichts aus Pferden?“

„Es wäre unvorsichtig von mir, einen Ritt probieren zu wollen“, erwiderte ich. „Wegen meiner Wunde ist mir jede heftige Bewegung verboten.“

„Ach,“ sagte Antiope, „Sie sind während des Krieges verwundet worden?“

„Ja.“

„Dann verzeihen Sie mir.“

„Ich wüßte wirklich nicht, weshalb...“ begann ich.

„Nein, nein“, sagte sie. „Entschuldigen Sie. Ich hätte das wissen müssen.“

Wieder herrschte jetzt das fürchterliche und wundervolle Schweigen, das ich nach meinem Belieben auslegen konnte. Zwischen uns schienen solche Augenblicke nicht mehr Ausnahmen, sondern Regel zu werden. Schon gestern abend, nachdem Graf von Antrim sich zurückgezogen hatte, und wir anderen bis in die Nacht hinein zusammengeblieben waren, hatten wir beide schweigsam vor dem Kamin gesessen und zugeguckt, wie die Holz-scheite auf dem weißen und roten Aschentepich zusammenfielen. Unterdessen waren die Mitglieder der Kontrollkommission, von Champagner etwas angeregt, mit erstaunten Ausrufen einer merkwürdigen Geschichte gefolgt, die Professor Henriksen erzählte. Henriksen war ein Zwerg mit wulstigen Lippen, struppigen Haaren und flachen Schuhen und weißen Socken. Er erzählte, daß er seit Anfang August 1914 den Hauptplan der Marne-schlacht besessen hätte, und zwar durch ein methodisches Interview mit dem Geist des Generals Torstenson.

„Er hat mir alles gesagt,“ versicherte er, „den Fehler Klucks und die Einkreisungsbedrohung von links bis zu den Verlusten an Soldaten und Kanonen. Ein Wunder von Klarheit und Genauigkeit. Nur bei der Geschichte mit Gallienis Autodroschken hatte ich fürchterliche Mühe zu verstehen. Der Grund ist hierin zu suchen: den Geistern steht nur der zeitgenössische Wortschatz der Epoche, in der sie auf Erden lebten, zur Verfügung. Daher wurde es dem großen Torstenson so schwer, in der Sprache des siebzehnten Jahrhunderts mir klarzumachen, daß es sich um Truppentransporte auf Automobilen mit einem Zähler handelte.“

Wolken glitten am Horizont westlich nach dem Meere zu und verbargen mit lila Heidekraut bewachsene breite braune Hügel. Ein paar Regentropfen fielen und bildeten kleine Kreise auf dem Wasser der Teiche. Aber es kam kein Platzregen.

„Wir sind gleich da!“ sagte Antiope. „Da ist schon das Schloß.“

Wenn man von Douarnenez über Ploaré kommt, und man fast den ruhigen Strand von Riz erreicht hat, befindet man sich plötzlich einem Einschnitt rosiger Felsen gegenüber, die von Meerstrandfichten überragt sind und zwischen denen das Meer so blau wie bei Estérel aussieht. Mitten auf dem Atlantischen Ozean glaubt man sich am Mittelmeer.

Am Rand des Strandes erhebt sich das Schloß Clare mit seinen Parks und Gärten. Übrigens kein Schloß! Eine große freundliche Wohnung, eine Villa in baskischem Stil mit braunen Dächern und ruhigen klaren Farben. Es gibt keinen größeren Kontrast, wenn man es mit dem strengen Stil Kendales vergleicht.

Unser kleiner Weg führte direkt auf das Tor des Parkes zu. Wir hatten nur noch fünfhundert Meter bis dahin.

Antiope ging langsamer und lächelte.

„Wir haben während unseres Spazierganges kaum gesprochen“, sagte sie, „und die Freunde, zu denen wir gehen, gar nicht erwähnt. Liegt Ihnen nun daran, ein paar Einzelheiten von ihnen zu wissen, die den ersten Besuch in einem fremden Haus erleichtern... Aber vielleicht sind Ihnen bereits diese Einzelheiten mitgeteilt worden?“

Es war sicher, daß sie sich lustig machte, aber aus dem Spott klang Gutmütigkeit, und deshalb lachte ich.

„Der Fürsorge von Herrn Ralph verdanke ich einen Diener, der mich in alles Nötige einweicht...“

Antiope erhob die Blicke mit einem Ausdruck komischen Entsetzens zum Himmel.

„William, nicht wahr?“ meinte sie. „Ach, der brave Junge. Aber wie man bei uns sagt, er hat das Pulver nicht erfunden.“

„Das braucht er auch nicht. Dagegen hat er sich nie sehr bitten lassen, mir die Auskunft zu geben, die seine Diskretion zuließ...“

„Seine Diskretion?“ meinte Antiope mit einem Lächeln.

„Und was die meine“, vollendete ich, „mir gestattete zu hören und zu fragen. Durch ihn erfuhr ich den Namen von Lady Arbukle, ich hatte keine Ahnung von ihrer Existenz. Sie hatte sich mir nicht vorgestellt, und ich glaubte, Ihnen begegnet zu sein.“

Jetzt lachte sie frei heraus.

„Ich bin sicher nicht so schön wie Lady Flora“, sagte sie.

Ich guckte sie an. Sie las in meinen Blicken die Mißbilligung dieser etwas herausfordernden Art, ein Kompliment hervorzurufen. Zu meiner Freude sah ich sie erröten.

Sehr schnell aber fand sie den früheren Ton wieder.

„Ich bin neugierig, ob der gute William Ihnen das Alter Lady Arbukles gesagt hat, was sie übrigens nicht verheimlicht.“

„Natürlich hat er es mir gesagt: fünfundvierzig Jahre.“

„Das stimmt ungefähr“, meinte sie.

Sie blieb vor einer Hecke stehen und zog den dornigen Zweig eines Brombeerstrauches zu sich heran, um eine weiße Blume abzupflücken.

Ohne sich umzuwenden, fragte sie ruhig, zu ruhig:

„Ist das alles, was William Ihnen erzählt hat?“

„Er hat mir auch einiges über die Gerüchte gesagt, die man über das Vermögen Lord Arbukles hier in der Gegend verbreitet.“

„Weiter nichts?“

Ich wog meine Worte wohl ab, als ich antwortete:

„William scheint mir ein sehr anständiger Bursche zu sein, der seiner Herrschaft treu ergeben ist. Es wäre mir unpassend erschienen, ihn zu Indiskretionen gegen Sie zu verleiten.“

„Nun?“ fragte sie.

„Wenn mir andere Gerüchte über Sie zu Ohren gekommen sind, so habe ich sie nicht von William.“

„Andere Gerüchte über mich?“ sagte sie hochmütig.

„Was meinen Sie damit?“

„Ein Heiratsprojekt zwischen Ihnen und Lord Arbukle“, versetzte ich höflich.

Sie war in Gelächter ausgebrochen, aber da sie den Zweig des Brombeerstrauches noch immer zwischen den Fingern hielt, hatte sie sich noch nicht umgedreht.

„Ach,“ sagte sie schließlich, „was für eine komische Geschichte! Der arme kleine Reginald! Aber wissen Sie, daß zwischen ihm und mir derselbe Altersunterschied ist, wie zwischen mir und Lady Arbukle? Darauf hätte Sie Ihr William aufmerksam machen sollen.“

„Gnädigste“, erwiderte ich und gebrauchte an diesem Tage zum ersten Male diese feierliche Anrede. „Gnädigste, gestatten Sie mir, Ihnen ehrerbietigst zu wiederholen, daß William mit dieser Angelegenheit nichts zu tun hat.“

Jetzt beschrieb ich ihr die Szene, die sich am Abend meiner Ankunft im Gasthaus abgespielt hatte.

Aufmerksam lauschte sie meinen Worten. Als ich geendet hatte, beschränkte sie sich darauf, nur folgendes zu sagen:

„Man kann die Leute am Reden nicht hindern. Aber wenn Sie wüßten, wie komisch das ist, was Sie mir erzählt haben! Armer kleiner Reginald! Nein, Sie verstehen nicht, Sie können es nicht verstehen... Vielleicht wenn Sie ihn gesehen haben, dann...“

Sie legte mir die Hand auf den Arm.

„Sehen Sie, er kommt uns gerade entgegen.“

*

Ein junger Mann in einem merkwürdigen, pfirsichfarbenen Rock kam auf uns zu. Er hatte keinen Hut auf, so daß man seine prachtvollen blondgelockten Haare sehen konnte. Er hatte den schwebenden Gang von Leuten, die auf den Zehenspitzen gehen. Ich erkannte das hübsche Gesicht wieder, das ich vor zwei Tagen im Automobil gesehen hatte, und um so leichter, weil ich in der Zwischenzeit die Bekanntschaft der reizenden Lady Flora gemacht hatte.

Als er ganz in unserer Nähe war, schrie er wie ein Kind auf, es war ein solcher Ausbruch von Freude, als ob er die Gräfin von Kendale schon jahrelang nicht gesehen hätte.

„Antiope! Ist das nett von Ihnen, liebe Antiope! Wie wird Mama sich freuen!“

Er sagte „Mama“, und auf seinen Lippen, die dieselbe

merkwürdige rosa Farbe hatten wie Lady Floras Lippen, übte das Wort einen besonderen Reiz aus.

Er drückte Antiopes Hand gegen sein Herz, aber plötzlich hielt er in seinem Ausbruch mit einer Geste keuscher Schüchternheit inne, die auf das wunderbarste einstudiert zu sein schien.

„Mein Gott, entschuldigen Sie, Herr Professor. Antiope, wollen Sie mir bitte die große Ehre antun, mich Herrn Professor vorzustellen.“

Kaum war dies geschehen, als eine neue Flut von Be-
teuerungen hervorsprudelte.

„Wie stolz ich darauf bin, Herr Professor (ich bin ganz sicher, daß Sie mir bald gestatten werden, Sie einfach lieber Herr Gérard zu nennen), Herr Professor, ich bin so stolz darauf, Ihre Bekanntschaft machen zu dürfen. Ich bin ein so eifriger Bewunderer Ihrer Arbeiten. Hier sind wir nur in einem Landhaus. Aber in England, in unserer Villa Chelsea, habe ich in der Bibliothek Ihre sämtlichen Werke, alles...“

Hintereinander nannte er mir eine solche Anzahl, daß mir die Liste wirklich vollständig erschien.

„Schön,“ sagte ich mir, „das beweist jedenfalls, daß er meine Photographie nicht hat und es im Schloß Clare ein gutes Lexikon gibt.“

Aber es war mir jedoch unmöglich, in Abrede zu stellen, daß der junge Engländer etwas sehr Sympathisches hatte.

Er schwatzte immer weiter.

„Wenn Sie wüßten, wie stolz ich jetzt bin!“

„Na hören Sie auf, Reginald“, sagte Antiope lächelnd.

„Sie machen Herrn Gérard, der trotz seiner Gelehrtheit sehr bescheiden ist, ganz verdreht.“

Sie hatte den Arm meines Bewunderers genommen.

„Geht es Lady Flora gut?“

„Sehr gut, liebe Antiope, sie erwartet Sie schon mit Sehnsucht.“

„Nun, es wird nicht mehr lange dauern“, sagte die Gräfin von Kendale.

Beim Weitergehen stützte sie sich ganz ungezwungen auf den Arm des jungen Mannes. Da unsere Blicke sich begegneten, las ich in den ihren ein schnelles spöttisches Aufzucken, das zu sagen schien: „Jetzt verstehen Sie wohl?...“

Ich verstand gar nichts. Ich fand Lord Reginald schön wie einen Gott, und ich wurde sehr übler Laune.

„Die Gerüchte, die über das Vermögen Lord Arbukles hier in der Gegend verbreitet sind.“ Als ich diese Äußerung tat, hatte ich bewußt übertrieben, weil ich hoffte, daß durch diese Übertreibung eine Richtigstellung der Gräfin von Kendale erfolgen würde, die für mich eine wichtige Ergänzung des schon Gehörten sein würde. Aber Antiope war auf meine Worte nicht eingegangen. Vielleicht hatte sie sie gar nicht gehört.

So blieben mir denn die sehr unklaren Auskünfte Williams sowie die etwas genaueren, die sich an die Unterhaltung im Wirtshaus schlossen und die ich vom Kutscher Joseph erfahren hatte. Ich hatte gehört, daß Lord Arbukles Vater nicht immer Lord Arbukle gewesen war, sogar nicht immer Sir Thomas Arbukle. Bevor er das Schloß in Irland besessen hatte und das Schloß Bolsover in Schottland und die Villa in Chelsea, war er Grubenarbeiter in Wales gewesen, Bergbaubeamter in Transvaal, Getreidehändler in Indien und hatte während seines Lebens die mannigfaltigen Möglichkeiten, ein reicher Mann zu werden, ausgenützt, welche die Kolonien einem echten britischen Untertan bieten. Der robuste Kämpfer war tot, vor zehn Jahren war er ermordet worden. Seine noch warme Leiche hatte man eine knappe Meile vom Schloß Clare in einem Hain gefunden. Ein

herausgeworfener Pächter, der vor Zeugen Drohungen gegen seine Herrlichkeit ausgestoßen hatte, war verhaftet worden. Aber als dieser sein Alibi nachweisen konnte, mußte man ihn freilassen.

Und Lady Arbukle? Eigentlich wußte ich noch nichts von ihr, außer daß sie im Gegensatz zu ihrem Mann aus einer vornehmen Familie stammte und die dritte Tochter von Lord Somerville war. Man mußte annehmen — und später erfuhr ich, daß meine Vermutungen richtig waren —, daß das Vermögen der Somerville nicht der Ahnenreihe entsprach, so daß eine Erbin dieses großen Namens dareinwilligen mußte, den einstigen Bergarbeiter aus Wales zu heiraten.

Seit zwei Tagen waren das die sehr wenig wissenschaftlichen Gegenstände der Forschungen, mit denen ich mich beständig beschäftigte, und meine Gedanken verließen Antiope nur, um bei Lady Flora zu weilen, und häufig vermischten sich ihre beiden Bilder sogar. War das nicht ein ausgesprochener Vertrauensmißbrauch? Wenn ich mir den Platz des Professors Gérard widerrechtlich angeeignet hatte, so hätte ich doch mindestens für ihn beobachten müssen und mich in das Studium der Dinge vertiefen, bei denen er selbst verweilt hätte. Aber solche Skrupel bedrückten mich nicht lange, und ich brauchte mir nur Lady Flora auf der Wiese oder Antiope in ihrem Witwengemach vorzustellen, um alle Gewissensbisse in die Flucht zu jagen.

Wir waren vor der Freitreppe der Villa angelangt.

„Ach, Herr Gérard,“ rief Antiope, „ich beneide Sie darum, daß Sie dies alles noch nicht gesehen haben. Villa Clare ist eine wahre Augenweide. Wie düster und traurig wird Ihnen unser armes Kendale nachher erscheinen... Nein, nein, protestieren Sie nicht. Warten Sie, bis Sie gesehen haben. Sie müssen wissen,“ fügte sie hinzu, und stützte sich fester auf Reginalds Arm,

„dieses Kind hat alles arrangiert, erdacht und zusammengestellt... So schön wie er ist, ebensoviel Geschmack hat er.“

„Liebe Antiope,“ flüsterte der junge Mann und lächelte verschämt und entzückt, „hören Sie auf, Sie sind unanstehlich.“

„Nein, nein, ich sage so, wie es ist, so schön wie er ist, ebensoviel Geschmack hat er, Herr Gérard. Nur seine politischen Anschauungen sind fürchterlich: wer würde das bei ihm vermuten, so elegant und zart wie er ist! Er ist Anarchist, Revolutionär und was weiß ich noch! Als ich klein war, glaubte ich, daß die Revolutionäre Leute wären, die ein kariertes Taschentuch um den Hals trügen und die auf die Tische stiegen und zwischen geleerten Flaschen rabiate Lieder brüllten. Und doch ist Reginald Revolutionär. Alles Bestehende soll gestürzt werden. Sie brauchen mich nicht in den Arm zu kneifen. Schwören Sie, Reginald, daß Sie kein Revolutionär sind!“

„Lieber Gott, wie lächerlich Sie sind, Antiope“, sagte lachend der junge Mann in dem pfirsichfarbenen Rock. „Wissen Sie aber auch, was sie ist, lieber Herr Gérard? Sie gehört einem Haufen heimlicher Gesellschaften an, die bezwecken, die Engländer aus Irland herauszujagen. Ihr Name ist mit einer Prophezeiung verknüpft, die aus ihr so etwas wie eine irländische Jungfrau von Orleans macht. Jetzt sind Sie dran zu schwören, Antiope, daß das, was ich sage, falsch ist.“

„Es ist wahr, absolut wahr“, erwiderte Antiope. „In dieses Haus, in dem ich jetzt Tee trinken werde, trete ich eines Tages, und zwar sehr bald, mit der Fackel in der Hand ein. Aber wie Sie sehen, Herr Gérard, sind wir unterdessen noch gute Freunde.“

Sie streichelte bei diesen Worten die Wange des jungen Mannes. Dann brach sie in Lachen aus.

Es lag in diesem Benehmen etwas, was mir auf die

Nerven ging. Es schien mir gemacht, von erzwungener Lustigkeit. War sich Antiope meines Eindrucks bewußt? Zweifellos mit veränderter, fast harter Stimme sagte sie:

„Wir wollen hineingehen. Genug der Dummheiten. Es ist schicklicher, Ihre Mama nicht noch länger warten zu lassen.“

In der großen Galerie, in die wir zuerst hineinkamen und wo gewöhnlich Familienbilder hängen, war nichts dergleichen zu sehen. Wie war ich mit dieser Zurückhaltung einverstanden! Wären die Wände mit Porträts der Familie Somerville geschmückt gewesen, so hätten sie gezeigt, daß das Haus Arbukle keine Ahnen aufweisen konnte.

Schachbrettartig war der Fußboden mit schwarzen und weißen Steinen ausgelegt. Ein großer Spiegel mit Ebenholzrahmen reichte bis zu einer mit blauen Hortensien gefüllten Jardiniere herab... Durch die Glastür sah man in den Garten, der abschüssig zum Meere hinabstieg. Er war schon in Nebel getaucht. Er war einer von jenen Gärten, in denen in Gesellschaft von Lord Henry der junge Dorian Gray gern träumte, wenn er nach einer durchbummelten Nacht, die er mit opiumrauchenden Dockers und den Dirnen von Greenwich verbracht hatte, heimkehrte.

Nichts war deplazierter als die Gräfin von Kendale in diesem zerfließenden Luxus. Aber wie der reizende Reginald hier voller Behagen strahlte!

„Mama,“ rief Lord Arbukle, „da sind wir.“ Er öffnete das Gitter aus lackiertem Holz, das eine Tür ersetzte, schob einen Samtvorhang beiseite und bat uns durch eine Handbewegung einzutreten.

Lady Flora saß aufgestützt auf einem niedrigen Diwan. Dieser, aus rotem Lack mit goldenen Linien durchzogen,

war mit schwarzem Samt bedeckt: Lady Flora rauchte eine Zigarette, die sie bei unserem Eintreten in eine schwarze Glasschale warf.

Sie küßte Antiope auf die Stirn, die sich neben sie auf den Diwan setzte.

„Ach,“ sagte sie, „Herr Gérard, der Bändiger rebellischer Stuten, wie liebenswürdig von Ihnen, daß Sie meinem ersten Ruf gleich gefolgt sind.“

Sie lächelte. Ihr nackter Arm hob sich leuchtend weiß von dem schwarzen Diwan ab.

Antiope lehnte sich ungezwungen in die Kissen.

„Reginald,“ sagte sie, „ich sitze zu gut, um mich zu rühren. Spielen Sie die Haustochter. Servieren Sie uns den Tee.“

Mit einer feenhaften Geschicklichkeit brachte der pfirsichfarbene Jüngling den kleinen Teetisch heran, auf dem die Teekanne und alles Dazugehörige stand. Antiope ließ sich Tee eingießen. Er nahm ebenfalls welchen. Ich wählte Portwein, und Lady Flora machte es wie ich. Schon aus dieser Wahl allein begann sich zwischen uns vieren die richtige Übereinstimmung zu entwickeln.

Lord Reginald saß zu meinen Füßen auf dem Teppich und amüsierte sich damit, ein kleines Salonhündchen mit dem Stiel einer Orchidee zu necken. Der Hund hatte so lange Haare, daß er aussah, als ob er keinen Kopf und keinen Schwanz hätte, was ihm das Aussehen einer Muffe gab. Wütend schnappte er nach der Blume.

„Genug, Reginald, laß Irma zufrieden“, sagte seine Mutter mit ihrer eigenartigen metallischen Stimme, die von Natur aus an das Befehlen gewöhnt zu sein schien.

Ich benutzte diese Minute, um Lady Flora zu beobachten, während sie gleichzeitig an ihrem Glas Portwein nippte, sich eine Zigarette anzündete und mit Antiope eine häufig unterbrochene Unterhaltung führte. Es wäre überflüssig, zu leugnen, daß sie einen tiefen Eindruck

auf mich machte. Auf junge Leute aus einfachen Kreisen übt eine elegante, schöne Frau immer einen großen Einfluß aus. Ihr Interesse bewirkt bei ihnen, daß sie fanatische Verteidiger der Ordnung und der Tradition werden. Behandelt man sie jedoch von oben herab, verwandeln sie sich sofort in eifrige Beschützer des Umsturzes und der Bürgerkriege. Marie Antoinette besaß eine verführerische Macht, die wohl von niemand angezweifelt werden kann. Wäre die Königin 1788 auf den Gedanken gekommen, ein Fest zu geben, zu dem sie ein halbes Dutzend Lumpenkerle, wie einen Saint-Just, Barnave, Fabre, d'Eglantine eingeladen hätte, und diese Männer mit ihrer Aufnahme zufrieden gewesen wären, so kann man zehn gegen eins wetten, daß keine Revolution ausgebrochen wäre. Bonaparte hätte seine Karriere als Schwadronschef bei der Artillerie beendet, und Europa und die gegenwärtige Gesellschaft wäre nicht ein solcher Wirrwarr geworden.

Ich betrachtete also Lady Flora. Sie trug ein rubinfarbenes Samtkleid. Ihr fahlblondes, kurzgeschnittenes Haar umrahmte ihren Kopf wie eine Mähne und ließ ihren entzückenden mädchenhaften Nacken frei. Obgleich sie ein tief ausgeschnittenes Kleid trug, hatte man nicht den Eindruck, daß sie stark dekolletiert war. Ich mußte auf ihren Sohn, der zu ihren Füßen saß, blicken, um mich an das Alter dieser Frau zu erinnern, und auch dann schien es mir noch unglaublich. „Solche Dinge muß man sehen, um sie glauben zu können“, hatte mein bescheidener Vertrauter, der Diener William, gesagt. Ach, wenn man sie selbst sah, hielt man sie für unmöglich.

Hals und Arme bildeten eine herrliche Linie zu den Hüften herab, die von einem weiten, tiefsitzend dunklen Jettgürtel lose umschlungen waren. Ein Bein im goldseidenen Strumpf war sichtbar. Das durchsichtige spinnenfeine Gewebe ließ das gewölbte Knie erkennen. Mehr konnte ich nicht sehen. Da wandte ich meine Blicke ab

und begegnete denen Antiopes. Es lag so viel trockener Spott darin, daß ich erbehte.

Ich machte mir klar, daß man in der Unterhaltung hier sehr vorsichtig sein müsse, und um ein neutrales Thema zu haben, sprach ich mich sehr anerkennend über den ausgezeichneten Geschmack von Lord Arbuckle aus, den er bei der Einrichtung der Villa bewiesen hatte.

Ich fühlte, daß ihm dieses Lob sehr wohltat. Ein Strahl seiner violetten Augen dankte mir.

„Sie sind wirklich sehr nachsichtig, lieber Herr Gérard.“

„Ja, man muß zugeben, daß es ganz gelungen ist“, sagte nachlässig Lady Flora.

„Der beste Beweis, daß man gute Ideen gehabt hat.“ sagte Reginald, „ist der, daß andere Leute sie nachahmen. Sie kennen doch natürlich Sir Philipp Sassoon, Herr Gérard?“

„Ich habe nicht die Ehre.“

„Wirklich, das ist merkwürdig! Sir Philipp ist in intellektuellen Kreisen so bekannt. Aber das ist auch gleichgültig. Unzweifelhaft ist Sir Philipp ein bedeutender Mann und ein vollendeter Gentleman. Aber ich kann nicht behaupten, daß er sich sehr nett gegen mich benommen hat.“

„Rede doch keinen Unsinn, Reginald“, sagte Lady Flora. „Sir Philipp ist ein tadelloser Freund.“

„Herr Gérard soll selbst urteilen. Also hören Sie, lieber Herr Gérard: Sir Philipp hat in Hythe bei Folkestone eine herrliche Villa, die von demselben Architekten erbaut worden ist, wie die unsere. Dagegen läßt sich auch gar nichts sagen. Aber als er hierherkam, habe ich die Dummheit begangen, ihm bis in das kleinste meine dekorativen Schöpfungen zu zeigen. Du kannst doch nicht behaupten, Mama, daß er sich dann korrekt benommen hat.“

Lady Arbukle schüttelte ihren schönen Kopf.

„Amüsiere dich über mich, wenn es dir Spaß macht, Mama. Nun hören Sie, Herr Gérard. In der Villa Hythe ist ein folgendermaßen eingerichtetes Zimmer. Graue Tafelung. Rosa Tapeten mit einer Borte, auf der Affen und Delphine Purzelbäume schlagen. Eine kleine runde Kommode mit silbernen Troddeln, die als Schubladengriffe dienen, ein Bett in Makassarebenholz, über dem ein Papagei aus grünem Holz thront. Ich denke, daß Delphine und ein Papagei ausreichend apart sind. Dieses Zimmer will ich Ihnen bis in die kleinsten Kleinigkeiten hier sogleich zeigen. Es ist Clovis Hugues Zimmer.“

„Clovis Hugues Zimmer?“ sagte ich erstaunt.

„Ja, lieber Herr Gérard. Ohne Skrupel hat es mir Sir Philipp weggeschnappt. Jawohl, er hat es mir weggeschnappt. Und noch etwas... Du brauchst gar nicht die Achseln zu zucken. Mama, du weißt ganz gut, daß ich die Wahrheit sage. Also noch etwas. In Hythe sieht das Billardzimmer folgendermaßen aus: Graue Leinengardinen mit kirschroten Fransen. Ein einfarbig grauer Teppich. Das Billard ist aus Ebenholz mit Füßen aus Elfenbein. Eckige Diwans aus grauem Holz mit dicker kirschroter Seide überzogen; kleine Tische mit hohen Füßen in grauem Ahornholz und schwarzen Streifen. Kirschfarbene Friese mit abwechselnd Fischadlern und Seepferdchen... Fischadler und Seepferdchen! Auch dieses Zimmer, Herr Gérard, hat Sir Philipp auf das genaueste nach meinem Billardzimmer, dem Raffin-Dugens-Zimmer anfertigen lassen.“

„Das Raffin-Dugens-Zimmer“, wiederholte ich.

Lady Flora hob die Blicke gen Himmel.

„Du siehst, Reginald, Herr Gérard ist ein vernünftiger Mensch. Frage ihn, was er über deine Verrücktheiten denkt. Man soll den Zimmern solche Namen geben... Was das für Ideen sind!“

Der junge Mann errötete entzückend.

„Ich bin überzeugt, Mama,“ erwiderte er, „daß Herr Gérard meine Ansicht teilt, daß wir jede Gelegenheit ergreifen müssen, unsere Achtung jenen uneigennütigen Männern zu beweisen, deren Ziel es ist, die Menschheit auf bessere Bahnen zu führen.“

„Das wäre alles sehr gut und schön,“ sagte Lady Flora, „wenn man nicht in die peinlichste Verlegenheit käme. Jetzt bitte ich Sie, zu urteilen, Herr Gérard. Die Diele, die Sie zuerst betraten, hieß ursprünglich Hendersondiele, das Boudoir, in dem wir uns jetzt streiten, Albert-Thomas-Boudoir, und mein Zimmer, der Gipfel des Wahnsinns, Vandervelde-Zimmer. Seit dem Kriege mußte alles geändert werden. Augenblicklich heißt die Diele Compère-Moreldiele, und das Boudoir Marc Sanguierboudoir, und mein Zimmer, was sagen Sie dazu, heißt Kropotkinezimmer.“

Mit kalter Würde entgegnete Reginald:

„Ich konnte nämlich für die Räume die Namen der Männer nicht beibehalten, die ihr Ideal verraten haben, als sie einwilligten, für einen Bruderkampf mit den bürgerlichen Regierungen gemeinsam zu handeln.“

„Natürlich“, murmelte ich.

„Sehen Sie,“ sagte Lady Flora friedfertig, „Reginald ist ein sehr guter Sohn, und ich habe ihn zu lieb, um ihm ein Vergnügen zu nehmen, an dem er Freude hat. Aber Sie müssen mir zugestehen, daß diese ewigen Veränderungen für eine Hausfrau entsetzlich sind. Die Dienstboten finden sich überhaupt nicht mehr zurecht, und wenn wir Logierbesuch haben, bringen sie das Frühstück in das Gorkizimmer, das für das André Lebeyzimmer bestimmt ist. Das ist doch nicht auszuhalten! Jetzt habe ich bei Reginald darauf gedrungen, daß die Zimmer nach verstorbenen Revolutionären benannt werden. Bei denen ist man wenigstens sicher, daß sie ihr

Ideal nicht verleugnen werden, um in bürgerlichen Kabinetten Minister zu werden.“

Antiope hatte an diesem Streit nicht teilgenommen. Sie stand an einem Fenster und trommelte gegen die Scheiben, durch die man den Garten in der zunehmenden Dämmerung immer weniger erkannte.

Leise schlich sich Lord Reginald an sie heran und faßte sie plötzlich am Arm.

„Nun, schöne Verschwörerin,“ sagte er, „bleibt es noch immer beim 24. April?“

„Was?“ fragte sie.

„Nun die Erfüllung der Prophezeiung des Donegal. Nicht wahr, an dem Tage werfen Sie uns ins Meer?“

„Ja“, sagte sie wie abwesend.

„Ja? Hören Sie, Herr Gérard“, rief Reginald, den die Gleichgültigkeit der jungen Frau zu reizen schien. „Hören Sie? Glauben Sie nicht, daß es etwa ein Scherz ist. Es ist ernst. Aber da Sie mit den irländischen Angelegenheiten Bescheid wissen, erklären Sie sie mir, denn ich frage mich, ob ich sie jemals verstehen werde. Was wollen die Irländer denn eigentlich? Eine bessere Organisation des Gerichtswesens? Ein liberaleres Zollsystem? Schulen? Krankenhäuser? Sie brauchen es ja nur zu sagen. Wir möchten ihnen doch gern entgegenkommen...“

Ich lehnte mit einer höflichen Bewegung ab.

„Na, Antiope,“ sagte der junge Mann, „sind Sie nicht zufrieden, so wie es jetzt ist?“

„Ich persönlich ja“, sagte sie.

„Also?“

„Also!“

„Gott,“ meinte Lady Flora, „eine solche Unterhaltung ist mir ein Greuel! Was seid Ihr für Kinder! Man kann sie nicht zwei Minuten allein lassen, Herr Gérard, ohne daß sie anfangen, von Politik zu sprechen.“

Was wird das erst werden, wenn sie niemand mehr haben, der sie hindert!“

Im Boudoir war es jetzt völlig dunkel. Ich konnte weder Antiopes Gesicht noch das von Reginald erkennen. Nur Lady Flora, die dem Fenster gegenüber saß, war noch zu sehen. Bei ihren letzten Worten lächelte sie mir verständnisvoll zu.

Lord Reginald beharrte bei der Unterhaltung.

„Sie haben mir noch nicht geantwortet, Antiope. Der 24. April ist also Ihr Geburtstag und somit der Entscheidungstag für die Prophezeiung Donegals?“

„Das wissen Sie ebensogut wie ich“, erwiderte sie.

„Schön, Mama, ich habe einen guten Einfall, um Antiope einen ordentlichen Streich zu spielen. Am 23. ist Ostern. Wir werden eine Gesellschaft geben, um ihren Geburtstag zu feiern. Sie muß auch kommen und hierbleiben, wenn am Montag, den 24., die Sonne aufgeht. Da ist mit einer Verschwörung nichts mehr zu wollen, meine liebe Antiope. Es wird getanzt, und Sie eröffnen den Ball mit meinem Freunde, dem Oberst Hartfield, der die Traleer Garnison kommandiert, und dem im Falle eines Aufstandes die angenehme Pflicht obliegt, Sie zu verhaften.“

Der junge Mann klatschte in die Hände. Er hielt seinen Vorschlag für einen glänzenden Witz.

„Nehmen Sie an, Antiope?“

„Nun sei doch ruhig, Reginald“, sagte Lady Arbuckle, die von der Wendung, welche die Unterhaltung genommen hatte, peinlich berührt schien.

Aber er blieb dabei.

„Nehmen Sie an?“ wiederholte er. „Am 23. April um elf Uhr. Ich lade alle Freunde aus der ganzen Gegend ein. Wir speisen zu Abend...“

„Sollten wir zu dieser Zeit Gäste in Kendale haben, dann erlauben Sie wohl, daß ich sie mitbringe,“ sagte

Antiope, „denn selbstverständlich nehme ich Ihre Einladung an.“

„Bravo“, rief Reginald. „Das ist eine Revolution, die nett anfängt. Selbstverständlich kommt Herr Gérard auch.“

„Bis dahin werden wir noch Gelegenheit haben, Herrn Gérard wiederzusehen“, meinte Lady Flora.

In diesem Augenblick waren durch die Scheibe, die blaulich in der Dämmerung schimmerte, zwei gelbe Lichtkreise zu erkennen, die immer größer wurden. Sie strahlten von den Laternen eines Wagens aus, der durch den Park kam.

Reginald ging an das Fenster.

„Ihr Wagen ist da, Antiope, und Ralph kutschiert. Er holt Sie ab.“

„Ich kenne keinen treueren Diener als diesen Ralph“, sagte Lady Flora.

In diesem Augenblick drehte sie das Licht an. Überall in Schalen, Becken, bunten Laternen leuchtete es auf.

Wir erhoben uns. Antiope und Lord Arbukle gingen auf die Diele voran.

Ich war eine Sekunde allein mit Lady Flora. Auf ihren linken Arm, den sie gegen das Türgesims gestützt hatte, lehnte sie ihren schönen blonden Kopf. Ich stand ganz dicht neben ihr.

„Ich danke Ihnen für Ihren Besuch“, sagte sie.

Ich schwieg, und sie fuhr fort:

„Ich hoffe, Sie kommen wieder.“

Da ich weiter schwieg, sagte sie:

„Kommen Sie wieder, das heißt, wenn man es Ihnen gestattet.“

Ich faßte nach ihrer Hand.

„Morgen“, flüsterte ich mit beklommener Stimme. Sie lachte leise.

„Morgen? Das ist ein bißchen früh, nein, morgen paßt es mir gerade nicht. Reginald fährt zu seinem lieben Oberst Hartfield nach Tralee. Aber schließlich warum nicht? Wenn Sie nicht Angst haben, sich zu langweilen, kommen Sie. Ich erwarte Sie um halb acht zum Abendessen.“

Leise und sehr schnell hatten wir Fragen und Antworten getauscht. Wir waren schon auf der Diele, und Antiope war noch dabei, ihren Hut aufzusetzen.

Wir waren ungefähr einen Kilometer nach Kendale zugefahren, als Antiope anfang zu sprechen.

„Ralph“, sagte sie zu dem Verwalter.

Dieser ließ die Pferde etwas langsamer gehen, so daß das Geräusch des Wagens nicht mehr so laut war.

„Ralph“, sagte Antiope, „ich habe mit Lady Arbukle gesprochen. Sie will ihrem Inspektor Anweisung geben, daß Tom Lally eine weitere Frist gewährt wird. Er braucht seine Pacht erst zu bezahlen, wenn sie wieder im September fällig ist. Bis dahin kann sich manches ändern.“

Sie fuhr fort:

„Die Anzeige gegen die alte Magda, die man dabei betroffen hat, als sie Holz im Clarer Park aufblas, ist zurückgezogen... Beruhigen Sie die armen Leute, Ralph.“

Der Verwalter verbeugte sich und ließ seine Pferde wieder traben.

Nach einem kurzen Schweigen fragte die Gräfin von Kendale:

„Waren Sie in Tralee, Ralph?“

„Ich war in Tralee, Erlaucht, um die Freiwilligen aus dem Bezirk zu mustern und um einen Tag für die nächsten Marsch- und Schießübungen festzusetzen.“

„Und geht in dieser Beziehung alles nach Wunsch, Ralph?“

„Ausgezeichnet, Erlaucht.“

„Sie waren also in Tralee?“

„Ich war in Tralee und bei der Rückkehr fiel mir ein, daß Eure Erlaucht noch in Clare sein könnten. Da fuhr ich hin, weil ich weiß, daß es in Clare nur Automobile gibt, und ich die Abneigung Ihrer Erlaucht für dieses Beförderungsmittel kenne.“

„Danke, Ralph.“

Das war alles. Eine halbe Stunde später sahen wir in der Dunkelheit die Lichter von Kendale auftauchen. Während der ganzen Fahrt hatte Antiope kein Wort mit mir gesprochen.

Sechstes Kapitel.

Das Kröpotkinezimmer.

Ich glaubte das Schlagen einer Uhr gehört zu haben. In dem Halbschlummer, in dem ich mich befand, verstärkte sich dieser Eindruck und wurde Wirklichkeit... Noch ein wenig benommen stand ich auf, stieß an merkwürdige kleine Möbel, runde Tierköpfe von Fellen, die überall auf dem Parkett umherlagen, und ich ging auf den Kamin zu.

Holzscheite glimmten noch. Sie waren nur da, um den hübschen Anblick eines Kaminfeuers zu geben, denn das Zimmer erhielt seine laue Wärme von Radiatoren, deren weiße Emailleheizkörper man im Schatten an den Wänden bemerkte.

Rosige Lichter tanzten im Zimmer. Ich benutzte das Aufflackern einer Flamme, um die Zeit auf der kleinen Kaminuhr festzustellen: fünf Minuten nach zwei Uhr.

Neben der Schaufel und Feuerzange stand ein Tischchen, das ich bei dem Umhertasten fast umgestoßen hätte. Auf diesem Tische sah ich verschwommen Kristall und Silber leuchten. Ein Abendbrot war dort serviert. Aus einem silbernen Eimer guckte der umwickelte goldene Hals einer Champagnerflasche heraus. Von allen Seiten erblickte ich neue Dinge, die mir vollkommen entgangen waren, als wir vor drei Stunden dieses Zimmer betreten hatten, das in ein Meer von Licht getaucht gewesen war.

Eines der Holzschelte fiel plötzlich herunter, und es wurde fast hell. Ich hörte Lachen hinter mir.

„Lieber Freund, ich denke Sie werden nicht andauernd in einer solchen Verfassung bleiben... Erst wenn Sie wieder vollkommen korrekt sind, werde ich zu Ihnen an den Kamin zurückkehren.“

Ich machte eine komische Bewegung, um meine Verlegenheit auszudrücken.

Lady Flora lachte noch mehr.

„Sie tun mir ja schrecklich leid. Öffnen Sie dort die Tür und gehen Sie hinein, da hängen meine Schlafrocke. Nehmen Sie irgendeinen und sehen Sie zu, daß Sie die anderen nicht alle herunterwerfen.“

Ich gehorchte. Als ich in den dunklen Raum eingetreten war, erschauerte ich bei der Berührung von Seide, Atlas und Metallstickereien, und mein Kopf schwirrte mir von den Parfüms, die allen diesen Kleidern entströmten.

Tastend gelang es mir, eins von seinem polierten Holzbügel herabzustreifen. Es hatte so weite Ärmel, daß ich keine Mühe hatte, die Arme durchzustecken. Eine dicke Schnur hing daran, ich schlang sie mir um die Taille. Ich riskierte es, wieder zu erscheinen.

Lady Flora war schon wieder neben dem Kamin. Sie kauerte vor dem Feuer, die Hände um die Knie geschlungen. Sie hatte eine Zigarette angezündet und rauchte. Sie war mit einem schwarzseidenen Pyjama bekleidet. Als sie mich sah, schüttete sie sich aus vor Lachen.

„Ach, lieber Freund, wie niedlich sehen Sie aus. Kommen Sie doch mal näher, damit ich Sie ein bißchen bewundere.“

Durch einen Spiegel wurde mir klar, daß ich noch lächerlicher aussah, als ich vermutet hatte.

„Aber was Sie für einen Geschmack haben... oder vielmehr Glück. Sie haben da einen meiner reizendsten Morgenröcke gefaßt: das Nagasakigewand.“

Tatsächlich steckte ich in einem kirschroten Kimono, mit Goldstickereien überladen, die Chrysanthemen und Drachen darstellten. Durch die weiten Ärmel waren meine nackten Arme sichtbar, und der tiefe Halsausschnitt zeigte meine Schultern.

„Sie sehen sehr gut aus, wirklich sehr gut,“ wiederholte Lady Flora, „aber das ist noch kein Grund, so stolz zu sein und sich nicht zu mir an das Feuer zu setzen.“

Sie fing wieder furchtbar zu lachen an.

„Wie heißt der Direktor von Ihrem Collège de France?“

„Der Leiter des Collège de France ist Maurice Croiset.“

„So... Ich würde sofort einen meiner Ringe geben — es wäre mir ganz egal, welchen — um das Gesicht zu sehen, das Herr Maurice Croiset machen würde, wenn er Sie in diesem Augenblick sähe.“

„Das würde jedenfalls kein alltägliches sein“, murmelte ich träumerisch.

„Mein Gott,“ rief Lady Flora, „sehen Sie doch nicht so verzweifelt aus. Ich wiederhole Ihnen, daß Sie fabelhaft wirken. Wenn Ihre Freundin Antiope hier wäre, würde sie mir beipflichten. Aber ich bin dumm, vielleicht, daß schon...“

Ich machte eine Bewegung, in der ich jedoch sofort innehielt, weil ich fühlte, daß in einem solchen Moment ein Protest etwas Unverschämtes gegen diese reizende Frau in dem schwarzen Pyjama gewesen wäre.

Aber sie hatte mein Auffahren schon bemerkt.

„Ich will nicht indiskret sein“, sagte sie mit spöttischem Lächeln.

Ich antwortete mit einem Angriff.

„Wie man mir erzählt hat, soll Lord Reginald Antiope heiraten“, erwiderte ich mit einem unschuldigen Gesicht.

„Ach, Reginald ist nicht eifersüchtig“, sagte sie achselzuckend. Sie hatte dasselbe Lachen wie Antiope.

„Er steht ganz über diesen Dingen, das arme Kind!“

Ich betrachtete sie, während sie mit einer so ruhigen Ungezwungenheit sprach.

War das dieselbe Frau, die vor kaum einer Stunde... Ich war nicht imstande, zu entscheiden, ob es Unbewußtheit oder Falschheit war. Mir fielen die Worte eines großen Geistlichen ein, der lange in Großbritannien amtiert hatte. „Ich habe Irländerinnen und Engländerinnen die Beichte abgenommen. Trotzdem es nicht so scheint, besteht zwischen der irländischen Keuschheit und der Obszönität in Wales ein auffallender Kontrast.“ Und lächelnd hatte er hinzugefügt: „Dabei müssen Sie wissen, daß ich nur von den Katholiken in Wales spreche.“

Lady Flora drückte auf einen unsichtbaren Knopf, und es flammte Licht in einem blaßrosa Lämpchen, das auf dem Kamin stand, auf. Mit wunderbarer Behendigkeit war sie im selben Augenblick aufgesprungen. Jetzt stand sie, den Kopf auf die gekreuzten Arme zurückgelehnt und dehnte sich mit wollüstiger Behaglichkeit.

Sie gähnte.

„Ich habe Hunger“, sagte sie.

Sie warf einen Blick auf das Tischchen, von dem ich vorhin sprach, und schlug die Hände zusammen.

„Ah,“ rief sie, „Rebhuhn, Gänseleberpastete und Obst, das ist schön.“

Ich guckte auch auf das Tischchen und sah, daß alles für ein Souper für zwei Personen hergerichtet war. Darüber empfand ich eine gewisse Demütigung, denn

diese Vorbereitungen sah ich als eine Beschränkung meiner freien Entschlüsse an. Seit meiner Ankunft hatte Lady Flora das Zimmer nicht verlassen, um eine Anweisung zu erteilen. Folglich hatte sie vorher bereits alles angeordnet. Sie hatte beschlossen, daß ich mit ihr Abendbrot essen sollte, und während ich geglaubt hatte, daß sie nach meinem Willen handelte, hatte ich ihr gehorcht.

„Aber schließlich“, sagte ich mir, „wäre ich schön dumm, wenn ich mir ein so nettes Abenteuer durch solche Sentimentalitäten erschweren würde. Wenn man Lappalien beachtet, vereckelt man sich das Leben. Man muß einfach den Augenblick genießen, der hier in jeder Beziehung wundervoll war.“

Ohne zu zögern, versuchte ich, meinen Entschluß gleich praktisch auszuführen. Lady Flora stand mir gerade mit dem Rücken zugewandt, um ein Rebhuhn zu zerlegen. Ich schloß sie in die Arme.

Sie zitterte. Ihr kleines Messer glitt ab. Aber lachend machte sie sich frei.

„Ach, das sind die Schüchternen“, rief sie... „Sehen Sie mal, was Sie angestellt haben. Ich hätte mich in den Finger schneiden können. Sie haben sich aber ganz beschmiert. Da auf den Ärmeln Ihres schönen Kimonos zittern kleine Stückchen Gelee. Es ist nicht nett, geliehene Sachen zu verderben.“

Da ich mit einer Armsündermiene dastand, fügte sie hinzu:

„Wenn Sie absolut Ihre Kraft bekunden wollen, genießen Sie sich nicht.“

Sie wies auf den Eimer mit der Champagnerflasche.

„Um den Draht loszulösen, liegt eine Zange daneben. Aber nicht wahr, machen Sie es möglichst ohne Krach, um die Leute nicht aufzuregen.“

Unterdessen stellte sie auf das Tischtuch, das sie

über den Teppich vor dem Kamin ausbreitete, Teller und legte Bestecks dazu.

„Wir wollen auf der Erde Abendbrot essen,“ sagte sie, „das ist amüsanter.“

Neben dem Eimer mit Eis war ein feingeflochtener Korb, in dem eine Flasche lag. Lady Flora bedeutete mir, ihn zu nehmen.

„Stellen Sie ihn an das Feuer. Sie haben wohl das Etikett gelesen und wissen, was es bedeutet, nicht wahr?“

„Léoville-Poyferré“, antwortete ich.

„Von 1881“, fügte Lady Flora hinzu. „Das gehört unbedingt zum Rebhuhn. So sachte, sehr schön.“

Ohne Schwierigkeit hatte ich die Flasche Champagner aufgezogen.

„Nun wollen wir uns niederlassen“, sagte meine Gastgeberin.

Behende setzte sie sich; ich konnte gerade noch nach ihrer Hand haschen und meine Lippen darauf drücken.

„Pssst!“ machte sie. „Wir wollen die Geschichte mit dem Rebhuhngelee nicht noch mal anfangen. Wir wollen Schluß machen, wie man bei Ihnen zu sagen pflegt.“

Verblüfft sah ich sie an. Ich war von ihrer Fähigkeit, zu vergessen und sich wieder so ganz anders zu geben, überwältigt. Mathilde de la Mole versteht sich so wunderbar zu frisieren, daß durch die Strähne Haar, die sie sich vorige Nacht in einem Moment der Erregung abschnitt, keine Blöße entsteht. Ich muß feststellen, daß Lady Flora diese Kunst, jede Blöße zu verdecken, auch wunderbar verstand.

„Dieses Rebhuhn ist gerade richtig“, sagte sie. „Bitte legen Sie doch noch ein Stück Holz auf. Ehe Sie sich hinsetzen, geben Sie uns Champagner.“

Ich füllte die Gläser.

„Er ist gut“, sagte sie, nachdem sie genippt hatte. „Übrigens haben Sie heute die Zeitungen gelesen: die

Deutschen haben schon wieder Reims bombardiert. Der arme Dom! Ist das schade! Wenn es so weitergeht, werde ich Reginalds Ansicht teilen, der nichts entsetzlicher als den Krieg findet. Wie denken Sie darüber?“

„Man muß wahnsinnig oder ein Schuft sein, wenn man nicht ebenso wie Lord Arbukle denkt“, erwiderte ich.

Lady Flora füllte unsere Gläser wieder und leerte das ihre in einem Zuge.

„Unser Champagner ist wirklich fein“, fuhr sie fort. „Es war ein sehr guter Gedanke von mir, 1914 fünf-hundert Flaschen davon zu kaufen. Sie werden es gar nicht glauben: im Mai! Man könnte meinen, daß ich die Ereignisse vorausgesehen habe. Jetzt ist es ganz unmöglich, sich welchen zu verschaffen. Und wer weiß, ob man nach dem Kriege wieder etwas bekommt. Die ganze Gegend ist wohl fürchterlich verwüstet, nicht wahr?“

„Ja“, sagte ich.

„Das ist sehr bedauerlich. Aber schließlich bleiben Ihnen noch die Burgunder und Bordeauxweine. In dieser Beziehung kann man nicht behaupten, daß Frankreich zu sehr zu beklagen ist. Gießen Sie sich doch noch Léoville ein. Es tut mir leid, daß ich nicht zwei Flaschen Roederer heraufbringen ließ. Sie sagen, daß Sie die heutigen Zeitungen noch nicht gelesen haben? Die Nachrichten sind nicht sehr erfreulich. Wo ist denn die Times?... Sie sollten den Bericht von Verdun lesen. Die Deutschen sind in den Wald de la Caillette eingedrungen und haben zwei von Ihren Regimentern gefangen-genommen. Wieso veröffentlichen Ihre Zeitungen eigentlich nicht die deutschen Berichte. Das ist sehr komisch. Die englischen Zeitungen tun es doch. Sie sagen ja gar nichts. Fehlt Ihnen etwas?“

Mir fehlte nichts. Ich hatte nur einfach durch eine etwas heftige Bewegung festgestellt, daß die Halswirbel-

lähmung, die das Schrapnell von Guise verursacht hatte, noch vorhanden war. Es würde mir etwas gefehlt haben, wenn ich sie in diesen Minuten der Schlawheit nicht gemerkt hätte.

Wenn auch meine patriotischen Skrupel beruhigt waren, so kann ich leider nicht behaupten, daß es bei gewissen anderen der Fall war. Kannte ich auch Professor Ferdinand Gérard nicht persönlich, so muß ich doch zugeben, daß meine Arbeitsmethode seit meiner Ankunft in Kendale wahrscheinlich eine ganz andere war, wie er sie ergriffen hätte, um sich über die Rechtmäßigkeit irländischer Revendikationen Beweise zu verschaffen. Es war sonnenklar, daß ich die loyalsten, großzügigsten Gastgeber täuschte. Auch wenn diejenigen, die diese Zeilen lesen, mir den Vorwurf der Unsittlichkeit machen, so könnte ich es nicht einen Augenblick ableugnen. Ich kann nichts anderes tun, als auf Grund meiner Schwäche und besonders wegen meiner Aufrichtigkeit mildernde Umstände für mich zu erbitten.

Wenn auch der Liebeszauber, der von Lady Flora ausging, mächtig war, so hatte er doch noch nicht völlig die Stimme der Moral in mir erstickt. Aber nur sehr, sehr schwach drang sie in dieser Minute zu mir, wo ich, in mein purpurnes und goldenes Gewand gehüllt, meine Stirn auf die kleinen Knie von Lady Flora lehnte und jeden Moment das Krähen des Hahnes zu hören erwartete.

Lady Flora war dabei, sich eine Birne mit einem silbernen Messer zu schälen. Plötzlich hatte ich den unangenehmen Eindruck, daß ich sehr auf meine Worte aufpassen mußte.

„Gefällt es Ihnen bei uns?“ fragte sie nachlässig.

„Ich müßte sehr schwierig sein, wenn es nicht der Fall wäre“, erwiderte ich mit der vollendetsten Heuchelei.

Sie lächelte.

„Ich verstehe, und das ist sehr liebenswürdig von Ihnen. Aber als Sie sich entschlossen haben, nach Irland zu kommen, wußten Sie ja noch nicht, daß Sie mir hier begegnen würden.“

Sie war sich über den Wert ihrer Person durchaus im klaren.

„Nun,“ meinte sie, „Ihnen geht's nicht so wie mir. Ich langweile mich hier zum Sterben.“

„Warum bleiben Sie also?“ fragte ich etwas pikiert. Sie sah mich mit ihren schönen Augen erstaunt an.

„Warum ich bleibe? Nun, aus Pflichtgefühl.“

„Aus Pflichtgefühl?“

„Ja, wegen Reginalds Gesundheit. Die Londoner Luft bekommt ihm nicht. In Schottland ist sie zu kräftig für ihn. Außerdem berührten Sie vorhin ein gewisses Projekt...“

In dieser Sekunde hielt sie inne, um die Hälfte einer Frucht, die sie durchgeschnitten hatte, auf einen Teller zu legen.

„Sie werden sich nicht wundern, von mir zu hören, daß ich schon sehr, sehr großes Vertrauen zu Ihnen habe. Gestatten Sie mir, Sie zu bitten, als wahrer Freund mit mir zu sprechen.“

„Ich bitte darum.“

„Es handelt sich um diese Heirat. Wie denken Sie darüber?“

„Wie ich darüber denke?“ fragte ich verblüfft.

„Die Vermögensfrage kommt natürlich gar nicht in Betracht“, fuhr sie im ruhigsten Tone fort. „Selten wohl haben in dieser Beziehung zwei Menschen so gut zusammengepaßt.“

„Vielleicht ist es der Altersunterschied?“

„Puh“, meinte Lady Flora. „Antiope ist zehn Jahre älter als Reginald, das stimmt. Aber sie ist im Charakter noch so jung. Das ist es auch nicht.“

Mit einem gewissen Unbehagen sagte ich:

„Dann verstehe ich also nicht.“

Sie sah mich eigentümlich an.

„Ich weiß nicht, ob ich weitersprechen soll“, meinte sie. „Ich betone noch einmal, daß ich indiskret zu sein fürchte.“

„Sie haben das Recht erworben, es zu sein“, erwiderte ich galant.

Ihre Blicke waren vollkommen ruhig.

„Dann werde ich es also sein. Aber vorher müssen Sie mir schwören, daß Sie für die Gräfin Kendale kein anderes Gefühl hegen wie diese Kinderfreundschaft, von der sie mir erzählte. Wären Ihre Empfindungen anderer Art, müßte ich fürchten, Ihnen Kummer zu bereiten, und ich würde schweigen.“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Eine Mutter hat Pflichten“, fuhr sie ernst fort. „So sehr ich es wünsche, daß mein Sohn Antiope heiratet, würde ich um keinen Preis der Welt diesen Plan verwirklichen wollen, bevor ich nicht Schritte getan habe, um festzustellen, daß gewisse Gerüchte vollständig unsinnig sind.“

„Auf welche Gerüchte spielen Sie an?“

„Ach, ich gebe zu, daß sie unerhört sind. Aber ich wiederhole noch einmal, ich muß völlig klar sehen. Sie sind mein Freund. Ich habe Ihnen jetzt schon zu viel gesagt, um schweigen zu können. Sagen Sie mir, glauben Sie, daß Antiopes Herz noch frei ist? Was denken Sie über sie?“

„Ich glaube, daß die Seele der Gräfin von Kendale einzig und allein von ihrem Lande erfüllt ist.“

„Von welchem Land?“

„Aber... von Irland!“

Lady Flora brach in Lachen aus.

„Stellen Sie sich nicht so naiv. Eine Frau kann sich ja den Tag über mit Politik beschäftigen. Aber ihr bleibt noch die Nacht.“

„Ich verstehe nicht recht...“

„Ach, sehen Sie mich nicht so an. Denn sonst muß ich noch glauben, daß ich unrecht hatte, Ihnen solches Vertrauen entgegenzubringen. Sie begreifen, daß ich diesen Gerüchten keine zu große Wichtigkeit beilege. Schließlich ist Antiope frei...“

„Ich bitte Sie nochmals, mir die Gerüchte, auf die Sie anspielen, mitzuteilen.“

„Es ist Klatsch“, sagte Lady Flora, „ich gebe Ihnen mein Wort... Wie lange sind Sie in Kendale?“

„Ich bin am 24. März angekommen, und heute ist der 6. April.“

„Erst zwölf Tage“, rief sie aus. „Es scheint mir, daß ich Sie schon so lange kenne.“

„Das ist sehr liebenswürdig“, dachte ich, „aber wozu soll uns das alles führen?“

„In zwölf Tagen haben Sie aber schon Zeit genug gehabt, Schloß Kendale gründlich kennenzulernen. Wissen Sie, wie das Zimmer von Antiope gelegen ist?“

„Ja, ich bin einmal am Tage nach meiner Ankunft darin gewesen.“

„Dieses Zimmer ist ein Eckzimmer in der ersten Etage des Schlosses. Eins der Fenster hat die Aussicht auf das Meer, das andere auf den Park.“

„Das habe ich bemerkt.“

„Sie wissen, daß das Schloß am Abhang des Felsens gebaut ist und das auf den Park hinausführende Fenster den vierzig bis fünfzig Fuß hohen Felsen gegenüber hat.“

„Das weiß ich“, erwiderte ich. „Ich bin selbst schon auf den Felsen geklettert. Man hat von seiner Spitze eine

noch schönere Aussicht auf das Meer als von den Fenstern des Schlosses.“

„Na, sehen Sie, und nun werden Sie mich auch vorzüglich verstehen. Aber sowie ich in Ihren Blicken nur die leiseste Mißbilligung lese... höre ich sofort auf zu sprechen.“

„Aber bitte, erzählen Sie nur weiter.“

„Vor drei oder vier Monaten diente ein Stallknecht bei mir. Er hieß Jim. Dieser Jim hegte ein zärtliches Gefühl für die Zofe der Gräfin von Kendale.“

„Für Jenny?“

„Nein, Jenny ist erst nachdem gekommen. Die Liebe von Jim hieß, glaube ich, Jane. Aber das ist auch egal.“

„Ganz egal.“

„Wenn Jim mit seinem Dienst fertig war, lief er abends nach Kendale, um sich mit Jane zu treffen. Eines Abends war sie nicht zu dem Rendezvous erschienen. Das Zimmer der Gräfin war erleuchtet, und Jim kam auf die ganz begreifliche Idee, auf den Felsen zu klettern, weil er dachte, Jane wäre durch die Gräfin zurückgehalten worden, und er von dort aus besser den Augenblick abpassen könnte, wo das Mädchen frei sein würde. Jim sah aber nicht Jane, doch dafür...“

„Doch dafür?“

„Ach,“ sagte Lady Flora, „Sie müssen mich nicht für so unfein halten, daß ich den Namen dessen, der zu so später Stunde bei Antiope war, nennen werde. Was denken Sie eigentlich von mir? Der Name des Mannes tut auch nichts zur Sache.“

„Und Jim?“ fragte ich ironisch.

„Sie können sich denken, daß ich die erste Gelegenheit ergriff, um ihm den Laufpaß zu geben.“

Sie hatte eine Zigarette angezündet, und in kleinen blauen Ringen ließ sie den Rauch zur Decke steigen.

„Was denken Sie nun?“

„Ich meine, daß Lord Reginald ganz über solchen Dingen steht.“

Sie lächelte.

„Derselben Ansicht bin ich auch. Ich habe es ihm nicht einmal erzählt. Sie dürfen sich etwas darauf einbilden, was für Vertrauen ich zu Ihnen habe.“

Wir schwiegen beide. In diesem Augenblick schlug die kleine Uhr.

Lady Flora erschrak.

„Schon vier Uhr“, rief sie mit dem reizendsten Ausdruck des Bedauerns.

Ich stand etwas nervös auf.

„Es ist Zeit, daß ich aufbreche.“

Sie gab sich auch wenig Mühe, mich zurückzuhalten.

„Mein Gott, ich bin außer mir, daß ich Sie veranlassen muß, eine Meile in der Nacht zu laufen!“

Sie hatte das Fenster geöffnet.

„Glücklicherweise regnet es nicht.“

Sie war auf mich zugekommen und hatte mir die Hände auf die Schultern gelegt. Ich brauchte nur den Kopf vorzuneigen, um meine Lippen auf ihr blondes Haar zu drücken.

„Sind Sie mir böse?“

„Ihnen böse? Weshalb?“

„Wenn Sie für Antiope ein anderes Gefühl als Freundschaft hätten, würde ich mir meine Offenheit nicht verzeihen. Aber Sie hatten mir Ihr Wort gegeben...“

Die mit so ruhiger Frechheit geäußerten Worte beachtete ich kaum. Mich beherrschte in dieser Minute nur der eine Gedanke: mich so wenig wie möglich lächerlich zu machen, wenn ich jetzt das herrliche Purpurgewand gegen meine Kleidung vertauschte. Man muß Lady Flora die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie außerordentlichen Takt bei dieser Prozedur, die ich vornahm, bewies.

An den dunklen Baumgruppen vorbei, durch die Alleen, auf deren Sand noch die letzten Regentropfen wie Tränen hingen, führte mich Lady Flora bis zu dem Gittertor des Parkes.

Als es sich hinter mir geschlossen hatte, fing ich auf der Landstraße an, sehr schnell zu gehen. Doch bald mußte ich meinen Schritt verlangsamen. Wie häufig kurz vor Anbruch der Morgendämmerung, schien sich die Dunkelheit zu verstärken.

Ich erkannte den Ort wieder, wo ich vorige Woche Lord Reginald vorgestellt worden war. Das Bild seines reizenden Freundes, des Oberst Hartfield, stieg vor mir auf, und dann sah ich wieder das seiner Mutter vor mir. Welch merkwürdiges Abenteuer! Ich gedachte des großen Mannes der Familie, jenes Lord Francis Somerville, der abwechselnd Mitarbeiter und Rivale von Pitt war. Er war der Unterzeichner des Friedens von Amiens. Unter den schattigen Bäumen von Saint-Cloud plauderte Josephine gern mit ihm über die Antillen, wo er einst als junger Admiral seine Knüppelkugeln gegen unsere Schiffe hatte pfeifen lassen. Seine richtige Enkelin hatte ich heute in meinen Armen gehalten. Ein solches Abenteuer hätte mir mehr schmeicheln müssen... Aber ich fühlte nur Unbehagen und die Empfindung, mehr oder minder bewußt in eine üble kleine Klatschgeschichte mit hineingezogen zu sein.

Ich war auf der Traleer Landstraße angelangt. Der Himmel war rötlich-bräunlich und sternenlos. Das Rauschen des kalten Windes mischte sich mit dem Meeresrauschen.

Als der Weg eine Biegung machte, bemerkte ich hundert Schritte vor mir ein Licht.

Es konnte weder eine Lampe, die noch spät im Hause brannte, sein, denn das Licht bewegte sich, noch eine Wagenlaterne, denn ich hätte sonst Wagengeräusch oder

Pferdegetrappel hören müssen... vielleicht ein Radfahrer...

„Wer geht da?“

Ich antwortete auf diesen Anruf nicht. Es wäre lächerlich gewesen, meinen Namen zu nennen, ich ging also weiter.

Sogleich hatte ich eine Laterne unter der Nase. Hinter ihr drängten sich fünf oder sechs Schatten.

„Wer sind Sie?“

„Schloß Kendale“, erwiderte ich.

Diese Antwort wäre nicht geeignet gewesen, die Schwierigkeiten zu verringern, wenn ich an eine Abteilung der Royal Irish Constabulary geraten wäre. Aber schließlich mußte ich doch irgend etwas erwidern. Der gebieterische Ton des Befehls erheischte es.

Es stellte sich heraus, daß meine Antwort richtig gewesen war.

Die Laterne senkte sich, die Schatten zerstreuten sich.

Vor mir stand ein schlanker, sehr junger Mann, der mit einer Fistelstimme sprach.

„Leutnant Fitzgerald von den ‚Traleer Freiwilligen.‘“

Ich stellte mich vor und fragte:

„Von den Traleer Freiwilligen?“

„Ja, das ist das Bataillon der Traleer Freiwilligen, das einen Nachtmarsch macht und sogleich mit Schießübungen beginnen wird.“

Er winkte einem der Männer, die in der Nähe standen.

„Führen Sie den Herrn zum Kommandanten.“

Er grüßte.

„Entschuldigen Sie, daß ich Sie nicht selbst begleite. Wir machen Übungen mit Flankendeckung und Schutz einer Kolonne auf dem Marsche. Deshalb sind Sie befragt worden. Ich habe die Nachhut zu führen. Ich bitte Sie nochmals um Entschuldigung.“

Tastend folgte ich meinem Führer zu der Spitze der

Kolonne. Diese hatte in einem kesselförmigen Teil der Landstraße halt gemacht. Längs der Böschung sah ich rechts von mir Männer gegen den Erdwall gelehnt, und sie stützten sich auf ihren Gewehrlauf wie auf einen Spazierstock. Keine Gewehrpyramiden, Ausrüstungen oder Waffen waren zu sehen.

Wir hatten die Spitze der Kolonne erreicht.

„Da ist der Kommandant“, flüsterte mein Führer.

Ein breitschultriger Mann sah uns herankommen. Die Hände auf dem Rücken stand er mitten auf der Landstraße.

„Herr Gérard!“

Ich erschrak weniger darum, daß ich erkannt worden war, sondern weil ich sogleich die Stimme von Herrn Ralph erkannt hatte. Ich hatte vollständig vergessen, daß er einen hohen Rang in der revolutionären Armee bekleidete.

„Womit kann ich Ihnen dienen, Herr Gérard?“

Seine Stimme war zugleich gebieterisch und zuvorkommend. Außerdem war es ganz selbstverständlich, daß der Verwalter des Grafen von Antrim vor seinen Soldaten nicht in der dritten Person mit mir sprach.

„Ich stehe zu Ihrer Verfügung“, wiederholte er.

Hinter Herrn Ralph färbte sich der Himmel grau. Der Wind legte sich. Die Morgenröte stieg langsam herauf.

„Ich stehe zu Ihrer Verfügung“, wiederholte der Verwalter.

„Es fiel mir ein,“ sagte ich in ungezwungenem Tone, „daß Sie gesagt haben, die Freiwilligen würden heute früh um vier Uhr Tralee verlassen, um bei Ardfert zu manövrieren. Ich wollte diese Übungen gern mit ansehen.“

„Ich danke Ihnen für Ihr Interesse“, sagte er.

Ich hörte aus seiner Stimme die Ironie heraus. Er hatte mich kommen sehen und wußte sehr gut, daß es nicht in der Richtung von Kendale gewesen war. Wenn ich eine

Minute geglaubt hatte, unbemerkt ins Schloß eintreten zu können, war diese Hoffnung gescheitert.

Es war jetzt fast hell. Regenpfützen erglänzten auf der Landstraße. Ganz niedrig flog ein Schwarm wilder Enten vorbei.

Herr Ralph winkte mir, ihm zu folgen.

Wir verließen die Landstraße, um auf das Feld zu klettern, das zwei bis drei Meter höher lag.

„Leutnant Davis, begeben Sie sich an meine Stelle an die Spitze der Kolonne.“

Herr Ralph nahm eine Pfeife, und ein erster Pfiff ertönte. Flüsternde Stimmen schwiegen.

Nach einem zweiten Pfiff hörte man die Fußtritte der Kolonne, die sich in Bewegung setzte.

Die Freiwilligen zogen an uns vorüber. Es war ein merkwürdiges Gemisch von Ungezwungenheit und Disziplin. Fast alle diese Männer trugen Uniform, aber es herrschte darin keine sehr große Einheit. Die meisten Uniformen bestanden aus einer Joppe, Kniehosen und Wickelgamaschen, alles in graugrüner Farbe. Als Kopfbedeckung sah man sowohl den australischen Filzhut, wie auch die englische Mütze. Verschiedene der Freiwilligen trugen überhaupt keine Uniform. Man hätte sie für gewöhnliche Krammetsvögeljäger halten können, wenn sie Gewehrriemen, das Kriegsgewehr und am Gürtel das Bajonett getragen hätten.

„Viele von ihnen sind ehemalige pensionierte oder demobilisierte Krieger,“ sagte Herr Ralph, „sie haben ihre Uniform aufbewahrt.“

„Und die anderen?“ fragte ich.

„Ihre Frauen oder Mütter haben ihnen den Anzug genäht. Sie haben sich ganz allein equipiert.“

„Auf ihre Kosten?“

„Auf ihre Kosten.“

Ich betrachtete die Männer, die an uns vorbeizogen.

Fast alle waren sehr jung. Ich hatte die Empfindung, daß kaum ein Bauer darunter war. Die meisten machten einen kleinbürgerlichen Eindruck, es schienen Bankbeamte, Notariatsgehilfen und Angestellte großer Geschäfte zu sein. Viele trugen Brillen. Aus diesen kurzsichtigen Blicken sprach ein solcher Ausdruck von Hartnäckigkeit und Willenskraft, daß man ihn nicht mehr vergessen konnte. Lieber zehnmal, hundertmal einem wahren Soldaten gegenüberstehen, als einem dieser blassen jungen Menschen.

In dieser Stunde schienen mir die Pläne, die Herr TERENCE mir vor einem Monat auseinandergesetzt hatte, nicht mehr so vermessen.

Ralph Macgregor hatte seine behandschuhten Hände auf den Knauf seines Degens, den er vor sich in die Erde gepflanzt hatte, gestützt. Unbeweglich sah er zu. Als der letzte Freiwillige vorübergegangen war, neigte sich Herr Ralph zu mir herab und sagte stolz:

„Am St. Petrifeste, am 17. März dieses Jahres, fand im Zentrum von Dublin auf College-Green eine Parade statt. Vor ihrem Vorgesetzten, Ihrem Kollegen Eoin Mac Neill sind fünfzehnhundert Freiwillige vorbeigezogen. Anderthalb Stunden konnten keine elektrischen Bahnen fahren. Mit offenem Munde guckte die englische Polizei zu...“

„Und Waffen?“ fragte ich. „Auf welche Weise verschaffen Sie sie sich?“

Er sah mich ironisch an.

„Das beunruhigt Sie, Herr Professor, Waffen? Sie kommen auf Privatjachten an, mit Postdampfern, in den Koffern der Reisenden... Sehen Sie sich mal das Gewehr an.“

Wir waren der Kolonne gefolgt. Ralph winkte einem Freiwilligen. Er nahm ihm das Gewehr ab und reichte es mir.

„Da, Herr Professor, das ist ein englisches Kriegsgewehr. Es ist überflüssig, seinen Besitzer zu fragen, wie er es sich verschafft hat. Die Hauptsache ist, daß er es hat.“

Er gab das Gewehr zurück und sagte lächelnd zu mir:

„Wenn Sie deutsche Flinten sehen wollen, müssen Sie hier nicht danach suchen. Die finden Sie da oben in Ulster. Im Jahre 1914, drei Monate vor dem Kriege, hat Sir Edward Carson, der heute Minister im britischen Kriegskabinet ist, gegen uns die Hilfe eines mächtigen Monarchen unter seinen Freunden erbeten — so nannte er den Kaiser. Unverzüglich empfing er durch die Vermittlung der ‚Deutschen Waffen- und Munitionsfabrik‘ 50 000 Gewehre und eine Million Kartätschen. Nein, Herr Professor, wenn Sie Mausergewehre sehen wollen, dürfen Sie sie hier nicht suchen.“

Herr Ralph starrte einen Augenblick vor sich hin. Dann fügte er mit einem Unterton von Bitterkeit hinzu:

„Vor einem Jahrhundert haben wir ausländische Waffen erhalten. Hoche brachte sie uns, es waren französische Gewehre.“

*

Um acht Uhr hatte ich mich schlafen gelegt, und William weckte mich um elf Uhr. Ich kam zu spät zum Mittagessen, bei dem meine Kollegen der Kontrollkommission sich vereinigten. Ich war vor Müdigkeit und Nervosität erschöpft.

Professor Henriksen, der sich seit acht Tagen entschlossen hatte, an unseren Mahlzeiten teilzunehmen, ergriff beim Nachtschiff das Wort:

„Meine lieben Kollegen,“ sagte er, „ich freue mich, Ihnen die ersten Ergebnisse der von mir unternommenen Forschung mitteilen zu können, für die Sie sich interessierten.“

Verwundert sah ich ihn an. Er lächelte mir liebenswürdig zu.

„Sie waren nicht da, lieber Kollege. Bei einer Mahlzeit, bei der Sie fehlten, hatte ich die Ehre, den Herren den Zweck und die Methode der Forschung, um die es sich handelt, zu unterbreiten. Ich will für Sie noch einmal kurz wiederholen. Gegenstand: den tüchtigsten Staatsmann jeder Nation über die irländische Frage zu Rate zu ziehen. Aber es schien mir banal und ungewiß, die Lebenden zu befragen. Die Sprachen sind augenblicklich verbunden. Ich habe es für zweckmäßiger und sicherer erachtet, die Toten um ihre Ansicht zu befragen, natürlich darf man nicht zu weit zurückgreifen. Zum Beispiel Gustav Wasa's und Alberoni's Meinung haben heute keine praktische Tragweite. Aber der Vorteil, zu erfahren, wie Fürst Bismarck und Fürst Gortschakoff sich zu der Frage stellen, die uns beschäftigt, ist doch unverkennbar, nicht wahr?“

Ich warf einen entsetzten Blick auf meine Tischgenossen. Doktor Grütli schlürfte ruhig seinen Whisky. Die blauen Augen von Oberst Harvey waren ohne Ausdruck. Baron Idzumi hielt seine kleinen runzligen Hände auf dem Tisch gefaltet und betrachtete sie aufmerksam.

„Jetzt zur Methode“, fuhr Professor Henriksen fort. „Tischrücken ist natürlich ein Verfahren, das Beweise ergeben hat, und das von den klügsten Leuten anerkannt wird. In dem zweiten Band des ersten Teiles seines Werkes über William Shakespeare hat Victor Hugo den Dummköpfen, die sich darüber lustig machen, eine Strafrede gehalten. ‚Wir wollen es klar aussprechen‘, hat er in ausgezeichneten Wendungen gesagt, ‚dieser Spott ist belanglos.‘ Die Resultate, die ich Ihnen unterbreiten werde, meine Herren, sind die glänzendste Rechtfertigung für die von dem berühmten französischen Senator aufgestellte These.“

Er zog eine abgenutzte Briefftasche heraus und begann auf dem Tisch eine Menge Zettel auszubreiten.

„Ehre, dem Ehre gebühret, ich habe damit angefangen, die Geister Gladstones und Parnells zu befragen. Wie ich es erwartet hatte, haben sie es abgelehnt. Sie beargüßeln, daß diese Herren parteiisch sind. Ihre Weigerung war vollkommen korrekt. Ich habe nicht weiter darauf bestanden... Sofort bin ich zu Italien übergegangen. Eine Unterhaltung mit Crispi war unumgänglich notwendig. Die Antwort war für Irland absolut ungünstig. Herr Crispi hat sogar die Gelegenheit benutzt, um einen Punkt in der Geschichte richtigzustellen, um mir mitzuteilen, daß er zu den Verschworenen gehörte, die am 14. Januar 1858 auf Orsinis Anstiftung Bomben gegen den Kaiser Napoleon III. warfen. Dessenungeachtet schätzt er es, daß solche Verfahren heutzutage nicht mehr zeitgemäß sind.“

„Das ist“, sagte Doktor Grütli, „die Verurteilung des irländischen Systems, das heißt der physischen Kraft.“

„Natürlich“, stimmte Professor Henriksen bei. „Alsdann, Sie wird es besonders interessieren, Herr Gérard — habe ich mich nach Frankreich gewandt. Der größte Parlamentarier der französischen Politik während der letzten fünfzig Jahre dünkte mir Gambetta zu sein. Hier ist die Antwort, die er mir gab.“

Er ließ ein Blatt Papier die Runde machen, auf dem ich diese sybillischen Worte las:

E altrettanto legittimo di vedere l'isola ove rintuona l'Hekla bramare la libertà quanto scorgere l'aquila che vola verso il sole, la poana verso la tomba, la rondine verso la primavera et la preghiera innalzarse verso il cielo.

„Ist es Brauch“, fragte ich, „daß die Geister sich für ihre Antwort alle der italienischen Sprache bedienen?“

„Was denken Sie,“ rief der Professor, „Gladstone hat seine Absage in ausgezeichnetem Englisch abgefaßt.“

„Also weshalb das hier?“ fragte ich und wies auf die Antwort des großen Redners.

Henriksen zuckte die Achseln.

„Die Geister haben die Gewohnheit, in ihrer Muttersprache zu antworten“, sagte er trocken.

Baron Idzumi erhob die Hand, um anzudeuten, daß er zu sprechen wünschte.

„Die Antwort hat eine Anspielung auf ‚die Insel, wo der Hekla grollt‘. Ist das nicht eine Verwechslung mit Island?“

„Gewiß“, sagte Professor Henriksen. „Übrigens ist die Verwechslung bei einem Mann, der so von der Innenpolitik absorbiert ist, zu entschuldigen. Aber bewundern Sie dagegen diesen herrlichen Idealismus, meine Herren, der uns gestattet, in Frankreich, den Soldaten der Zivilisation weiter hochschätzen zu dürfen.

... das Blut von Frankreichs Söhnen dient dem Weltall als Wall.“

Ein Murmeln der Sympathie richtete sich an mich. Ich verbeugte mich leicht, aber genug, um feststellen zu können, daß das Schrapnell von Guise mir noch immer im Nacken saß. Aber es wäre wirklich in dieser Minute unangebracht gewesen, deshalb ein Gesicht zu ziehen.

„Wir wollen jetzt zu Spanien übergehen“, sagte der Professor. „Auch die Antwort Canovas ist äußerst interessant. Er steht ebenso wie Crispi revolutionären Bestrebungen feindlich gegenüber.“

„Dabei fällt mir ein,“ sagte Oberst Harvey ganz zweifelt, „daß Senator Barkhilpedro immer noch nicht bei uns ist. Ich fange an, zu fürchten, daß ihm etwas passiert ist...“

Nun mußte ich hintereinander die Antworten von

Mac Kinley, Stambuloff und dem Grafen Julius Andrassy mitanhören.

Ich ballte die Fäuste vor Nervosität, als ich mein Zimmer betrat.

Dort fand ich einen Brief von Antiope vor, mit der ich mich verabredet hatte, nachmittags die Ruinen von Ardfert zu besichtigen. Sehr kurz teilte sie mir mit, daß sie gestern, als wir diesen Spaziergang in Aussicht genommen, vergessen hätte, daß der nächste Tag ein Sonntag wäre und sie zur Kirche ginge. Der Brief schloß folgendermaßen: „Also denn Freitag. Ich brauche Sie wohl nicht zu erinnern, daß wir uns an diesen Tagen bei Lady Flora treffen, wo wir beide zum Abendessen eingeladen sind.“

Es bestand kein Zweifel für mich, daß der Kommandant der Freiwilligen von Tralee ihr bereits Bericht erstattet hatte.

In einem losen königsblauen Kleide, das Lady Floras Gestalt umhüllte, aber jede Linie des wunderbaren Körpers offenbarte, war sie mir noch nie so schön wie an diesem Abend erschienen — oder um einen weniger vornehmen Ausdruck zu gebrauchen, der aber richtiger sagt, was ich meine — noch nie so begehrenswert. Sogar der junge Reginald wandte die Blicke ab, wenn er zufällig denen seiner die Sinne erregenden Mutter begegnete.

Er saß auf dem Teppich, vor dem Sessel Antiopes, die träumerisch ihre Hand auf dem blonden Kopf des jungen Mannes ruhen ließ. Dieser las mit glühender Begeisterung einige der schönsten Seiten seines Lieblingsbuches „Dorian Gray“ vor:

„Du kommst immer furchtbar spät.“

„Ich kann es mir wirklich nicht versagen, Sibyl spielen zu sehen,“ rief er aus, „wäre es auch nur für einen

einzigem Akt. Ich hungere nach ihrer Gegenwart, und wenn ich an die wundervolle Seele denke, die in dem kleinen Elfenbeinkörper verborgen ist, füllt mich anbetende Scheu.“

„Du kannst heute abend mit mir essen, Dorian, nicht wahr?“

Er schüttelte den Kopf.

„Heute abend ist sie Imogen“, antwortete er, „und morgen abend Julia.“

„Wann ist sie Sibyl Vane?“

„Nie!“ —

Reginald hielt inne. Die Gräfin Kendale war aufgesprungen.

„Was ist denn los, Antiope?“

„Was ist Ihnen, Liebe?“ fragte Lady Flora.

„Ich ersticke“, sagte sie und legte die Hand aufs Herz.

„Die Fenster sind doch weit geöffnet“, sagte Lady Flora, „und im April...“

„Kommen Sie, Reginald,“ rief Antiope, „wir wollen durch den Garten gehen.“

Sie verließen das Zimmer. Lady Flora rauchte ihre Zigarette weiter. Fünf lange Minuten verstrichen, in denen wir kein Wort sprachen. Dann sagte sie mit traurigem Lächeln:

„Wenn Sie wüßten, wie außer mir ich bin!“

„Weshalb?... ich verstehe nicht.“

„Aber ich“, erwiderte sie. „Man braucht Sie doch nur anzusehen.“

„Mich anzusehen? ...“

„Jawohl. Es war sehr unrecht von mir, Ihnen neulich abend diese Geschichte anzuvertrauen. Sie konnten der Versuchung nicht widerstehen und waren so unsinnig, die Wahrheit feststellen zu wollen... Sie sind auf den Felsen geklettert.“

„Gnädige Frau!“ rief ich heftig.

Sie betrachtete mich mit freudiger Überraschung. „Wirklich, Sie haben es nicht getan“, sagte sie. „Mir fällt ein Stein vom Herzen. Nun versprechen Sie mir aber auch sofort, es nicht zu versuchen und niemals...“ In diesem Moment traten Antiope und Reginald in das Zimmer.

„Ich habe mich wahrscheinlich erkältet“, sagte die junge Frau lächelnd. „Es ist nichts Schlimmes. Aber der Wagen, der uns abholt, ist schon da, und ich bitte Sie, meine Liebe, mir zu erlauben, heimzufahren.“

„Es ist erst neun Uhr“, erwiderte Lady Flora.

„Ich bleibe dafür nächstes Mal länger.“

„Das will ich hoffen“, rief Reginald. „Wir haben heute den 14. April. Denken Sie daran, daß nächstes Mal Ostersonntag und der 23. April ist. Um Ihren Geburtstag zu feiern, wollen wir die ganze Nacht tanzen. Und am Morgen geben wir Ihnen volle Freiheit, um die Prophezeiung des Donegal zu erfüllen.“

„Ich habe es nicht vergessen“, sagte sie noch immer lächelnd.

Der Kutscher Joseph fuhr den Wagen, der uns nach Hause brachte. Das Innere war durch die Laternen nur schwach erleuchtet.

Halblaut murmelte ich:

„Ja, es stimmt... In neun Tagen... nur noch neun Tage.“

Ich fühlte wie Antiope in die Höhe schnellte.

„Nur noch neun Tage? Noch neun Tage, wollen Sie sagen!“

Unter Schluchzen rief sie:

„Ich wünschte, es wäre schon morgen!“

„Was ist Ihnen?“ fragte ich erschreckt.

„Entschuldigen Sie“, erwiderte sie, und ich sah, daß sie sich zu lächeln bemühte. „Entschuldigen Sie. Ich bin nervös. Ich habe Sie eigenmächtig mitgenommen. Ich

habe nicht einmal daran gedacht, daß es Ihnen vielleicht Vergnügen machen könnte, noch in Clare zu bleiben.“

„Gnädige Frau,“ sagte ich ernst, „halten Sie es für sehr gütig, so mit mir zu sprechen?“

„Verzeihen Sie“, sagte sie leise. Sie streckte mir die Hand entgegen.

Ich hielt ihre Hand während der ganzen Fahrt. Sie versuchte sie mir nicht zu entziehen. Ich fühlte, daß die Gräfin Kendale unter einer unheilbaren Traurigkeit litt. Ich begriff nicht, daß es tausendmal besser gewesen wäre, sie nach der Ursache ihres Kummers zu fragen, als zu versuchen, ihn selber zu ergründen.

Antiope verließ mich im Vestibül des Schlosses.

„Danke“, flüsterte sie eilig. „Kommen Sie morgen zu mir. Tun Sie es... Wir wollen den Spaziergang, den wir neulich aufgeschoben haben, machen. Ich erwarte Sie also morgen früh um halb neun.“

Nachdem ich mein Zimmer betreten hatte, ging ich eine Viertelstunde auf und ab. Dann verließ ich es, aber absichtlich drehte ich das elektrische Licht nicht aus.

Ich ging aus dem Schloß heraus nach dem Strand herunter. Über dem Meer leuchtete gewaltig und rot die fast volle Scheibe des Mondes. Wie breite, gleichmäßige Bänder sah ich die Wogen herankommen, und wenn sie mich fast erreicht hatten, brachen sie im letzten Augenblick mit einem lawinenartigen Dröhnen... Weshalb ich hierhergegangen war? Ich wußte es nicht.

Als ich wieder zum Schloß hinaufstieg, schlug es halb zehn.

Ich ging links am Parkgitter entlang. Dieses Gitter führte bis zu dem Felsen, von dem Lady Flora gesprochen hatte, und der Antiopes Fenster überragte.

Er war der letzte Ausläufer der Hügel des Abhanges, auf dem das Schloß Kendale stand. Dicke Meeresstrandfichten übersäten den Felsen, und durch ihre herabhängenden Zweige konnte ich ihn erklettern. Außerdem war ein Fußpfad für die Spaziergänger des Schlosses in den Stein gehauen worden.

Bald erreichte ich eine Art Pavillon, der durch die Bäume gebildet war.

Von diesem Aussichtspunkt sah man zwar das Schlafzimmer der Gräfin Kendale, da es aber mit diesem Ausblick in fast gleicher Höhe lag, konnte man nicht hineinsehen. Lady Arbukles Spion war wohl noch höher hinaufgeklettert, und ich tat jetzt dasselbe.

Ich erreichte eine schmale Granitstufe, auf der sich die schwarzen Wurzeln einer großen Fichte schlängelten. So gut es ging, setzte ich mich zwischen diese Wurzeln, um Beobachtungen anzustellen.

Der untere Teil der Fenster war durch Scheibengardinen verdeckt. Jedoch durch den oberen Teil konnte man fast das ganze Zimmer überblicken.

Ich sah Antiope. Sie saß vor einem kleinen Schreibtisch, der dem Fenster gegenüberstand. Sie hatte die Ellenbogen auf den Tisch gestützt und den Kopf in den Händen verborgen. Ihre nackten Schultern schienen vom Schluchzen zu beben.

Vor ihr, den Rücken dem Fenster zugekehrt, stand ein Mann. Er schien mit der Gräfin Kendale zu sprechen. Was hätte ich darum gegeben, zu hören, was er zu ihr sagte.

Plötzlich erhob Antiope den Kopf. Es sah aus, als ob die Hände, die sie dem zu ihr Sprechenden entgegenstreckte, eine flehende, entschuldigende Geste machten.

Langsam ging er auf die junge Frau zu. Er nahm sie in seine Arme. Sie schmiegte sich an ihn. Er drückte

lange, lange Küsse auf den Nacken der Gräfin von Kendale.

Durch eine Bewegung, die beide machten, fiel das volle Licht auf ihre Gesichter. Ich erkannte Herrn Ralph.

In diesem Augenblick hörte ich es über mir knacken. Ein Fichtenzweig brach ab. Ich hörte etwas herunterrollen und bekam einen gehörigen Stoß. Ich konnte mich gerade noch an einer Wurzel festhalten, und mit der anderen Hand gelang es mir, am Rande des Felsens jemand aufzuhalten, der mich beinahe mit sich in die Tiefe gerissen hätte.

„Herr Professor Gérard, wenn ich mich nicht irre. Nun, ich glaube, Sie haben mir das Leben gerettet.“

Verblüfft erkannte ich Doktor Grütli.

Er rieb sich die Seiten und warf mir einen verständnisvollen Blick zu.

„Nun“, fragte er schelmisch, „was sagen Sie zu den vornehmen irländischen Damen? Na, so eine kleine Kröte!“

„Was haben Sie hier zu suchen?“ fragte ich empört.

Er legte den Finger auf die Lippen.

„Pssst leiser, leiser. Der Ort ist für Auseinandersetzungen nicht geeignet.“

Nacheinander betastete er seine Glieder.

„Donnerwetter, ich bin wie zerschlagen.“

„Ich frage Sie noch einmal, was Sie um diese Zeit hier zu suchen haben!“

„Da könnte ich Ihnen antworten: und Sie? Aber ich wiederhole, daß dieser Ort für längere Erklärungen schlecht gewählt ist. Wollen Sie mir in Ihrem oder meinem Zimmer zehn Minuten für eine Unterhaltung schenken?“

„Ich folge Ihnen“, sagte ich.

„Ich bitte Sie, Herr Professor, gehen Sie voran. Nein, wirklich, es passiert nichts... Nach Ihnen.“

Siebentes Kapitel.

Noch acht Tage.

Doktor Grütli's Zimmer stieß an das meine. Auch er hatte das Licht brennen lassen.

„Treten Sie ein, lieber Herr Gérard. Setzen Sie sich, machen Sie es sich bitte bequem; tun Sie, als ob Sie zu Hause wären.“

Diese Einladung erfolgte in einem Ton, der meine Wut noch steigerte.

Doktor Grütli schloß die Fensterläden. Dann ging er zur Tür, drehte den Schlüssel herum und kam lächelnd und hinkend auf mich zu.

„Gott strafe mich!“ rief er, „wenn ich mir bei dem blöden Fall nicht den Fuß verstaucht habe.“

Er hatte sich den Stiefel ausgezogen. Die weiße Socke tauchte wieder vor mir auf, die ich schon in der Nacht der Überfahrt an Bord des Schiffes gesehen hatte.

„Sehen Sie sich meinen Knöchel an“, rief er. „Morgen wird er blau und übermorgen schwarz sein. Ich wünsche nur, daß er bis zu dem Tage, an dem sich die Prophezeiung des Donegal erfüllt, wieder rosig und niedlich ist.“

Aus einem Wandschrank holte er eine Flasche und zwei Gläser.

„Aber das soll uns nicht abhalten, diesem Whisky zuzusprechen. Nicht wahr, Herr Gérard, Herr Professor Gérard?“

Er betonte diese Worte ganz eigentümlich, und plötzlich brach er in ein helles Gelächter aus. Ein wahrer Lachkrampf schüttelte ihn.

„Herr Gérard! Ha, ha, ha, Herr Professor Gérard!“

„Möchten Sie mir nicht erklären?“ fragte ich unruhig und wütend.

Er hielt beide Hände auf dem Knöchel, lachte und schnitt entsetzliche Gesichter.

„Ha, ha, ha, wenn man Schmerzen hat, soll man nicht lachen, aber es tut doch gut. Ja, ha, ha! Herr Professor Gérard, Ferdinand Gérard, nicht wahr?“

Drohend rief ich aus:

„Ich bin nicht in der Stimmung für Ihre Narreteien. Ich frage Sie noch einmal, wollen Sie, ja oder nein...“

„Herr Gérard, ich flehe Sie an, ärgern Sie sich nicht. Ich wäre ganz außer mir, wenn ich Herrn Professor Gérard ärgern würde. Aber er sieht doch, in welchem traurigen Zustand ich mich befinde. Ich kann mich nicht rühren, es ist mir ganz unmöglich. Sie müssen mir behilflich sein.“

Er zog aus seiner Hosentasche einen kleinen Schlüssel und hielt ihn mir hin.

„Da, in der zweiten Schublade der Kommode, der Kasten da. Bitte drehen Sie den Schlüssel einmal nach rechts, einmal nach links, so ist's richtig. In dem Kasten liegt ein großer gelber zusammengefalteter Briefumschlag... Haben Sie die Freundlichkeit, ihn mir zu bringen. Es tut mir schrecklich leid, Sie so bemühen zu müssen. Noch ein bißchen Whisky. Nicht wahr, er ist ausgezeichnet?“

Er hatte den Umschlag geöffnet. Ich sah zu meiner Überraschung, wie er eine Nummer der Zeitschrift „Illustration“ herauszog. Eine unangenehme Ahnung ergriff mich.

„Das wird Sie interessieren, Herr Professor Gérard, wirklich, ganz besonders wird Sie das interessieren.“

Wieder stimmte er sein ekelhaftes Gelächter an.

„Der 25. Juli 1913“, fuhr er fort, als er die Zeitschrift aufschlug und den Text unter der großen Photographie der ersten Seite las. „Herr Ministerpräsident und Kultusminister Louis Berthou stattet dem Collège de France einen Besuch ab. Habe ich Ihnen nicht gesagt, Herr Professor, daß diese Nummer für Sie ein ganz besonderes Interesse haben wird?“

Ich stand auf.

„Geben Sie her“, rief ich.

„Na, na, na, sachte, mein armer Fuß! Eine ausgezeichnete Photographie, Herr Professor. Alle sind sie zu erkennen, fast alle. Dann stehen die Namen darunter. Das ist der Minister. Neben ihm Léon Barthou, Direktor seines Kabinetts, Maurice Croiset, der Leiter. Hier Herr Hadamard, Professor der Lehre der Bewegung der Himmelskörper, Herr Morel-Fatia, Professor für Sprachen und Literatur des südlichen Europa, und hier sehr sichtbar und gut zu erkennen, Herr Ferdinand Gérard, Professor der keltischen Sprache und Literatur... Ha, ha, ha.“

Doktor Grütli lehnte sich in seinen Sessel zurück und lachte aus vollem Halse.

„Seien Sie still“, rief ich mit einem von Entsetzen erfüllten Zorn.

Er hörte nicht nach mir und lachte noch mehr.

„Nein, nein,“ konnte er schließlich hervorbringen, „Sie haben ja keine Ahnung, was ich für Angst ausgestanden habe, als ich hörte, daß Sie Professor der keltischen Sprache wären. Wenn ich daran denke, möchte ich am liebsten schreien, tanzen, den guten Herrn Ralph rufen, damit er mit uns trinkt. Ich spreche ziemlich geläufig gälisch, mein lieber Professor, aber

von Wurzeln, Syntax, Literatur habe ich keinen blassen Schimmer. Ich habe mein Pech verwünscht. Ich glaubte mich entdeckt. Wie eine stinkende Ratte habe ich Sie gemieden. Bei diesen verteufelten Mahlzeiten, bei denen wir zusammen waren, hatte ich fürchterliche Angst, daß Sie mir so einen kleinen philologischen Match vorschlagen könnten. Lieber Gott, wie habe ich vor Ihnen gezittert. Aber ich denke, Sie haben dasselbe durchgemacht, wie? ... Nein, nein, nein, so etwas Komisches habe ich noch nie erlebt.“

„Wer sind Sie?“ fragte ich mit tonloser Stimme.

Er sah mich schlau an.

„Ich glaube, es ist durchaus nichts dabei, es Ihnen zu sagen, falls Sie es nicht schon erraten haben. Außerdem brauchen wir auch nicht fürchten, uns Konkurrenz zu machen, da wir doch dasselbe Ziel verfolgen. Wie schade um die verlorene Zeit. Wenn unsere beiden Behörden in engeren Beziehungen zueinander stehen würden...“

„Unsere beiden Behörden?“

„Nanu,“ sagte er, „spielen Sie nicht den Naiven.“

Er hatte ein Stück Papier genommen und seine Füllfeder aufgeschraubt. Er schrieb, und ich las:

Wilkie Joyce, Metropolitan Inspector of Royal Irish Constabulary.

„Wollen Sie so freundlich sein und das kleine Dokument in den Kamin werfen. Passen Sie auf, daß es ganz verbrennt. So etwas darf man hier nicht herumliegen lassen, wenn man nicht Wert darauf legt, eines schönen Tages aufzuwachen und drei Fuß gute irländische Erde über dem Kopf zu haben.“

Ich gehorchte.

„So, jetzt sind Sie dran“, sagte er, als ich wieder bei ihm stand.

„Ich bin dran?“

„Natürlich, lieber Herr Gérard, Sie sind dran. Ich habe Ihnen ja soeben bewiesen, daß keltisch ausgespielt hat. Wie heißen Sie?“

„Corentin“, stotterte ich. „Corentin Peyrade.“

„Hier ist der Füllfederhalter“, sagte er. „Schreiben Sie.“

Man kann sich vorstellen, wie schwierig es ist, von so stechenden Blicken verfolgt, sofort irgendeinen Namen auszudenken. Ich hätte es auch nicht gekonnt. Eine Ideenverbindung aus meinen Literaturstudien kam meiner Einbildungskraft zu Hilfe.

„Vorausgesetzt“, dachte ich beim Schreiben, „daß dieses Hornvieh sein Französisch nicht aus der ‚Comédie humaine‘ gelernt hat.“

„Corentin Peyrade“, las Wilkie Joyce, „ganz famos. Sie können sich nicht denken, lieber Herr Peyrade, wie ich mich darauf freue, mit Ihnen gemeinsam zu arbeiten.“

Mit seinem Zeigefinger berührte er seine Stirn, dann die meine.

„Ihr Geheimnis ruht hier, ebenso wie meins dort bei Ihnen. Wenn man einen solchen Kerl auf den Fersen hat, wie den braven Herrn Ralph, ist es vorteilhafter für uns, wenn wir uns so selten wie möglich bei unseren richtigen Namen nennen. Bis zum 24. April bleiben Sie Professor Gérard und ich Doktor Grütli. Nur noch eine Frage.“

„Was?“

„Zweite Kommission oder Sicherheitspolizei?“

„Bitte?“

„Sie halten mich vielleicht für einen Dussel,“ meinte lebenswürdig Doktor Grütli, „und Sie möchten sehen, ob ich weiß, daß der Dienst der französischen politischen Polizei augenblicklich in zwei verschiedene Gruppen geteilt ist, die eine hängt vom Kriegsministerium ab, und

die andere vom Ministerium des Inneren. Sind Sie befriedigt? Ich wiederhole also meine Frage: Gehören Sie zur zweiten Kommission oder zum Sicherheitsdienst?"

„Zum Sicherheitsdienst.“

Er schüttelte mir kräftig die Hand.

„Das ist mir viel angenehmer, lieber Kollege. Für die Militärbehörden und ihre Methoden habe ich nichts übrig.“

Er rieb sich die Hände.

„Ich glaube, wir werden zusammen etwas Glänzendes zustande bringen. Ich muß aber noch einmal wiederholen, daß unsere beiden Regierungen sich über die uns anvertrauten Missionen hätten vorher verständigen müssen. Wir hätten uns ja entgegenarbeiten und einander in die Quere kommen können... Ist das ein Wirrwarr. Wenn es im Kriege ebenso sein sollte wie auf unserem Gebiete, wundere ich mich, daß der Kaiser sich noch nicht in Buckingham eingerichtet hat.“

„Kann ich Ihnen jetzt auch eine Frage stellen?“ sagte ich.

„Aber bitte!“

„Wie ist es Ihnen gelungen, herauszubekommen, wer ich bin?“

Er lächelte.

„Das ist das ABC meines Berufes“, sagte er. „Ich möchte Sie bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam machen, daß Sie Ihre Rolle schlecht gespielt haben. Sie waren nie im Schloß. Immer waren Sie unterwegs. Einmal sind sie sogar nachts gar nicht nach Hause gekommen. Bei einem Professor sind das merkwürdige Manieren. Ich will Ihnen übrigens nicht verheimlichen, daß ich mir die Freiheit genommen habe, in Ihr Zimmer zu dringen. Keine Bücher, keine angefangenen Arbeiten, keine Notizen lagen umher. Da müßten Sie mal das Zimmer von Professor Henriksen oder vom Baron Id-

zumi sehen. Also ich begann Verdacht zu schöpfen. Ich schrieb an unseren Spezialdienst, mir eine Photographie vom Professor Gérard zu verschaffen, und heute morgen habe ich die Nummer der ‚Illustration‘ bekommen. Sie können sich denken, wie ich mich amüsiert habe.

„Wer sagt Ihnen denn,“ fragte ich etwas gekränkt, „daß die Herren Henriksen, Idzumi und Harvey nicht auch im Polizeidienst stehen?“

„Das, das und das“, erwiderte er und zog verschiedene Schriftstücke aus dem gelben Umschlag. „Ich habe mir ebenfalls ihre Photographien zu verschaffen gewußt. Ich habe sogar die berufliche Gewissenhaftigkeit so weit getrieben, mir auch das Bild von dem merkwürdigen Senator Barkhilpedro zu verschaffen, der seine Ankunft hier andauernd aufschiebt. Hier sehen Sie seine Photographie. Wenn wir ihn sehen werden, sind wir sofort orientiert.“

„Können Sie mir irgend etwas über die Ereignisse, die sich vorbereiten, mitteilen?“ fragte ich.

„Ach,“ sagte er, „ich denke, Sie wissen ebensoviel wie ich. Bei mir besteht die Schwierigkeit nicht darin, hier Ermittlungen anzustellen, sondern höchsten Ortes klarzumachen, daß sie von Wichtigkeit sind. Weder die Regierung in London noch in Dublin will an den Aufstand glauben, allein deshalb, weil er sich offen vorbereitet. Ich kann noch soviel genaue Tatsachen mitteilen, es ist alles in den Wind gesprochen. Ihre Gegenwart beweist mir, daß die französische Regierung mehr Scharfblick als die englische hatte. Offen gestanden hätte ich es nicht geglaubt. Aber es ist eine Tatsache, und sie hat auch ihren Grund. Durch den Aufstand, sehen Sie, sind hunderttausend nicht mobilisierte englische Soldaten in Irland, und dadurch ist ein Vorwand gegeben, ihnen nur tropfenweise Verstärkung zu schicken.“

„Dieser Aufstand wird also ganz bestimmt am 24. April erfolgen?“ fragte ich.

„So sicher wie zweimal zwei vier ist. Es ist wunderbar, wie der Zufall der Kanaille manchmal zu Hilfe kommt. Man könnte sagen, daß diese Prophezeiung des Donegal gerade für diesen Anlaß fabriziert worden ist. Die Anführer der revolutionären Bewegung können sich bei ihr bedanken, daß sie gerade Ostermontag und keinen anderen Tag gewählt hat. Sehen Sie mal, primo — und das ist bereits geschehen — können durch die beiden Festtage die Freiwilligen für Übungen eingezogen werden, ohne Aufmerksamkeit zu erregen, secundo, dreiviertel der Offiziere und der Beamten sind an diesen beiden Tagen beurlaubt. Na, ich versichere Ihnen, die Sache wird nett werden.“

„Glauben Sie, daß die Bewegung allgemein wird?“

„Nein, das nicht. Vielleicht wird es einen Aufruhr in Wexford, in Kerry, in Cork geben. Man wird ihn aber schnell unterdrücken. Doch in Dublin wird's toll hergehen, darauf können Sie sich verlassen.“

„Glauben die Anführer der Bewegung an einen Erfolg ihres Versuches?“

Herr Joyce alias Grütli machte eine zweifelnde Geste.

„Ich weiß es nicht,“ sagte er, „aber ich vermute nicht, daß sie so naiv sind.“

„Weshalb stürzen sie sich also in ein Abenteuer, bei dem sie fast sicher sind, ihr Leben zu lassen?“

Er zuckte die Achseln.

„Damit man von ihnen spricht. Man sieht, Sie kennen die Irländer noch nicht.“

„Damit man von ihnen spricht,“ sagte ich, „das man auch so übersetzen könnte: die Meinung aufrütteln.“

Er sah mich ironisch an.

„Ach,“ rief er, „man meint den Herrn Professor Gérard wieder auftauchen zu sehen. Ihre Ansichten sind äußerst interessant, lieber Kollege, aber vielleicht bewahren Sie sie morgen zum Mittagessen auf? Ich bin sicher, daß

es Oberst Harvey eine wahre Freude machen wird, mit Ihnen zu diskutieren. Ziehen Sie in diesem Augenblick nicht vor, zu erfahren, was ich vor einer Stunde da oben auf der Fichte machte?“

Ich errötete. Dieser Mensch hatte Antiope in den Armen von Herrn Ralph gesehen. Das allein machte ihn mir schon verhaßt. Aber ich war sein Gefangener, und da hieß es schlau sein.

„Hoffentlich glauben Sie nicht,“ sagte er, lüstern mit seinen kleinen Augen zwinkernd, „daß ich bloß den Anblick genießen wollte, eine niedliche Frau in den Armen eines hübschen Burschen zu sehen? Wenn man acht Tage hintereinander so eine kleine Kletterpartie gemacht hat, ist man schon blasiert. Jedesmal habe ich die Szene von heute abend sich in derselben Weise abspielen sehen, von Zeit zu Zeit waren einige zärtlichere Nuancen, ha, ha, ha!“

Ich blieb gelassen.

„Also zu welchem Zweck?“ fragte ich.

„Ach, mein lieber Kollege, zu demselben Zweck wie Sie. Ich möchte den lebenswürdigen Mann, der Herr Ralph genannt wird, so wenig wie möglich aus den Augen verlieren. Glauben Sie mir, es ist besser, ihn zu sehen, als von ihm gesehen zu werden. Aber was brauche ich Ihnen das zu sagen! Da Sie dort oben waren, wissen Sie allein, daß wenn wir etwas Interessantes erfahren wollen, wir vor allen Dingen Herrn Ralph zu überwachen haben.“

„Wer ist eigentlich dieser Ralph?“

„Sicherlich kein verkleideter Prinz. Seine Anziehungskraft ist nicht in einer vornehmen Geburt zu suchen. Ganz andere Gründe veranlassen die gerissene kleine Gräfin Antiope, sich ihm in die Arme zu werfen. Dieselben Gründe, die mich wiederum bestimmen, eine Kraftprobe von ihm zu fürchten.“

„Was für eine Rolle spielt er in der Bewegung, die sich vorbereitet?“

Doktor Grütli klopfte mir auf die Schulter.

„Aber das ist wirklich nicht nett! Sie wollen mich in Harnisch bringen. Als ob Sie nicht genau so gut Bescheid wüßten wie ich. Als ob Sie nicht genau so gut wissen, daß der Graf von Antrim die Seele der Sinnfeinerbewegung ist. Aber die gute Erlaucht ist gelähmt. Was er beschließt, wird von Ralph ausgeführt. Das ist das Geheimnis, weshalb der ehemalige Groom sich so aufspielt, lieber Herr Gérard, der Liebhaber der Gräfin von Kendale begann vor zwanzig Jahren seine Laufbahn als Groom im Schloß Dunmore. Sie sehen, er hat Karriere gemacht. Zum Donnerwetter ja, die Bedienten kommen weiter als die Polizei.“

„Ich bin müde,“ sagte ich, „ich gehe schlafen.“

„Verzeihen Sie, wenn ich Sie nicht begleite, aber es scheint mir, daß ich mir tatsächlich den Fuß verstaucht habe. Morgen auf Wiedersehen, lieber Kollege. Ende gut, alles gut. Wir wollen beide nicht vergessen, daß unser Interesse darin beruht, vereint zu marschieren.“

Er legte den Finger auf die Lippen.

„Pssst!“

Ich schlief nicht. Ich legte mich nicht einmal zu Bett. Das fahle Morgenlicht drang allmählich in mein Zimmer. Es war ein fürchterlicher Sturm, und der Regen fiel in Strömen.

Gegen neun Uhr ging ich hinunter. Auf der Treppe traf ich Antiope.

„Ach!“ sagte sie, „Sie haben wohl vergessen, daß wir um halb neun spazieren gehen wollten?“

Ich machte eine ausweichende Geste.

„Ich glaubte, das Wetter...“

„Fürchten Sie Regen und Wind?“

Sie fügte hinzu:

„Aber vielleicht sehen Sie in diesem Spaziergang nur eine unnütze Anstrengung?“

Ich blickte sie ernst an.

„Weshalb solche Redensarten?“ fragte ich.

„Also, dann ziehen Sie sich um. Sie wissen wohl, daß Ihre Kleidung nicht geeignet ist, Felsen zu erklettern. Sehen Sie mich an.“

Sie trug hohe Stiefel und war vollkommen in einen Gummimantel gehüllt. Ihre feinen Haare waren unter einer wasserdichten Kappe unsichtbar.

„Ich warte auf Sie“, sagte sie.

In zehn Minuten war ich wieder bei ihr.

Wir gingen zum Strand hinunter und liefen den ganzen Vormittag am Meer entlang. Nicht einen einzigen Augenblick hörte der strömende Regen auf. Aber durch den Wind und den von den gepeitschten Wellen kommenden Gischt merkten wir ihn kaum.

Während des ersten Teiles dieses stürmischen Spazierganges war Antiope seltsam lustig. Wenn ich mich auch noch so sehr zwang, gelang es mir nicht, in ihre Heiterkeit einzustimmen. Bei den ängstlich fragenden Blicken, die sie mir einige Male zuwarf, fühlte ich, daß sie sich über das Unnütze ihrer Bemühung klar war. Die Worte, die wir miteinander tauschten, waren ganz gleichgültige. Wir wußten auch beide, daß wir einander nicht täuschen konnten. Wenn die Lüge so deutlich ist, hört sie sogar auf, Lüge zu sein.

Bald gaben wir uns auch keine Mühe mehr zu sprechen.

Wir waren vor einem Felsen angekommen, der steil ins Meer hinabfiel, und wir erkletterten ihn. Auf einer Höhe von hundert Fuß bildete das ausgehöhlte Gestein eine Bank, auf die wir uns setzten. Von dort aus beobachteten wir vielleicht ein oder zwei Stunden den wütenden Kampf zwischen Meer und Wind. Unter dem düsteren Himmel jagten sich große grünliche Wellen in

zusammengedrängten Reihen und zerschellten an unserem Felsen. Gelbe, poröse Schaumflocken schmolzen zu unseren Füßen. Mit melancholischem, schrillumem Geschrei flogen Möwen so nahe an uns vorbei, daß wir sie hätten berühren können. Wir sahen sie verzweifelt gegen den Wind ankämpfen, um sich von ihrem Platze nicht verdrängen zu lassen, dann gaben sie nach, und der Sturm riß sie in seinem düsteren Wirbel fort, und sie glichen losgelösten, kläglichen, abgerissenen Fetzen des Segelwerkes eines in Not geratenen Schiffes...

„Wie grauenhaft!“

Ich zitterte. Ich blickte auf Antiope. Den Kopf in die Hände gestützt, saß sie unbeweglich da. Ich hörte, wie sie leise wiederholte:

„Wie grauenhaft!“

„Ach,“ sagte ich, „was ist Ihnen? Sagen Sie es mir.“

Sie antwortete nicht, und ich wagte nicht, noch weiter in sie zu dringen. Zweifellos hätte sie mir gesagt: Wozu denn! Und wenn sie mit mir gesprochen hätte, und mir ihr Leid, ihre Schande enthüllt, was hätte ich ihr zum Trost sagen können, wo ich sie mir doch nur eine Sekunde in den Armen Ralphs vorzustellen brauchte, um sie zu hassen!

Zum drittenmal wiederholte sie:

„Wie grauenhaft!“

Wie hatte dieser Mensch, dieser Bediente, eine so entsetzliche Macht über sie gewinnen können? Ich dachte an die kleine Amazone von Aix-les-Bains, an jenes Kind, das aussah, als ob sie mit der Reitpeitsche in der Hand in das Leben trete. Ach, nun hatte das Leben sie unterbekommen.

„Wir wollen nach Hause gehen“, sagte Antiope mit herzerreißender Stimme.

Wir stiegen den Felsen hinab. Sie zitterte so stark, daß ich sie verschiedene Male stützen mußte.

Nachdem wir eine halbe Stunde schweigend gegangen waren, hatten wir das Schloß erreicht. Wir stiegen zusammen die große Treppe hinauf. Mechanisch begleitete ich die Gräfin von Kendale bis zur Tür ihres Zimmers.

Als ich Antiope verlassen wollte, ergriff sie meine Hand. Leise und stockend sagte sie:

„Was Sie auch später einmal über mich erfahren sollten, schwören Sie mir, nicht schlecht von mir zu denken.“

Sie zitterte. Ihre Blicke waren flehend. Sie ahnte also, daß ich ihr unwürdiges Geheimnis erraten hatte. Ach, wie war es möglich, ihr länger zu zürnen? Mußte ich nicht im Gegenteil den Augenblick ausnutzen, den die Gelegenheit mir so unverhofft bot, um der ekelhaften Komödie, die ich seit einem Monat spielte, ein Ende zu machen? Ja, der Augenblick war gekommen, um Antiope die Wahrheit zu sagen. Schließlich, wenn ich gelogen hatte, wenn ich mich für einen anderen ausgegeben hatte, war es geschehen, um sie wiederzusehen. Sollte eine Frau einem solchen Beweggrund gegenüber unempfindlich bleiben? Zugleich würde ich mich befreien und die Möglichkeit haben, den abscheulichen Pakt, der mich an den falschen Doktor Grütli band, zu lösen und das von jener Seite geplante Unheil abzuwenden.

„Nun hören Sie mir zu“, und ich begann an allen Gliedern zu beben. „Setzen Sie den Fall, daß jemand sich für einen anderen als er ist, ausgibt und dessen Namen und Titel sich unrechtmäßig angeeignet hat...“

Heftig hatte sie mir ihre Hand entrissen.

„Schweigen Sie“, flüsterte sie. Ich sah sie entsetzt an.

„Setzen Sie den Fall“, versuchte ich fortzufahren.

„Schweigen Sie“, wiederholte sie in einem Ton, der mich erstarren ließ.

Sie schwankte und stützte sich mit gekreuzten Armen gegen die Tür.

„Schweigen Sie. Schweigen Sie.“

Und als ich eine Bewegung machte, um ihre Hand zu ergreifen, öffnete sie heftig die Tür und flüchtete in ihr Zimmer. Ich hörte, wie sie abschloß.

Ich blieb allein auf dem Korridor stehen.

Beim Mittagessen las uns Professor Henriksen zur Abwechslung vor, was er am Tage vorher für Auskünfte aus der vierten Dimension erhalten hatte. Dieses Mal hatten sich der Kanzler Gortschakoff und der Kardinal Rampolla geäußert.

Außerdem teilte uns Oberst Harvey mit, daß Senator Barkhilpedro wieder einmal geschrieben hätte, um sich zu entschuldigen, noch nicht in Kendale angekommen zu sein. Er war zu verschiedenen Reisen gezwungen, um sich die nötigen Schriftstücke für die Arbeiten, die er ausführen wollte, zu beschaffen. Sein Brief war aus Monte Carlo abgestempelt.

„Heute haben wir den 15. April“, sagte Oberst Harvey. „Wird er am Ostermontag hier sein? Ich glaube nicht daran. Es sind nur noch acht Tage.“

„Ach!“ dachte ich, „noch acht Tage.“

Als die Mahlzeit beendet war, bat mich Doktor Grülli, der wirklich stark hinkte, ihm behilflich zu sein, in sein Zimmer zurückzugelangen. Die Furcht, die er mir eingeflößt hatte, Spezialforscher auf dem Gebiete keltischer Sprachen zu sein, hatte sich bei mir in eine starke Abneigung gegen ihn verwandelt. Trotzdem hielt ich es für klüger, seinem Wunsch Folge zu leisten.

Kaum saß er, so glaubte er sicher geistreich zu sein, wenn er seine Witze von gestern abend wieder aufnahm.

„Trotz meiner Verstauchung — denn es ist wirklich eine Verstauchung — ist das Mittagessen ganz famos verlaufen. Sie werden mich begreifen. Zum erstenmal habe ich keine Angst gehabt, daß Sie einen Vers von Thomas Moore anfangen werden und mich bitten, ihn

weiter zu zitieren. Und Sie, beichten Sie doch, sind ständig von derselben Angst gequält worden. Beichten Sie nur, es ist ja so komisch.“

„Sie gestatten wohl, daß ich mich zurückziehe?“ fragte ich.

„Ach! Aber nicht, bevor ich Sie um eine kleine Gefälligkeit gebeten habe.“

„Um was handelt es sich?“

„Ich bin ganz unfähig, wie Sie selbst feststellen können, auszugehen, und zwar durch Ihre Schuld.“

„Durch meine Schuld? Soviel ich weiß, habe ich Sie nicht veranlaßt, von Ihrem Baum zu fallen.“

„Zweifellos, aber Ihr unerwartetes Kommen hat mich gezwungen, hinaufzuklettern. Man kann sich vor einer Verantwortung nicht drücken, wenn man sie sich auch abwälzen will.“

„Ich habe es eilig, machen Sie es kurz“, sagte ich.

„Um was handelt es sich?“

Doktor Grülli sah mich prüfend an.

„Sie sind wahrscheinlich verheiratet, lieber Herr Gérard?“

„Verheiratet? Nein. Wieso?“

„Ich bin es aber leider“, meinte er und erhob die Augen mit komischem Entsetzen zum Himmel. „Aber wie Sie sich wohl denken können“ — und er machte eine Grimasse — „hindert mich das nicht — ha, ha, ha — eine kleine Freundin zu haben.“

„Meine herzlichsten Glückwünsche.“

„Sie ist ein Engel, lieber Herr Gérard. Man braucht Desdemona Parker nur zu sehen, um sich gleich in sie zu verlieben. Goldschimmerndes Haar. Ihre Augen sind blauer wie die Tunika einer Horse-Guard. Und Geist hat sie... und Gemüt!“

„Ich sagte Ihnen bereits, daß ich es eilig habe.“

„Ich komme zur Sache. Ich komme zur Sache. Da

ich für Desdemona Parker die Neigung fühle, die sie verdient, werden Sie begreifen, wie sehr ich unter der Trennung von ihr leide. Darum gebe ich ihr seit einem Monat jeden Tag, den der liebe Gott werden läßt, Nachrichten, lieber Herr Gérard. Aber heute kann ich mich nicht rühren...“

„Und was soll ich tun?“

„Ich rechnete auf Sie, dieses Telegramm an ihre Adresse zu senden. Zu Gegendiensten gern bereit.“

„Dankel! Aber das nächste Postamt ist in Tralee...“

„Ja, ich weiß. Ich bitte Sie deshalb um die große Liebenswürdigkeit, sich nach Tralee zu begeben.“

Statt zu antworten, zeigte ich auf das Fenster, wo der Regen gegen die Scheiben schlug. Es goß derartig, daß der Park im Wasser zu verschwinden schien.

„Ach,“ rief er, „das ist nur ein kleines Gewitter! In zehn Minuten haben wir den schönsten Regenbogen. Außerdem sind die Wagen des Grafen von Antrim dazu da, um benutzt zu werden. Der brave Joseph wird sich ein Vergnügen daraus machen, Ihnen eine Freundlichkeit zu erweisen. Hin und zurück brauchen Sie zwei knappe Stunden.“

Was mich am meisten in Wut brachte, war die Ruhe, mit welcher der widerliche Kerl über mich verfügte. Aber konnte ich wirklich jemand etwas abschlagen, der in seiner Schublade die Photographie von Professor Gérard hatte?

Ich machte ein sehr brummiges Gesicht, aber ich stimmte zu.

„Ich wiederhole Ihnen, zu Gegendiensten gern bereit. Ich denke mir, daß Sie auch eine kleine Freundin haben, der Sie von Zeit zu Zeit eine Depesche schicken müssen?“

Ich zog meine Briefftasche heraus.

Er zwinkerte mit den Augen.

„Ich glaube, wir verstehen uns, wie?“

Er reichte mir das fertige Telegramm. Nicht eine Minute hatte er an meiner Einwilligung gezweifelt.

Als ich hinausgegangen war, rief er mich zurück.

„Pssst! Schließen Sie die Tür. Sehen Sie, was mir bei der ganzen Geschichte den meisten Spaß macht, ist der Gedanke, daß Lausanne nicht sehr weit von Paris ist. Sie können davon überzeugt sein, daß Professor Gérard und Doktor Grütli in Beziehung zueinander stehen. Zwei so bekannte keltische Gelehrte müssen sich kennen. Wie wir beide hier gerade so nett dabei sind, zu plaudern, werden sie vielleicht in demselben Augenblick in Lausanne oder Paris zusammen sein, um eifrig über ein philologisches Problem zu diskutieren. Ist das nicht komisch? Nun lachen Sie doch, lachen Sie doch!“

„Der Teufel soll Sie holen“, murmelte ich und warf die Tür heftig zu.

Eine Viertelstunde später kam William, um mir zu sagen, daß angespannt wäre.

„Euer Gnaden müssen sich beeilen, wenn Sie vor Anbruch der Nacht zurück sein wollen.“

Vor der Freitreppe wartete der Einspanner schon. Schnell stieg ich ein. Ich hatte kaum Zeit, mich zu setzen, als das Pferd schon lostrabte. In einem Moment waren wir aus dem Park heraus.

Da merkte ich zu meiner großen Verwunderung, die nicht frei von Besorgnis war, daß Herr Ralph kutscherte.

Ich hielt es für zweckmäßig, mich bei ihm zu bedanken.

„Es tut mir schrecklich leid, daß...“

„Aber es macht mir Vergnügen, Herr Professor.“

Er sagte das mit seiner eintönigen Stimme, und seine Blicke sahen unverwandt auf die aufgerichteten Ohren des Pferdes.

Etwa zehn Minuten waren verflossen. Ohne mich anzusehen, fragte Herr Ralph dann:

„Ich soll Herrn Professor nach dem Postamt fahren?“

„Ja“, sagte ich mechanisch.

Da fiel mir plötzlich ein, daß ich mit niemand über das Ziel meiner Fahrt gesprochen hatte. Ich kam zu der Überzeugung, daß es besser wäre, mit offenen Karten zu spielen.

„Wie haben Sie erraten, daß ich zur Post wollte?“

Herr Ralph antwortete nicht auf direkte Weise.

„Kennen Sie Miß Desdemona Parker persönlich, Herr Professor?“

„Miß Desdemona Parker?“

„Wenn Sie sie nicht persönlich kennen, nehme ich an, daß Sie zweifellos sehr erstaunt über den Unterschied sein würden, der zwischen ihrer wirklichen Physiognomie und dem Bild, das Sie sich von ihr machen, besteht. Ja, sehr erstaunt.“

„Erklären Sie mir, was Sie meinen.“

„Aber sehr gern. Miß Desdemona Parker wohnt in London, Wardour Street 47, das ist die Adresse, welche das Telegramm hat, das Sie aufgeben wollen. Da hat sie aber nur ihr Absteigequartier, ja, ihr Absteigequartier, das Wort eignet sich für die Angelegenheit ausgezeichnet. Ihre eigentliche Wohnung ist in Whitehall oder genauer in Scotland Yard. Ich will Ihnen weiter erzählen, daß Miß Desdemona Parker sechs Fuß groß ist, einen kleinen rötlichen Schnurrbart hat, gewöhnlich einen niedlichen Browning in der rechten Tasche ihrer Jacke trägt und am liebsten ihre Pfeife mit Navy Cut stopft. Außerdem ist der richtige Name von Doktor Grütli Wilkie Joyce, und Miß Parker heißt John Gillchrist.“

Immer war der Ton seiner Stimme gleichmäßig ruhig, und er blickte unausgesetzt nach den Ohren des Pferdes.

„Hier ist das Telegramm“, sagte ich nur.

Herr Ralph hielt an und nahm die Depesche.

„Ich danke Ihnen, Herr Professor“, sagte er gemessen.

„Sie werden mir doch glauben...“ begann ich.

Zum ersten Male sah er mich an. In seinen eisigen Blicken war etwas Ironie.

„Ich bitte Sie, Herr Professor“, erwiderte er. „Sie sind doch wahrhaftig nicht verpflichtet, zu vermuten, daß sich unter den Gästen Seiner Erlaucht Spione befinden.“

Ich war ärgerlich, daß ich mich diesem entsetzlichen Mann gegenüber in einer so lächerlichen Lage befand. Aber es war ganz merkwürdig, daß ich trotz der grausamen Erinnerung, Antiope halb nackt in seinen Armen gesehen zu haben, Herrn Ralph nicht schrankenlos hasen konnte. Meine Vernunft zwang mich dazu, aber mein Herz begann ein leises Interesse für ihn zu empfinden.

Ich war in dieser Minute schon im Begriff, ihm alles zu gestehen. Aber bedeutete das leider nicht auch zugleich, daß Antiope den kläglichen Betrug erfahren würde, durch den ich in das Schloß gelangt war? Hatte ich nicht gerade heute morgen gesehen, mit welchem Entsetzen sie den schüchternen Versuch eines Geständnisses aufgenommen hatte! Wieder einmal war ich feige und schwieg. Heute noch erbebe ich bei dem Gedanken, daß dieses Schweigen mich vielleicht mein Glück gekostet hat.

Der Wagen hielt noch immer auf der linken Seite der einsamen Landstraße. Gegen den grauen Himmel bog der Wind die Zweige der Bäume, die hier und da zarte Knospen angesetzt hatten. Der Regen schlug klattschend auf die Leinwand des Verdecks.

Herr Ralph gab mir das Telegramm ungelesen zurück.

„Ich möchte mir nicht erlauben, vor Ihnen davon Kenntnis zu nehmen, Herr Professor. Lesen Sie es jedoch, und Sie werden sehen, ob ich mich getäuscht habe.“

Nicht ohne gewisse Verblüffung las ich:

Miß Desdemona Parker, 47 Wardour Street, London.

Schenken Sie dem kleinen Teddi zum Ostermontag einen Kuchen. Aber passen Sie auf, daß nicht zu viel Korinthen darin sind, wenn Sie möchten, daß Callirhoé noch einige Aussichten hat, das nächste Derby zu gewinnen. Herzlich der Ihre. Gezeichnet: Stanislas Grütli.

Jetzt las Herr Ralph, und er verglich jedes Wort mit dem Text in einem schwarzen Notizbuch, das er aus der Tasche gezogen hatte.

„Es ist klar“, murmelte er.

„Das ist sehr schön“, rief ich.

Er fügte hinzu:

„Man muß zugeben, daß es Doktor Grütli nicht an Schlaueit fehlt.“

„Ist es indiskret, eine Frage an Sie zu richten?“

„Aber ich bitte, Herr Professor.“

„Wie ist es Ihnen gelungen, die Identität Desdemona Parkers festzustellen?“

Herr Ralph lächelte.

„Wenn man nicht überall Beziehungen hätte, täte man besser, sich nicht um Politik zu kümmern.“

Während er das sagte, ließ er das Pferd wieder schneller gehen.

„Ich sehe den Zweck unserer Fahrt nach Tralee jetzt nicht mehr ein“, sagte ich.

„Das wäre ganz verkehrt, Herr Professor. Seit drei Wochen gehen täglich derartige Depeschen ab und meiner Treu alle recht beweiskräftig. Die Polizei seiner Majestät kümmert sich nicht darum, das ist selbstverständlich. Aber wenn an einem Tage die Depesche ausbleibt, könnte es auffallen. Es darf nichts geändert werden. Bis heute bin ich jedesmal eine Stunde, nachdem das Telegramm abgeliefert wurde, über den Inhalt unterrichtet worden. Dank Ihrer Liebenswürdigkeit wußte

ich heute schon eine Viertelstunde vor der Abgabe Bescheid.“

Eine Viertelstunde später hatte ich meinen Auftrag erledigt, und wir traten den Rückweg an.

„Es fällt mir ein“, sagte Herr Ralph, „daß ich mich vorhin Ihnen gegenüber gar nicht korrekt benommen habe, Herr Professor. Ja, ich habe vergessen, Ihnen den Sinn dieses Telegramms zu erklären, denn so können Sie natürlich nicht viel daraus entnehmen. Ich will dieses Versäumnis gutmachen. Durch seine Depesche unterrichtet Doktor Grütli die englische Regierung, daß am nächsten 24. April es in Kerry ruhig sein wird. Als Grund dafür gibt er an, daß Herr O'Rahilly bei jedem Versuch eines Aufstandes eine Opposition entgegensetzen wird.“

„Wer ist Herr O'Rahilly?“

„Ein anständiger Mensch und auch ein braver Kerl, aber ein Angsthase. Er gehört zu den Leuten, die glauben, daß, ehe eine Bewegung mißlingt, es besser ist, sie gar nicht zu unternehmen. Er weiß nicht, daß manche Niederlagen Vorboten von Siegen sind. Kurz, er steht der Bewegung feindlich gegenüber. Weil Graf von Antrim nicht aus jener Gegend ist, ist der Einfluß O'Rahillys dort größer, und am Ostermontag wird in Kerry kein ernster Zusammenstoß erfolgen. Es ist bedauerlich, aber es stimmt. Doktor Grütli ist gut unterrichtet.“

Er sah mich spöttisch an.

„Sehen Sie doch nicht so enttäuscht aus. In Dublin holen wir es nach, Herr Professor.“

„In Dublin?“

„Ja, der erste Schuß wird am Montag, den 24., um ein Uhr fallen, genau zur Stunde der Geburt der Gräfin Antiope, so wie die Prophezeiung lautet, von der Sie doch schon bestimmt gehört haben. Diesen ersten Schuß wird die Gräfin die Ehre haben, abzugeben. Da wird

kein Gegenbefehl ausgegeben werden, darauf können Sie sich verlassen.“

„Zweifellos hat die Gräfin von Kendale vergessen, daß sie die Einladung zu einer Gesellschaft am Abend vorher bei Lady Flora angenommen hat“, sagte ich nervös. „Es wird schwierig für sie sein, ihr Versprechen nicht zu halten, ohne Verdacht zu erregen und...“

„Die Gräfin von Kendale wird zu Lady Arbukle gehen“, sagte Herr Ralph trocken. „Sie wird gehen. Sie wird tanzen, und wenn es verlangt wird, mit Oberst Hartfield, dem Kommandanten von Tralee. Am nächsten Tage um ein Uhr nachmittags wird sie den ersten Schuß auf einen Kameraden von Oberst Hartfield abgeben. Sie können sich das alles in nächster Nähe ansehen, Herr Professor. Die nötigen Anordnungen, Sie in dieser Beziehung zufriedenzustellen, sind für Sie und Ihre Kollegen getroffen.“

Mit stillem Lächeln fügte er hinzu:

„Doktor Grütli mit einbegriffen.“

Der Einspanner fuhr gerade in den Park hinein, als ich Herrn Ralph flüstern hörte:

„Das eine läßt sich nicht leugnen, es fehlt ihm nicht an Mut.“

„Wem?“

„Wilkie Joyce, Herr Professor.“

„Wie meinen Sie das?“

„Möchten Sie es wissen?“

Er hielt den Wagen plötzlich an. Er wollte sprechen. Doch er schüttelte lächelnd den Kopf.

„Ich kann es Ihnen nicht so gut sagen, wie jemand, den ich kenne. Hören Sie zu, Herr Professor. Heute abend, morgen, wann Sie wollen, richten Sie es ein, mit Ihrem Diener William allein zu sein. Fragen Sie ihn, wer Wilkie Joyce ist. Aber fragen Sie auch nicht mehr, weil Sie uns schaden könnten. Es genügt auch, und die

Antwort Williams wird Ihnen klarmachen, daß Doktor Grütli durch seine Anwesenheit hier einen gewissen Mut bezeigt.“

*

„William,“ sagte ich, „wer ist Wilkie Joyce?“

Wir waren eine Stunde vor dem Abendessen beide allein im Billardsaal. Ich stieß aufs Geratewohl die Kugeln auf dem grünen Tuch, ohne zu wissen, ob sie sich treffen würden.

„Wilkie Joyce, Euer Gnaden?“

Ich sah William nicht. Ich konnte ihn nicht sehen, denn außer dem Billard, das durch eine Lampe mit Reflektor grell beleuchtet war, lag das ganze Zimmer im Schatten. Aber ich hörte seine Stimme. Sie klang gequält.

„Ja, Wilkie Joyce.“

„Wilkie Joyce ist tot, Euer Gnaden.“

„Wie? Er ist tot!“

Ich biß mich auf die Lippen. Ich hatte vergessen, daß ich die Anweisung hatte, keine andere Frage zu stellen. Aber der gute William war nicht so weitsichtig...

„Seit fünfundzwanzig Jahren ist er tot. Ach, wollte der Himmel, daß er noch lebte!“

„Weshalb, William?“

„Weshalb, Euer Gnaden? Damit ich ihn umbringen könnte. Weiß Euer Gnaden denn nicht, was er getan hat?“

„Nein, William.“

Ich hörte in der Dunkelheit einen Seufzer, der vielleicht ein Schluchzen war.

„Was hat er getan, William?“

Ich war auf ihn zugegangen und hatte ihn beim Arm genommen. Ich führte ihn zu einem Ledersofa, das in der dunkelsten Ecke des Saales stand. Er war so aufgeregt, daß er kaum sprechen konnte.

„Also erzählen Sie, William.“

Stoßweise kamen die Worte aus seinem Munde. Er brauchte für die kurze Erzählung deshalb doppelt soviel Zeit, wie er sonst nötig gehabt hätte.

„Ich war damals ein ganz kleiner Junge, Euer Gnaden...“

„Sprechen Sie leiser, William.“

„Ja, Euer Gnaden, ich war damals noch ein ganz kleiner Junge. Mein Vater hatte in Wickton ein Gasthaus. Er gehörte den revolutionären Vereinigungen nicht an, Euer Gnaden, aber er war Irländer, und zwar ein guter Irländer. Deshalb nahm er eines Abends in dem Zimmer hinter dem Laden fünf Landsleute auf und warf sie auch nicht hinaus, als er hörte, daß die jungen Leute beschlossen hatten, den Tower von London und den Westminsterpalast mit Dynamit in die Luft zu sprengen. Das war im Jahre 1885. Sicher haben Sie einmal von diesem Komplott sprechen hören. Wie es mißlang, wird Ihnen auch bekannt sein. Zuerst konnte man nur einen Verschworenen verhaften, Stephan O'Grady. Um die englische öffentliche Meinung zu befriedigen, wurde auch mein Vater, Patrick Evans, eingesperrt. Selbstverständlich war er Mitschuldiger, denn er hatte um den Plan gewußt und bei der Polizei keine Anzeige erstattet. Nach einem Prozeß, der über ein Jahr dauerte, wurden beide zum Tode verurteilt. Man ließ sie noch ein Jahr warten, bis sie hingerichtet wurden. Und unterdessen suchte die Polizei weiter und fand nichts.“

„Leiser, William, sprechen Sie doch leiser.“

„Ich bitte Euer Gnaden um Entschuldigung, daß ich so aufgeregt bin. An einem Januarmorgen 1888 — ich war sechs Jahre alt — trat der Gefängnisdirektor in die Zelle meines Vaters. Man hatte ihn mit Stephan O'Grady zusammen gelassen.

„Also, es ist morgen“, sagte er zu ihnen. „Doch wenn ihr euch entschließen würdet, eine Erklärung abzu-

geben...“ Ich muß Ihnen sagen, daß man die Hinrichtung so lange hinausgeschoben hatte, weil man alles versucht hatte, um die Namen der anderen Verschworenen von ihnen herauszupressen. Sie antworteten, daß sie keine Erklärung zu machen hätten. „Ihr möchtet wahrscheinlich noch beichten?“ Sie sagten ja, und da der Gefängnisprediger Engländer war, baten sie, ihnen einen irländischen Geistlichen zu schicken. Man antwortete ihnen, daß ihr Wunsch erfüllt werden würde.“

„Weiter, William.“

„Der Priester kam bei einbrechender Dunkelheit. Er sprach ausgezeichnet gälisch. Weder mein Vater noch Stephan O'Grady konnten so etwas... vermuten oder ahnen!“

„Die Unglücklichen“, rief ich.

„Die Beichte, die dieser Priester ihnen einzeln abnahm, dauerte sehr lange, Euer Gnaden. Beiden erteilte er Absolution. Dieser Priester, Euer Gnaden, war...“

„Es war Wilkie Joyce!“

„Ja, Euer Gnaden, Wilkie Joyce. Und mein Vater und Stephan O'Grady hatten ihm die Namen ihrer Kameraden gesagt.“

William schwieg einen Augenblick.

„Die Fortsetzung der Geschichte ist noch schrecklicher als der Anfang. Am nächsten Morgen wurden Patrick Evans und Stephan O'Grady gehängt. Aber bevor sie starben, erfuhren sie noch die Wahrheit: daß sie einem Polizisten, der sich als Priester verkleidet, gebeichtet hatten und ihm die Namen ihrer Freunde ausgeliefert.“

„Und Wilkie Joyce?“ fragte ich.

„Er ist befördert worden. Aber es waren kaum zwei Monate vergangen, da saß er eines Morgens ruhig an seinem Schreibtisch, um einen Bericht abzufassen. Man weiß nicht woher, aber es drang eine Kugel durch die Scheibe und zerschmetterte sein Tintenfaß. Wieder einen

Monat später fiel ein Steinblock von einem Gerüst und hätte ihn beinahe erschlagen. Ich konnte es nicht tun, ich war damals erst sechs Jahre; es geschah durch Kameraden. Er bekam Angst. Man versetzte ihn von Dublin nach London. Zwei andere Attentate wurden gegen ihn verübt. Wir hätten ihn schließlich doch bekommen, wenn Gott nicht anders bestimmt hätte. Im Juli 1892 kutscherte er eines Tages einen leichten Wagen bei Greenwich. Das Pferd ging durch, und das Gefährt stürzte in die Themse. So wie ich Euer Gnaden jetzt erzähle, wie Wilkie Joyce starb, stand es damals in den Zeitungen.“

Wir schwiegen beide.

Die Glocke rief in diesem Augenblick zum Abendessen, und gleichzeitig hörte man die elektrische Klingel für die Dienerschaft im Vestibül.

William Evans stand auf.

„Ich bitte Euer Gnaden um Entschuldigung. Ich werde gerufen.“

Und er ließ mich allein.

Die hohe Gestalt Herrn Ralphs stand plötzlich vor mir.

„Nun, Herr Professor?“

„Wie grauenhaft“, flüsterte ich.

Wie ich schon gesagt habe, lag das Billardzimmer im Dunkel. Aber von der Ecke, in der wir standen, konnten wir auf das Vestibül und die Treppe sehen, die beide hell beleuchtet waren.

Herr Ralph berührte meinen Arm.

„Sehen Sie“, sagte er.

Doktor Grütli stand oben an der Treppe. Hinkend ging er hinunter, auf Williams Arm gestützt, der ihn mit äußerster Vorsicht führte.

„William weiß noch nichts“, sagte Herr Ralph leise.

Er fügte hinzu:

„Bald wird er es erfahren.“

Achtes Kapitel.

Man ißt bei Dorian Gray Abendbrot.

„— Ich glaube wirklich,“ fuhr der Korporal fort, „daß wir ohne den Wein unsere Knochen im Schützengraben gelassen hätten.“

„Korporal,“ sagte mein Onkel Tobie mit leuchtenden Augen, „für einen Soldaten gibt es kein schöneres Grab.“

„Mir ist ein anderes ebenso lieb“, erwiderte der Korporal...

Ich legte Tristram Shandy auf das kleine Tischchen neben mein Bett, und nachdem ich mich bis an die Nasenspitze zugedeckt hatte, ließ ich meine Gedanken schweifen. Was war das für ein merkwürdiges Buch! Rabelais und Molière waren darin zu erkennen, der Name eines der Helden war Shakespeare entlehnt... Ich wußte alles, und trotzdem fand ich, daß Tristram Shandy ein nettes, sogar ein originelles Buch war. Da ich nach Gründen für eine so große Inkonsequenz suchte, fiel mir ein Geschenk ein, das mir vor zwanzig Jahren eine junge Dame mit kurzgeschnittenem blonden Haar in Marseille gemacht hatte: ein Spiel geographischer Würfel. Man konnte mit denselben Würfeln, je nachdem man sie zusammensetzte, Karten von Nord- und Südamerika, Asien, Europa, Afrika, Australien, von der ganzen Welt haben.

Meine Gedanken wurden durch das Heulen des Sturmes unterbrochen. Seit acht Tagen hatten wir unauf-

hörlich Wind und Regen. Sie schienen immer heftiger zu werden. Es war, als ob jemand draußen an meinen Fensterläden rüttelte. Seltsames Stöhnen war im Schloß zu vernehmen. Mitten in diesem Lärm erregte die elektrische Lampe, die mein Zimmer erleuchtete, durch ihre Starrheit mein Erstaunen.

Wenn alles in einem Zimmer unbeweglich ist, erweckt die kleinste Kleinigkeit, die sich bewegt, Aufmerksamkeit. So ging es mir mit dem Riegel der Tür, die nach dem Korridor führte.

Man kann sich mein Unbehagen vorstellen, als ich sah, wie dieser Riegel eine horizontale Richtung annahm. Von draußen wurde er durch einen Schlüssel in einem Schloß herumgedreht, das ich bis jetzt noch nie bemerkt hatte. Dann bewegte sich die Messingklinke allein. Von oben bis unten wurde ein schwarzer Spalt mitten in der Tür sichtbar, und sie öffnete sich behutsam.

Herr Ralph trat ein.

Ich hatte mich aufgesetzt. Er kam an mein Bett.

„Was ist los?“ fragte ich, ohne mich weiter über die ungenierte Art einzutreten, auszulassen.

Er legte den Finger auf die Lippen.

„Ziehen Sie sich an.“

„Aber was ist denn los?“

„Pssst!“

Er zeigte auf das Schloß.

„Ihr Nachbar darf nichts hören.“

Ich war aufgestanden und suchte mit zitternden Händen meine Kleidungsstücke.

„Pantoffeln, Beinkleider und Überzieher genügen“, flüsterte Herr Ralph. „Ich habe nicht die Absicht, einen Spaziergang mit Ihnen zu machen. Folgen Sie mir.“

Ich gehorchte. Sorgfältig riegelte er vom Korridor aus die Tür wieder ab. Er war nicht zwei Minuten in meinem Zimmer gewesen.

Er leuchtete uns mit seiner elektrischen Lampe die große Treppe hinunter. Wir waren jetzt im Rauchzimmer. Er machte Licht.

Ich sah, daß Herr Ralph bleich war. Diese Blässe bei einem solchen Mann erschreckte mich.

„Aber was ist denn los?“ wiederholte ich.

Er sagte:

„Was ich jetzt tun werde, tue ich auf meine Verantwortung. Ich bin zu der Überzeugung gelangt, daß es meine Pflicht ist, so zu handeln. Bekommen Sie es fertig, eine Stunde unbeweglich zu bleiben, und was auch kommen mag, kein Zeichen einer Erregung zu geben?“

„Ich will es versuchen.“

„Sie müssen es versprechen, sonst gehen Sie wieder in Ihr Zimmer zurück.“

„Ich verspreche es.“

„Gut, kommen Sie.“

Wir gingen bis zu einer großen Tür.

„Diese Tür führt zum Schlafzimmer des Grafen Antrim. Seine Erlaucht schlafen. Ich werde sie aufwecken. Aber vorher lasse ich Sie in das Zimmer. Am Fuße des Bettes ist eine dunkle Ecke. Dort steht eine Fußbank. Setzen Sie sich darauf. Rühren Sie sich nicht eher, als bis ich Ihnen einen Wink gebe, das Zimmer zu verlassen. Von dort aus sehen Sie und vor allem hören Sie alles.“

Er fuhr fort:

„Ich schwöre Ihnen bei meinem Seelenheil, daß Seine Erlaucht keine Ahnung von Ihrer Anwesenheit hat. Sie werden der einzige sein, der hört, was gesagt wird. Wüßte Graf von Antrim, daß Sie im Zimmer sind, würde er nicht sprechen. Er würde zu sehr fürchten, daß Sie glauben, er spielt Komödie vor Ihnen. Sind Sie bereit?“

„Jawohl.“

Er faßte meine Hand und drückte sie. Gleichzeitig öffnete er die Tür.

In dem Zimmer herrschte Halbdunkel. Rechts im Alkoven sah man das sehr große Bett mit Säulen und einem Baldachin. Auf einer Kommode brannte eine Nachtlampe.

Ich ging hinter Herrn Ralph her. Er zeigte mir zwischen der Wand des Alkovens und dem Fußende die Ecke, in der die Fußbank stand. Auf Zehenspitzen schlich ich hin und setzte mich.

Der schwache Schein des Nachtlichtes wurde jetzt durch den einer elektrischen Lampe, die Herr Ralph anzündete, verstärkt. Aber da diese von einem dunklen Lampenschirm beschattet war, leuchtete sie nur sehr wenig.

Trotzdem konnte ich den Grafen von Antrim erkennen.

Auf den großen Kopfkissen lag er so hoch, daß er fast zu sitzen schien. Er schlief. Auf der Decke lagen seine schmalen Hände ausgestreckt. Ich sah seine weißen Haare, die gelben Sehnen seines Halses, den unaussprechlichen Ausdruck von Leiden und Abgeklärtheit in seinem Gesicht.

Er öffnete die Augen. Ralph hatte seinen Arm berührt.

„Was gibt es, Ralph?“

„Ich glaubte, Eure Erlaucht wecken zu müssen. Es ist etwas Wichtiges, das vielleicht bis morgen früh nicht Zeit hat.“

„Was ist denn?“

„Sir Roger ist da, Erlaucht.“

Der noch bewegliche Teil des Gesichtes des Grafen zog sich zusammen.

„Was sagst du?“

„Sir Roger ist da, Erlaucht.“

„Wo ist er?“

„Im kleinen Salon.“

„Wann ist er angekommen?“

„Um halb zwölf, jetzt wird es zwölf Uhr sein.“

„Hat ihn jemand kommen sehen?“

„Nein, Erlaucht. Er ist über die Felsen geklettert und so in den Park gelangt. Dann ist er um das Schloß herumgegangen und hat an das einzige Fenster, das im Erdgeschoß erleuchtet war, geklopft. Es war das Fenster vom Dienerzimmer, und ich war allein darin.“

„Wie ist er hierhergekommen?“

„Heute abend gegen fünf Uhr ist er in einem deutschen Unterseeboot an der Küste gelandet. Er ist direkt ins Schloß gekommen. Unterwegs ist er niemandem begegnet.“

„Hat er dir noch etwas anderes gesagt?“

„Nichts, nur daß er Eure Erlaucht so schnell wie möglich sehen möchte. Er sitzt im kleinen Salon am Kamin, denn er war von Regen durchnäßt, als er im Schloß ankam.“

„Hole ihn.“

Ralph legte dem Greis eine Pelzdecke über die Schultern, so daß jetzt nur das tragische, strenge Gesicht des Grafen sichtbar war.

Der Verwalter ging hinaus. Ich rührte mich nicht, und selbst wenn ich mich bewegt hätte, würde das Wüten des Sturmes das Knarren meiner Fußbank übertönt haben. Auch Graf von Antrim blieb unbeweglich. Neben ihm auf dem Tischchen stand ein leuchtendes Kristallglas, in das ein langer silberner Löffel getaucht war, der durch die Refraktion in der Mitte durchgebrochen zu sein schien.

Ein leichtes Geräusch. Herr Ralph trat wieder ein. Er war von dem Besucher begleitet, dessen Ankunft zu so später Stunde den Grafen von Antrim und seinen Leutnant ganz ungewöhnlich zu erregen schien.

„Roger! Du hier! Jetzt!“

„Mylord, Mylord!“

Der Mann, der den Stuhl nicht sah, den Herr Ralph ihm hinschob, war neben dem Bette auf die Knie gefallen. Er suchte die Hand des Grafen zu ergreifen und wiederholte:

„Mylord, Mylord!“

„Beruhige dich, Roger, beruhige dich, Roger“, sagte der Graf.

Er rief Ralph zu:

„Lassen Sie uns allein.“

Ich beobachtete und lauschte gespannt, damit mir keine Bewegung, kein Wort entging. Das große Drama hatte begonnen. Was es mir auch enthüllen würde, ich wußte, nichts würde herzbewegender als dieser Anfang sein.

„Du kommst aus Berlin, Roger?“

„Ja, aus Berlin, Mylord.“

„Wie bist du hergekommen? Warum kommst du?“

„Ich war krank, zu krank. Ich ging in ein Krankenhaus. Dort erfuhr ich vor vierzehn Tagen, genau am 6. April, daß der Aufstand hier am Ostermontag ausbrechen würde. So wie die Dinge augenblicklich liegen, halte ich ihn für einen Wahnsinn, und ich glaubte, alles tun zu müssen, um ihn zu verhindern. Darum bin ich hier.“

„Roger, die deutsche Regierung hat dir eins ihrer Unterseeboote zur Verfügung gestellt, einzig und allein, damit du einen Aufstand verhinderst, den sie doch allen Grund hätte zu wünschen? Wirklich, wenn es so ist, bin ich der Ansicht des Grafen von Plinkett: die deutsche Regierung ist ein großer Heuchler.“

Sir Roger rang die Hände. Seine Stimme, seine Bewegungen, seine Blicke waren die eines gehetzten Wildes, und der trostlose Anblick, den er bot, zeigte, wie dieser Mann vollkommen aus dem Gleichgewicht gekommen war.

„Ach, Mylord, spotten Sie nicht.“

„Fasse dich, Roger, und gib mir eine Erklärung.“

„Was soll ich erklären, Mylord? Ja, ich werde alles sagen, aber zuerst sagen Sie mir, daß ich falsch unterrichtet bin, daß diese Reise, die mich zweifellos das Leben kosten wird, überflüssig ist. Sagen Sie mir, daß am Ostermontag kein Aufstand stattfinden wird.“

„Ich schwöre dir, daß er sein wird“, sagte der Graf. Der Besucher stöhnte.

„Das ist ja Wahnsinn, der reine Wahnsinn“, rief er.

„Vielleicht“, erwiderte der Graf von Antrim. „Aber wird mein Gedächtnis schlecht? Warst du es nicht, der mir geschrieben hat: ‚An dem Tage, an dem unser erster deutscher Kamerad in Irland landet, an dem Tage, an dem man das erste deutsche Kriegsschiff stolz durch die Wellen des irischen Meeres streichen sehen wird, an seinem Bug die irische Flagge, an diesem Tage werden viele Irländer sterben, aber sie werden im Frieden Gottes mit der Gewißheit, daß Irland leben kann, sterben.‘ Wenn mein Gedächtnis mich nicht täuscht, hast du diese Worte geschrieben. Da du aber den Aufstand, der ausbrechen soll, jetzt als Wahnsinn bezeichnest, so sind deine Hoffnungen fehlgeschlagen, Roger. Du bringst uns nicht die versprochene Hilfe, um die wir dich übrigens gar nicht gebeten haben.“

„Überhäufen Sie mich nicht mit Vorwürfen“, murmelte Sir Roger.

„Was hast du in Deutschland getan?“ fragte Graf von Antrim hart. „Was hast du versprochen? Was hat man dir gegeben?“

„Ich habe nichts versprochen“, schrie der andere verzweifelt auf. „Ich hatte kein Recht dazu. Ich hoffte, von der Wilhelmstraße zu erlangen, daß sie Irlands Bestrebungen prüfen, und am Tage der Friedenskonferenz die irische Frage zu einer internationalen gemacht würde, daß...“

„Kind!“ rief der Graf, „die Deutschen wären wirklich sehr dumm gewesen... Sie haben dir große Versprechungen gemacht, das gehörte dazu. Ich muß ihnen beistimmen. Und haben sie nichts dafür von dir verlangt?“

Sir Roger antwortete nicht.

„Ich habe gehört,“ sagte der andere unbarmherzig, „daß du bei den irländischen gefangenen Soldaten in Deutschland versucht hast, eine irländische Brigade zu schaffen, die Wilhelm helfen sollten, nur für Irland zu kämpfen unter der grünen Fahne mit der goldenen Harfe. Die deutschen katholischen Feldgeistlichen waren angewiesen, dir bei diesem Werke zu helfen. Sage mir von unseren dreitausend Burschen, die dort hinter eisernen Gittern sitzen, wieviel sind auf diese Aufforderung eingegangen?“

Sir Roger senkte den Kopf.

„Fünfundfünfzig“, murmelte er.

„Fünfundfünfzig“, sagte der Graf von Antrim, „fünfundfünfzig! Die einfachen, ungebildeten Bauern aus Munster und Connaught haben sich da nichts vorreden lassen, wo du dich hast beschwatzen lassen. Wo uns unsere Urteilskraft und unsere gelehrte Kasuistik in die Irre führt, wird der sichere Instinkt eines Volkes sich nicht einen Daumen breit vom rechten Wege abbringen lassen. Hat dir die Lehre, die dir die armen Irish Fusiliers gegeben haben, wenigstens etwas genützt, Roger?“

„Ja, Sie sehen es doch. Es hat mir so genützt, daß ich hier bin. Ich wollte, daß man hier weiß, daß auf Deutschlands Hilfe nicht zu rechnen ist, und der Aufstand aufgeschoben werden muß. Mit Lebensgefahr bin ich hierhergekommen, Mylord.“

„Zweifelloos bist du gekommen, Roger. Aber du bist an Bord eines deutschen Unterseebootes gewesen. Hat

denn Deutschland noch so viele Tauchboote, daß es riskieren kann, eins zu verlieren, nur um dir eine Liebenswürdigkeit zu erweisen, was sage ich! Dir die Möglichkeit zu geben, hierherzukommen, um eine Bewegung zu verhindern, die ihm doch so gelegen sein müßte?“

Sir Roger verharrte in Schweigen.

„Antworte, Roger,“ sagte ernst der Graf, „jede Minute ist kostbar.“

Als der andere noch immer schwieg, fragte der Graf weiter:

„Was hast du ihnen gesagt, damit sie dich fahren ließen und dir dabei noch behilflich waren?“

„Ich habe sie irregeführt“, sagte der Besucher. „Ich habe ihnen gesagt, daß ich nach Irland zurückkehren will, um hier die Revolution zu proklamieren.“

„Und sie haben dir geglaubt?“

„Sie haben es für wahr gehalten, Mylord, sie haben mir sofort auch das gegeben, was ich gar nicht von ihnen verlangt habe.“

„Was?“

„Ein Transport wurde bewaffnet, in ein neutrales Schiff geschmuggelt und mit Gewehren und Munition versehen.“

Unter dem Pelz zuckte die schreckliche kranke Hand des Grafen von Antrim. Ich sah sie steif und bleich an dem verkümmerten Arm.

„Wo ist dieser Transport, Roger?“

„Er kommt an, Mylord, er ist in dem Depotschiff gefahren, das mein Unterseeboot begleitet hat.“

„Mein Gott“, murmelte der Graf.

Eine tragische Stille herrschte in dem Gemach.

„Mylord, was haben Sie?“ flüsterte Sir Roger.

„Was ich habe,“ sagte Graf Antrim, „was ich habe.“

Ein Schauer ließ seine Schultern erbeben.

„Du glaubtest, Deutschland zu täuschen, Roger? Du

Unglücklicher, es wird dich wie ein Kind an der Nase herumgeführt haben.“

„Was wollen Sie damit sagen, Mylord?“

„Was hast du getan, Roger? Was hast du getan?“

„Sie haben selber zugegeben, daß ich Deutschland nicht mit der Erklärung verlassen konnte, ich reise hierher, um den Aufstand zu verhindern. Ich mußte den Vorwand gebrauchen, den ich Ihnen eben mitteilte.“

„Dieser Aufstand wird erfolgen, Roger, ich habe es dir geschworen, und ich schwöre es noch einmal. Aber was geschehen konnte, um seine Wirksamkeit abzuschwächen, das kannst du dich rühmen, getan zu haben. Wenn dieser Transport an unseren Küsten landet — und leider wird er nicht mehr weit sein — wird er vor zwei Uhr festgenommen sein. Hast du vergessen, daß die britische Flotte die irländischen Küsten strenger bewacht als die feindlichen? Du hast unseren Gegnern soeben ein Argument geliefert, das sie dir sehr hoch bezahlt haben würden. Unser Aufstand gegen England durfte uns nicht die Sympathien seiner Verbündeten nehmen. Aber mit Deutschland alliiert sein, bedeutet für sie, Verräter sein. Siehst du, das hast du getan, Roger.“

Dieser stieß einen Schmerzensschrei aus.

„Mylord, Mylord, Ihre Vorwürfe sind gerecht. Aber geben Sie jetzt wenigstens zu, daß ich recht habe, daß dieser Aufstand heller Wahnsinn ist und er nicht stattfinden darf.“

„Er wird stattfinden!“

„Er wird stattfinden“, rief Sir Roger aus. „Wenn Sie so sprechen, Mylord, dann müssen Sie doch an seinen Erfolg glauben. Schwören Sie mir, daß Sie an diesen Erfolg glauben. Wenn Sie diesen Schwur leisten, Mylord, dann werde ich wiederum glauben, daß Sie wahnsinnig sind, jedoch meine Bewunderung und

meine Achtung für Sie werden darum nicht im geringsten leiden. Sonst...“

„Sonst, Roger?“

„Schwören Sie, Mylord, ich flehe Sie an! Ach! Sehen Sie wohl, Sie schwören nicht. Sie glauben nicht an den Erfolg. Wie können Sie also nur den Gedanken haben, diesen Befehl zu erlassen, von Ihrem Bett aus den entsetzlichen Befehl zu erlassen, durch den so viele junge Leute bald in der Erde verfaulen werden, ohne daß Sie überhaupt nur Zeuge ihres unnützen Opfers waren?“

„Ich glaube, Roger, du willst mich richten“, sagte Graf von Antrim.

Sir Roger konnte nicht antworten. Die Arme verschränkt, barg er den Kopf in die Pelzdecke des Bettes und schluchzte.

„Es schadet nichts“, fuhr der Graf mit erhabener, majestätischer Trauer fort, „was du mir eben gesagt hast, warst du berechtigt zu tun. So hast du mich gezwungen, dir meinen entsetzlichen Schmerz einzugehen, den entsetzlichen Schmerz des Mannes, den sein Alter und seine Gebrechlichkeit hindern, an dem Kampf, den er entfesseln wird, weil er ihn für heilig, nützlich und notwendig hält, teilzunehmen. Die blutigen Tränen, die ich dann vergieße, Roger, möchtest du sie nie kennenlernen. Den Befehl, den ich erlassen werde, die Waffen zu ergreifen, er wird mit soviel Kraft und Klarheit erteilt werden, als ob ich noch in dem Alter wäre, diese Waffen selbst zu tragen. Aber ich werde ihn mit einer Qual geben, die du dir nicht vorstellen kannst, sonst hättest du nicht so mit mir gesprochen, wie du es soeben tatest... Aber ich entschuldige dich. Deiner sehr verständlichen Aufregung schreibe ich es zu, daß du mich zu solchen Rechtfertigungen zwingst... Und dann weiß ich, daß fern vom Vaterland man alles getan hat, um

die nationalen Tatsachen zu verkennen. Hast du denn den Spruch vergessen, nach dem du lesen gelernt hast? Hast du denn die Prophezeiung des Donegal vergessen?"

Sir Roger erhob den Kopf.

„Die Prophezeiung des Donegal, Mylord“, sagte er mit einem Ausdruck des Erstaunens. „Wissen Sie, daß Sie mich zur Verzweiflung bringen, daß Sie mir Furcht einflößen! Wie kann derselbe Mann, der für allen Fortschritt soviel Verständnis hat, sich an einen kindlichen Aberglauben klammern? Die Prophezeiung des Donegal! Was können Sie in einer Zeit der Mitrailleusen und der schweren Artillerie von einer Legende, die der Zeit der Bogenschützen von Crécy entstammt, erwarten? Morgen wird dank ihr Dublin in Flammen stehen. Wir werden besiegt werden, Mylord, besiegt!“

„Ich bin dessen ebenso gewiß wie du, Roger, und der Schmerz, von dem ich dir soeben sprach, ist schrecklicher, wie ich ihn dir schildern kann. Aber etwas, siehst du, wird trotz allem siegreich aus diesem Kampfe hervorgehen, und das ist die Seele Irlands. Sie war im Begriff unterzugehen, Roger, aufzuhören. Unsere Liberalen hatten sie in englische Versammlungen geschleppt. In fruchtlosen parlamentarischen Reden haben O'Connell, Parnell, Redmond den Kultus harter, wiederherstellender, befreiender Tat in ihr erstickt. Die Zeit der Kompromisse ist vorbei. Von Zeit zu Zeit ist es für ein Volk notwendig, den abgeschlossenen Kontrakt mit seinem hundertjährigen Ideal zu erneuern. Nicht ohne Grund sprach ich dir vorhin von der Prophezeiung des Donegal. Für dich, für mich ist die Prophezeiung des Donegal vielleicht nur ein Symbol. Für die einfachen Leute, die seit acht Jahrhunderten tot sind, wie für diejenigen, die morgen beim Sterben diese Worte hersagen werden, ist sie eine Tatsache, lebendiger als du, als ich, die in einigen Stunden Staub sein werden. Kommt es

uns zu, kommt es dir zu, diese einfachen Seelen gering zu schätzen, Roger? Diese einfachen Leute haben in den Gefängnissen Deutschlands klar gesehen. Dich hat man täuschen wollen, Roger, dich wollte man betrügen, aber sie haben gewußt, daß das Gewehr, das man ihnen in die Hand stecken wollte, nicht zur Befreiung ihres Vaterlandes dienen würde. Sie haben die Falle gesehen, in die du, der Kluge, gegangen bist. Diese einfachen Menschen haben dir gegenüber recht behalten. Deshalb werden am nächsten Montag um ein Uhr nachmittags, während ich hier bin und die Hand auf das alte Herz drücke, das vor Begeisterung und wildem Schmerz brechen möchte, die Gewehre unserer Freiwilligen in Dublin den Tag begrüßen, der für die Erfüllung der heiligen Prophezeiung bestimmt wurde.“

Sir Roger erhob den Kopf wieder.

„Ich werde unter ihnen sein, Mylord“, sagte er.

Graf von Antrim sah ihn voll Traurigkeit an.

„Ach, Roger, du machst dir leider Illusionen. Du wirst nicht, und du kannst nicht unter ihnen sein.“

„Ich werde nicht unter ihnen sein?“

„Ich weiß, was ich von dir fordere, ist entsetzlich“, sagte der Graf. „Den Tod mit verbundenen Augen am Galgen, anstatt wie brave Kämpfer mit zum Himmel gerichteten Blicken zu sterben. Doch ich weiß, daß du das Opfer, das ich dir auferlege, ertragen wirst. Es geschieht zum Heil unseres Vaterlandes, das du auch über alles liebst.“

„Mylord, was sagen Sie? Es ist grauenhaft.“

„Grauenhaft, Roger, aber notwendig. Höre zu und verstehe mich recht. Bist du unter unseren Soldaten, so bedeutet das für unsere Feinde das Geständnis eines Paktes zwischen uns und Deutschland. Ich bitte dich, sieh in meinen Worten keinen kindischen Haß gegen Deutschland. Meine persönlichen Sympathien müssen

schweigen, wenn das Wohl meines Landes auf dem Spiel steht. Wenn ich glauben würde, daß Deutschland uns in dieser Stunde nützen könnte, würde ein Bündnis mit ihm von niemandem glühender verteidigt werden als von mir. Aber meiner Meinung nach kann es uns augenblicklich nur schaden. Nicht der paar armseligen Mausergewehre wegen, die man den Irländern als Köder zuwirft, werden diese auf die gewaltige moralische Kraft verzichten, die in dem Bewußtsein liegt, allein gegen den Bedrucker zu kämpfen. Nackt und ohne Waffen trat David vor Goliath hin, er hat ihn niedergeschlagen, weil es Gottes Wille war, daß er ihn vernichtete. Aber wenn er von dem Riesen im eisernen Panzer besiegt worden wäre, hätte er aus einer solchen Niederlage einen ebenso ruhmreichen Vorteil gezogen, wie er ihn durch seinen Sieg errang. Der Kampf, den wir aufnehmen wollen, darf nicht zu einer Empörung eines marokkanischen Stammes herabgewürdigt werden, dieser Kampf, der die Beamten der Wilhelmstraße so wenig kosten würde.“

„Was soll ich tun?“ fragte Sir Roger, dessen Stimme nur noch ein Hauch war.

„Du sollst hier schlafen und mußt versuchen, durch diesen Schlaf die Kräfte zu sammeln, deren du für deinen qualvollen Weg bedarfst. Vor Sonnenaufgang wird Ralph dich heute nach Tralee bringen. Man darf nicht wissen, daß du hier warst und wir uns gesehen haben. In Tralee gehst du zu Leuten, von denen du annimmst, daß ihre Aussagen bei der englischen Justizbehörde etwas gelten. Du erzählst ihnen, was dich zur Rückkehr bewogen hat, und daß es Wahnsinn von uns wäre, auf Deutschland zu rechnen. Du mußt dein möglichstes tun. Vergiß nicht zu sagen, daß die Gewehre, die es uns schickt, nur dazu dienen sollen, uns zu kompromittieren. Tue dein möglichstes, wiederhole

ich noch einmal, um das Unglück zu vermindern, das durch deine Unbesonnenheit für uns entstanden ist.“

„Ich gehorche“, sagte Sir Roger.

Graf von Antrim sah ihn an.

„Gib mir die Hand, Roger“, sagte er bewegt.

Sir Roger küßte die Hand, die ihm der Greis entgegenhielt. Dieser stöhnte dumpf.

„Roger, Roger, wie schrecklich und wie schwer ist es, seine Pflicht zu erkennen. In diesem Zimmer sind wir beiden Männer, die nie einen anderen Gedanken gehabt haben als das Wohl unseres Vaterlandes... und wie heftig sind wir aneinander geraten!“

Er nahm die kleine Klingel, die neben dem Glase auf dem Tischchen stand, und läutete. Sir Roger stand taumelnd auf.

Herr Ralph erschien.

„Geben Sie Sir Roger ein Zimmer“, sagte der Graf. „Er muß vor fünf Uhr in Tralee sein. Ich verlasse mich auf Sie, Ralph, daß Sie ihn zur Zeit wecken und ihn hinfahren.“

Beide Männer gingen hinaus. Ich blieb mit dem Grafen Antrim fünf Minuten allein. Er hatte die Augen wieder geschlossen. Sein starres Gesicht verriet keine Erregung mehr. Nicht die leiseste Erschöpfung war nach dieser großen Anstrengung zu bemerken.

Herr Ralph kam zurück und drehte das elektrische Licht aus. Das jetzt nur von der Nachtlampe erleuchtete Zimmer war wieder fast dunkel.

Er trat zu dem Fußende des Bettes und faßte mich bei der Hand. Tastend führte er mich zur Tür.

„Ralph“, rief die schwache Stimme des Grafen.

„Ich komme gleich wieder.“

Wir waren beide im Korridor. Herr Ralph gab mir einen Wink, nicht zu sprechen.

„Jetzt“, sagte er sehr leise, „legen Sie sich zu Bett. Sie müssen schlafen. Die nächsten Nächte werden schlaflos sein. Um sie aushalten zu können, muß man jetzt ruhen.“

Er zeigte mit der Hand nach der dunklen Treppe des oberen Stockwerks. Eine Sekunde glitt über sein hartes viereckiges Gesicht ein überaus sanftes Lächeln.

„Nehmen Sie sich ein Beispiel an ihr. Sie schläft.“

In dieser Nacht des 23. Aprils hatte man in den Champagnervorrat Lady Arbukles eine tüchtige Bresche geschlagen. Nach zehn Uhr hatte man getanzt, und um ein Uhr war man zu Tisch gegangen. Es mochte jetzt drei Uhr sein.

Es waren etwa vierzig Gäste zu dem Souper erschienen. Lady Flora trug ein lila Samtkleid, das schwarze lose Samtkleid Antiopes war um die Hüften durch einen Gürtel aus silbernen Shamrocks gehalten.

Wir hörten gerade dem Kommodore Rozel-Tower zu. Der Seekommandant von Tralee erzählte Einzelheiten über die Angelegenheit, die seit zwei Tagen die öffentliche Meinung außerordentlich beschäftigte.

„Dieser Transport hatte also zweifellos die Absicht,“ fragte Lady Flora nonchalant, „seine Ladung in der Bucht von Tralee auszushippen?“

„Jawohl, gnädige Frau. Sein Kommandant hat es übrigens unumwunden zugegeben. Die Schiffsmannschaft hat keinerlei Widerstand geleistet, weder als wir sie aufforderten, sich den Formalitäten einer Visitation zu unterziehen, noch als die wahre Natur der Ladung erkannt worden ist. Offiziere und Matrosen sahen verbrummt und resigniert wie Leute aus, die sich etwas sehr wenig Angenehmes aufgebürdet haben und es so schnell wie möglich los sein möchten.“

„Aber was für eine komische Idee, das Schiff nach Queenstown zu schicken, Kommodore“, sagte Reginald.

„Hätten Sie es ganz ruhig im Hafen von Tralee gelassen, wäre die Mannschaft nicht darauf gekommen, es in die Luft zu sprengen.“

„Das ist nicht meine Idee gewesen, lieber Herr Arbukle, sondern ein Befehl, den ich von der Admiralität bekommen habe, sowie sie von der Prise der Aud, so heißt das Schiff, benachrichtigt wurde. Gerade als die Aud in den Hafen von Queenstown einfuhr, flog sie in die Luft. Die Mannschaft schaukelte übrigens friedlich in sicherer Entfernung in ihren Schaluppen.“

Baron Idzumi erhob die Hand, was er immer tat, wenn er zu sprechen wünschte.

„Gestatten Sie mir eine Frage, Herr Kommodore?“

„Ich bitte darum, Herr Baron.“

„Welches Interesse konnte die britische Regierung daran haben, dieses Schiff in die Luft zu sprengen?“

„Welches Interesse? Das ist nicht Ihr Ernst“, erwiderte der Kommodore Rozel-Tower.

„Ich sage noch einmal, Herr Kommodore: Welches Interesse?“

„Es lag in unserem Interesse, dieses Schiff nicht verschwinden zu lassen, Herr Baron. Im Gegenteil. Ein Mangel an Überwachung hat hier schuld.“

„England“, sagte ruhig Baron Idzumi, „ist keine Nation, bei der man solche Nachlässigkeiten gewöhnt ist. Wenn feindliche Schiffe, die es zu bewachen hat, ihm unter den Händen in die Luft fliegen, so ist es wohl verzeihlich, wenn man irrtümlicherweise annimmt, daß der Mangel an Überwachung beabsichtigt war, Herr Kommodore. Ich bitte Sie also um Entschuldigung.“

Doktor Grütli war mein Nachbar. Er stieß mich mit dem Ellenbogen.

„Ha, ha“, flüsterte er lächelnd. „Dieses Herrchen da hätten Sie als Unterhändler in der Faschodaaffäre haben müssen. Glücklicherweise sind solche Mißverständnisse

zwischen unseren beiden Nationen jetzt unmöglich. Ach, jetzt wird der da sprechen... Was für blödes Zeug werden wir zu hören bekommen?"

Diese Liebenswürdigkeiten waren an die Adresse des schönen Oberst Hartfield gerichtet. Ich hatte während des Soupers schon Gelegenheit gehabt, zu beobachten, daß der Doktor für den Kommandanten von Tralee keine zu große Bewunderung hegte.

„Die Marine“, sagte dieser, „ist in diese Affäre verwickelt gewesen. Aber auch die Armee.“

„Ja, richtig, Oberst,“ sagte Reginald, „erzählen Sie uns von Casements Verhaftung. Diese Geschichte interessiert mich sehr, wie Sie sich vorstellen können.“

„Das ist fix gegangen“, sagte der Oberst. „Casement ist am Donnerstag, den 20. April, zu einer Stunde und einem Ort, welche die Untersuchungskommission noch feststellen wird, von einem Unterseeboot ans Land gesetzt worden. Die Nacht vom 20. zum 21. hat er sich im Regen auf den Feldern umhergetrieben. Am 21. morgens wurde er in Tralee gesehen. Er hat sich mit verschiedenen Personen, die man nochmals vernehmen wird, unterhalten. Noch am selben Tage, genau um ein Uhr zwanzig, nicht weit von Ardfert, beim alten Forst MacKenna haben ihn meine Leute beim Kragen gefaßt. Er ist erledigt. Ich bitte um Entschuldigung, daß ich mich so vor der Gräfin Kendale äußere, die vielleicht einiges Interesse für ihn hat.“

„Kennen Sie ihn, meine Liebe?“ fragte Lady Flora.

„Ob ich Sir Roger Casement kenne“, sagte Antiope mit gelassener Gleichgültigkeit. „Natürlich. Vor dem Kriege hatte ich mehrere Male Gelegenheit, ihn zu sehen.“

„Ist das aber interessant!“ rief der junge Reginald. „Sie haben niemals von ihm gesprochen, Antiope. Weshalb?“

„Weil wir nicht im voraus erraten können, Reginald, welche Männer durch ein schreckliches Schicksal, das sie trifft, berühmt werden.“

„Was war dieser Sir Roger für ein Mann?“ fragte Lady Flora.

„Ein Mann wie alle anderen“, sagte die Gräfin Kendale. „Jetzt möchte ich Sie für das, was ich sage, um Entschuldigung bitten, Oberst Hartfield: Vielleicht ist die englische Regierung verantwortlich für den Haß, den Sir Roger ihr bezeugt hat. Ich glaube, er ist Beamter gewesen, und wie es scheint, hat er sich nicht über allzu große Liebenswürdigkeit von seiten der englischen Regierung zu beklagen gehabt.“

„Das ist richtig,“ sagte Major Stanton, „Casement war in unserer Handelsabteilung; ich glaube nicht, daß man seinen Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren ließ.“

„Er war Irländer“, sagte mit liebenswürdigem Stoisizismus die Gräfin Kendale.

„Sie Grausame,“ rief galant Oberst Hartfield, „Sie sind so grausam, wie Sie ungerecht sind. Auch Sie, gnädige Frau, sind Irländerin. Aber das wird mich niemals hindern, zu verkünden — weil es die Wahrheit ist —, daß Lady Antiope die schönste Frau der Grafschaft ist.“

Doktor Grütli zuckte die Achseln.

„Blöder Kerl!“ flüsterte er.

Lady Flora lachte.

„Das ist ja äußerst liebenswürdig für mich“, sagte sie. „Aber ich bin nicht eifersüchtig, nicht wahr, Herr Professor Gérard? Bravo, Oberst Hartfield! Warum zögern Sie, ihm zu danken, Antiope?“

„Sie schmolzt mit mir, liebe Freundin“, sagte der Oberst. „Sie schmolzt mit mir. Und wissen Sie, weshalb? Weil ich sie eben beim Tanzen gefragt habe, ob

die Erfüllung der Prophezeiung des Donegal noch immer morgen stattfinden soll.“

Doktor Grütli hatte die Uhr herausgezogen.

„Zwanzig Minuten vor vier“, flüsterte er mir ins Ohr. „Und während dieser aufgeputzte Narr den Frauen fades Zeug vorquatscht, wissen Sie, was in Dublin vorgeht? Die vier Bataillone Freiwillige sind für heute morgen um zehn Uhr einberufen.“

Oberst Hartfield hatte seinen Kelch mit Champagner gefüllt und stieß an den der Gräfin Kendale.

„Also morgen geht's los?“ wiederholte er, denn er fand den Scherz ausgezeichnet. „Also morgen geht's los?“

„Aber Oberst,“ rief Lady Flora, „hören Sie doch auf, Antiope zu necken. Beglückwünschen Sie mich lieber zu dem reizenden Tafelaufsatz aus Sèvresporzellan, den ich jetzt aus Paris bekommen habe.“

„Er ist entzückend“, rief man von allen Seiten.

„Diese Aufmerksamkeit kommt von meinem Freund Henri Seguin, dem reizenden Folkloristen, den Sie wohl alle kennen. Ich finde, daß dieses französische Porzellan geradezu von entzückender Wirkung ist.“

„Das Porzellan von Sèvres“, sagte Major Stanton, der entschieden für genaue und technische Erklärungen eingenommen war, „wird bei Paris in der Manufaktur gleichen Namens fabriziert. Diese Manufaktur wird gegenwärtig von Herrn Bourgeois, den ich einst im Haag kennenlernte, als er Frankreich bei der Friedenskonferenz vertrat, geführt. Als der Krieg kam, der seine politische Metaphystik derart Lügen strafte, hat sich Herr Bourgeois mit einem Taktgefühl, das man nicht genug loben kann, vom politischen Leben zurückgezogen. Die französische Regierung, die eine solche Intelligenz nicht unproduktiv lassen wollte, beschloß, ihn zur Leitung der Manufaktur von Sèvres zu berufen.“

„Herr Major,“ unterbrach ich ihn, „Sie scheinen eine kleine Verwechslung zu begehen.“

„Ich bin für Richtigstellungen immer sehr dankbar“, erwiderte Major Stanton mit liebenswürdigem Lächeln.

„Der Direktor der Manufaktur in Sèvres“, sagte ich, „ist Emile Bourgeois, Professor der philosophischen Fakultät an der Universität von Paris. Er hat außer dem Namen nichts mit Léon Bourgeois gemein, der ein Politiker und sehr bekannter französischer Pazifist ist, und den Sie im Haag trafen. Ich möchte hinzufügen, daß Léon Bourgeois glücklicherweise unserem Land seine Tüchtigkeit nicht entzogen hat. Er ist augenblicklich Staatsminister im Kabinett Briand und Senator der Marne, der Provinz, wo der Wein für Champagner angebaut wird.“

„Das ist eine sehr interessante Persönlichkeit“, meinte Oberst Hartfield.

„Ich danke Ihnen, Herr Gérard“, sagte in etwas spitzem Tone Major Stanton. „Gibt es häufig gleichlautende Namen in Frankreich?“

„Ziemlich häufig“, erwiderte ich errötend.

Das Souper näherte sich seinem Ende. Wie es oft bei solchen Veranstaltungen vorkommt, saßen einige der Gäste noch bei Tisch, während andere schon aufgestanden waren. Lady Flora hatte ihren Stuhl neben den meinen gestellt und ungeniert ihren bloßen Arm in den meinen geschoben. Antiope saß in einem Sessel und amüsierte sich über die Äußerungen von Oberst Hartfield, die immer zärtlicher wurden. Der schöne Offizier hatte ihre Hand ergriffen und küßte sie, während der junge Reginald ihm erstaunte mißbilligende Blicke zuwarf. Jedesmal wenn Lady Floras Arm sich fester an mich schmiegte, glaubte ich zu sehen, daß Antiopes Hand sich mehr gegen die geschminkten Lippen des schönen Oberst drückte.

„Gestatten Sie?“ sagte ich zu meiner Gastgeberin.

Ich stand auf und ging zu einer kleinen Kredenz, auf der Whisky stand. Dort traf ich Doktor Grütli, der in Gesellschaft von Professor Henriksen und einigen Marineoffizieren um die Wette trank. Außer dem Doktor schienen alle gehörig betrunken zu sein.

Grütli faßte mich beim Arm, und zeigte durch einen Blick auf Oberst Hartfield. Dieser hatte eine Hand aufs Herz gelegt und war gerade dabei, der Gräfin von Kendale auseinanderzusetzen, wie er sich freuen würde, wenn er gezwungen sein sollte, sie in Tralee wegen des Aufstandes zu verhaften, und er mitten im Tumult ihr dadurch die Freiheit wiedergeben könnte, indem er mit ihr zusammen die Flucht ergriff.

„Wir werden die ganze Welt hinter uns lassen, die ganze Welt. Sehen Sie, ich bin nur äußerlich Soldat. In Wirklichkeit bin ich Dichter, ja, Dichter.“

„Widerlicher Trunkenbold“, murmelte Doktor Grütli. „Wenn man denkt, daß er meine Berichte gelesen hat, die ihm für heute um ein Uhr den Aufstand ankünden. Was sagen Sie dazu? Wenn man bei solchen Ungeheuerlichkeiten nicht die Lust verliert, muß man unseren Beruf wirklich sehr gern haben!“

Er zog seine Uhr wieder heraus.

„Fünfundzwanzig Minuten nach vier. Ich weiß nicht mehr, was ich denken soll. Der Zug nach Dublin fährt um sechs Uhr von Tralee fort. Gedenken sie uns eigentlich im Frack an die Barrikaden zu schicken?“

Gerade in diesem Augenblick näherte sich ein Diener der Gräfin Kendale, verbeugte sich und sprach leise mit ihr.

Doktor Grütli's Gesicht erhellte ein Lächeln.

„Ach, dieser gute Herr Ralph! Er ist die Pünktlichkeit selbst. Beinahe wäre ich ungerecht gegen ihn ge-

wesen. Sehen Sie, da stehen im Park im Regen die Wagen von Kendale, und Ralph ist dabei.“

Er goß sich noch ein letztes Glas Whisky ein und leerte es in einem Zuge.

Zwei Wagen standen da. In dem ersten nahmen die Herren Henriksen, Idzumi, Harvey und Grütli Platz. Antiope forderte mich auf, zu ihr in den anderen zu kommen, und winkte Ralph, mit uns einzusteigen.

Als wir das Gittertor des Parkes von Clare hinter uns hatten, sagte die Gräfin Kendale:

„Ich bin sehr unruhig, Ralph. Haben wir uns nicht verspätet?“

„Eure Erlaucht kann ganz unbesorgt sein! Wir kommen noch fünf Minuten zu früh an.“

Als unser Wagen vor der Freitreppe des Schlosses Kendale hielt, war es zehn Minuten vor fünf. Antiope ging sofort in ihr Zimmer.

Herr Ralph wartete, bis die Insassen des anderen Wagens alle vier im Vestibül waren.

Dann sagte er uns in klarem ehrerbietigen Tone:

„Meine Herren, Seine Erlaucht Herr Graf Antrim hat mich beauftragt, Ihnen noch einmal zu wiederholen, was Sie bereits wissen. Heute um ein Uhr beginnt in Dublin der Kampf Irlands gegen England, ein Kampf, dessen loyalen Charakter Sie im Auftrage Ihrer betreffenden Länder feststellen wollen. Wir fahren sogleich nach Dublin ab, meine Herren, und unser Chef hat alle Maßregeln getroffen, um denen von Ihnen, die an dieser Reise teilnehmen wollen, jede Erleichterung zu schaffen.“

„Wir fahren alle mit,“ sagte Oberst Harvey, „natürlich außer dem Senator Barkhilpedro, denn um mitreisen zu können, muß man zuerst mal hier angekommen sein.“

Herr Ralph verbeugte sich.

„Gut, meine Herren. In diesem Fall gestatte ich mir, Ihnen die Zeiteinteilung mitzuteilen, die wir von dieser Minute an innehalten müssen, und da jede Sekunde bemessen ist, erlaube ich mir, Sie zu bitten, sich ganz nach dieser Zeiteinteilung zu richten. Es ist jetzt fünf Uhr. Sie gehen in Ihre Zimmer, um Ihre Reisevorbereitungen zu treffen, und um halb sechs haben Sie die Freundlichkeit herunterzukommen. Sie haben noch eine halbe Stunde Zeit, um eine Kleinigkeit zu frühstücken und das Lebewohl und die Wünsche Seiner Erlaucht des Grafen Antrim entgegenzunehmen. Um sechs Uhr...“

Doktor Grütli konnte nicht umhin zu sagen:

„Aber der Zug fährt um sechs Uhr von Tralee fort, und von hier sind sechs Meilen bis zu dieser Station.“

„Um sechs Uhr“, fuhr Herr Ralph unbeirrt fort, „werden wir von Kendale im Automobil fortfahren und den Zug um sechs Uhr vierzig in Listorel eingeholt haben. Unterdessen bitte ich Sie um die Erlaubnis, meine Herren, meinen Angelegenheiten nachgehen zu dürfen.“

„Gut, gut“, sagte Doktor Grütli, der noch immer etwas hinkte, auf der Treppe zu mir. „Das ist ja alles recht nett! Aber es gab eine Zeit, da durfte man hier im Hause nicht davon sprechen, auch nur eine Meile im Automobil zu machen. Die Zeiten ändern sich...“

Schnell zog ich meinen Reiseanzug an. Ich sah, daß außer meinen Toilettengegenständen, die in meiner kleinen Handtasche lagen, alles übrige bereits in meinen Koffer gepackt war. Ein neues Etikett war darauf geklebt und harrte auf die Adresse seines späteren Bestimmungsortes.

Ich drehte das elektrische Licht aus und ging schnell hinunter. Auf der Treppe fiel mir ein, daß ich vergessen hatte, Tristram Shandy in die Bibliothek zurückzustellen. Es wurde mir schwer, diesen Vorwand nicht zu benutzen, um noch einmal dieses Zimmer wiederzusehen, wo ich

zweifellos den merkwürdigsten Monat meines Lebens verbracht hatte.

Doktor Grütli war bereits im Eßzimmer. Baron Idzumi und Oberst Harvey traten auch gerade hinein. Der Oberst hatte eine Depesche, die gestern abend angekommen war, in der Senator Barkhilpedro uns aus St. Sebastian mitteilte, daß er durch die Krankheit einer alten Tante gezwungen wäre, seine Reise wieder aufzuschieben.

„Ich vermute“, sagte Doktor Grütli, „daß er seine Reisespesen in den verschiedenen Spielsälen der Riviera verdoppeln wollte.“

Niemand antwortete. Herr Ralph kam herein und breitete ein Blatt Papier vor uns aus.

„Wollen Sie die Freundlichkeit haben, meine Herren, und hier Ihre Adresse aufschreiben, damit, falls sich etwas Ernstes ereignen sollte, Ihr Gepäck dorthin nachgeschickt werden kann, wohin Sie es wünschen.“

Nacheinander erfüllten meine Gefährten diese letzte Formalität. Ich schrieb als letzter die verlangte Adresse, und zwar gab ich die des Pressehauses an. Ich war überzeugt, daß sich der junge Laboulbène ein Vergnügen daraus machen würde, meinen armseligen Koffer zu behüten.

Als ich Herrn Ralph das Blatt zurückgab, bemerkte ich, daß er die Offiziersuniform der Freiwilligen angelegt hatte.

„Darf ich Sie bitten, meine Herren“, sagte er.

Ohne ein Wort zu sagen, folgten wir ihm. Diese Minuten waren so feierlich, daß selbst Doktor Grütli befangen zu sein schien.

Graf Antrim erwartete uns in demselben Salon, wo er uns das erstemal empfangen hatte. Hinter ihm, die Arme auf die Lehne seines Sessels gestützt, sah ich die Gräfin Kendale. Sie trug einen kurzen Rock, hohe gelbe Stiefel und die graue Joppe der Freiwilligen. An dem Leder-

gürtel, durch einen über die rechte Schulter gehenden Riemen, war eine Revolvertasche befestigt.

Graf Antrim sagte nur wenige Worte. Man merkte ihm an, daß seine Erregung den Höhepunkt erreicht hatte.

„Meine Herren, die Ihnen bekannten Ereignisse sollen sich jetzt erfüllen. Gehen Sie hin, und sehen Sie. Ich bitte Sie nur um eins: Sagen Sie der Welt, was Sie gesehen haben. Etwas anderes braucht Irland nicht.“

Er schüttelte uns allen fünf nacheinander die Hand. Als er die meine nahm, sagte er:

„Die Bäume im Kurgarten werden jetzt alle Blätter haben. Ich habe Ihr Land sehr, sehr gern gehabt.“

Dann fügte er hinzu:

„Adieu, meine Herren.“

Durch eine Geste bekundete er den Wunsch, allein mit Antiope gelassen zu werden.

Es war zehn Minuten vor sechs.

Zwanzig Minuten vor sieben Uhr waren wir zu gleicher Zeit mit dem Zug in Listorel, der von Tralee kam. Drei Minuten später waren wir unterwegs nach Limerik. Zwei Abteile waren für unsere kleine Gesellschaft reserviert worden. Die Gräfin von Kendale nahm in dem ersten Platz. Ich stieg dort ebenfalls hinein, ebenso meine vier Kollegen. Herr Ralph ging in das zweite mit William und zwei anderen Dienern des Schlosses, James und David. Alle drei trugen wie Antiope und Herr Ralph die Freiwilligenuniform und hatten Gewehre.

In unserem Abteil war es totenstill. Antiope, die ernst und bleich aussah, schwieg. Doktor Grütli, der durch die Gegenwart solch einer tragischen Bildsäule befangen war, wagte nicht, sich seine gewohnten Späße zu leisten.

In Limerik konnte er sich ein wenig gehen lassen. Wir kamen fünf Minuten nach neun auf dieser Station

an und hatten dort eine Stunde Aufenthalt. Die Gräfin Kendale setzte sich in einen der grünen Plüschsessel des Wartesaales. William, James und David spielten auf einer Bank in der Ecke mit kindlicher Sorglosigkeit ihre Partie Karten weiter, die sie im Zuge angefangen hatten. Die englischen Soldaten, die den Bahnhofsdienst zu versehen hatten, sahen ihnen neidisch zu.

Doktor Grütli, den ich immer zu meiden versuchte, der mir aber, wo ich ging und stand, nachlief, faßte mich beim Arm.

„Sehen Sie sich diese Idioten an“, sagte er und zeigte auf die unglücklichen Wachtposten. „Man geht vor ihrer Nase mit Flinten spazieren, die in drei Stunden ihre Kameraden zerschmettern werden, und sie zeigen nicht die geringste Verwunderung darüber. Und die anderen spielen unbekümmert Karten. Aber was spielen die Burschen denn da? Ich glaube, ich kenne dieses Spiel!“

Er trat zu der kleinen Gruppe Williams und seiner Kameraden. Er sprach mit ihnen. Ich sah, wie die armen Kerle aufstanden, einen roten Kopf bekamen und Worte stotterten, die ich nicht verstand. Sie setzten sich etwas verlegen wieder hin. Doktor Grütli gesellte sich zu ihnen. Er mischte die Karten und spielte als vierter mit.

Als es zehn Uhr schlug, stand er auf und trat zu Herrn Ralph, der mit mir plauderte.

„Ich denke“, sagte er, „daß Sie nichts dagegen haben werden, wenn ich bis zum Schluß der Reise in Ihrem Abteil bleibe. Ich habe mit den braven Burschen eine Partie Karten angefangen, die ich zu Ende spielen möchte.“

„Wie es Euer Gnaden beliebt“, sagte Ralph und verbeugte sich.

„Ich möchte mir aber ein anständiges Spiel Karten besorgen“, fuhr der Doktor fort. „Ihre Dienerschaft hat ja geradezu unmöglich schmierige Karten.“

„Auf dem Platz ist ein Laden, wo Euer Gnaden bekommen, was Sie wünschen. Doch möchte ich daran erinnern, daß wir in einer Viertelstunde weiterfahren.“

Der Doktor ging aus dem Saal. Sofort rief Ralph in dem ihm eigenen kurzen Ton:

„William!“

Der Gerufene sprang auf.

„Kommen Sie mal her, William, ich muß Sie einen Augenblick sprechen.“

Er nahm ihn abseits in eine Ecke des Wartesaales.

Fünf Minuten später kamen beide wieder. Der Diener sah wie eine Leiche aus.

„Gehen Sie zu Ihren Kameraden zurück.“

In diesem Augenblick erschien Doktor Grütli in der Tür des Wartesaales und schwenkte sein Spiel Karten.

Es mochte elf Uhr sein. Die Stirn gegen das Fenster des Abteils gedrückt, betrachtete ich das schaumige gelbe Wasser des Shannon, der in gleicher Höhe des Schienenstranges lag. Jetzt zweigte der Zug vom Flusse ab, und plötzlich waren wir in einem felsigen Weg, der in einen Tunnel zu enden schien. Der Zug sauste dahin und piff gellend.

Plötzlich schauderte ich vor etwas Furchtbarem, das ich schon geahnt hatte, zusammen. Ich sah, wie die Tür des benachbarten Abteils geöffnet und fast im selben Augenblick wieder geschlossen wurde. Ein Gegenstand, der einem grauen Sack ähnlich sah, war herausgeschleudert und mußte an der gegenüberliegenden Felsenwand zermalmt worden sein. Mit gespielter völliger Gleichgültigkeit ließ ich das Fenster herunter und sah hinaus... Aber das Geleise hatte eine plötzliche Biegung gemacht, ich konnte nichts mehr erkennen.

Eins war jedenfalls sicher: die Schweiz wurde in der berühmten Kontrollkommission von nun an nicht mehr vertreten.

Wir kamen um halb zwölf in Ballyprophy an. Herr Ralph trat an die Tür unseres Abteils.

„Wir sind da“, sagte er.

Auf seine Aufforderung stiegen wir aus, jedoch waren wir etwas bestürzt, weil wir wußten, daß Dublin noch eine beträchtliche Anzahl Meilen entfernt war.

„Sind die Wagen da, Ralph?“ fragte die Gräfin Kendale.

„Jawohl, Eure Erlaucht.“

Es goß in Strömen. Vor dem Bahnhof warteten zwei Männer in der Freiwilligenuniform. Sie liefen auf Herrn Ralph zu und drückten ihm die Hand.

„Ich sehe, daß alles gut geht, Georg“, sagte er zu dem größeren der beiden Männer.

„Es geht alles gut, Herr Ralph.“

„Der Appellbefehl?“

„Er wurde heute morgen um vier Uhr erteilt.“

„Die Bataillone?“

„Sie haben ihre Lagerplätze um zehn Uhr eingenommen.“

Georg fügte schüchtern hinzu:

„Und... Ihre Erlaucht?“

„Da ist sie“, sagte Ralph und zeigte auf die Gräfin.

Die beiden Soldaten nahmen ihre Mützen ab. Ihre Bewegung, die Tochter Antrims zu sehen, war unbeschreiblich.

„Sind das unsere Wagen?“ fragte Ralph und ging auf zwei sehr große Autos zu, die im Hofe standen.

„Ja, Herr Ralph.“

„Aber Kinder, was habt ihr denn da gemacht! Das sind ja Automobile aus dem Schloß, die ihr habt.“

„Bei dem ersten irren Sie sich nicht, es ist eins der Autos des Vizekönigs. Michel hat es sich heute morgen vor der Türe der Kirche geliehen, als der Chauffeur seine Andacht verrichtete.“

„Läuft es gut?“

„In einer Stunde sind wir in Dublin.“

„Es ist halb zwölf,“ sagte Herr Ralph, „das klappt ausgezeichnet.“

„Das andere“, sagte Georg, „läuft nicht ganz so schnell. Es wird eine halbe Stunde später ankommen, es gehört uns.“

„Schön,“ sagte Herr Ralph, „los!“

„Doch wie ich sehe, sind hier nur vier Plätze darin. Welchen von den Herren würde es nichts ausmachen, eine halbe Stunde später einzutreffen?“

„Mir, mir“, rief Professor Henriksen. „Es liegt mir nichts daran, mir das Genick zu brechen, um ein paar Minuten früher dort zu sein.“

„Schön, steigen Sie in den zweiten Wagen ein, den Michel fahren wird... Also bitte schön, meine Herren.“

Er hatte schon Platz bei der Steuerung neben Michel genommen, der das vom Vizekönig entliehene Auto fahren sollte.

Antiope stieg ein, dann Baron Idzumi, dann ich. Eben wollte uns der Oberst folgen, als er stehenblieb.

„Aber wo ist denn Doktor Grütti?“

Herr Ralph schlug sich an die Stirn.

„Mein Gott, das habe ich vergessen. Doktor Grütti wollte durchaus in Roscera aussteigen, um Mandarinen zu kaufen. Ich habe ihn darauf aufmerksam gemacht, daß wir nur drei Minuten Aufenthalt haben...“

Oberst Harvey sah ganz verzweifelt aus.

„Jetzt besteht die Kommission nur noch aus vier Mitgliedern“, sagte er. „Wie peinlich ist es, daß zwei so wichtige Länder wie Spanien und die Schweiz durch die Schuld ihrer Vertreter nicht...“

Herr Ralph schnitt ihm höflich das Wort ab:

„Wir müssen fort, Euer Gnaden.“

Die Häuser der kleinen Stadt verschwanden. Schnell

waren wir auf der schmutzigen gelben Landstraße, und das Automobil raste über den morastigen Weg.

Antiope hielt in der rechten Hand einen Rosenkranz aus Jet. Man sah auf dem weißen Handschuh, wie die kleinen schwarzen Perlen langsam und regelmäßig durch ihre Finger glitten.

*

„Schon“, konnte ich nicht umhin zu sagen.

Das Automobil hielt an, und Herr Ralph kam, um den Wagenschlag zu öffnen.

„Schon!“

Die Scheiben waren derartig mit Schmutz bedeckt, daß es ganz unmöglich gewesen war, etwas von Dublin bei unserer Einfahrt zu sehen.

Wir sprangen heraus.

Oberst Harvey, der die Stadt kannte, machte uns auf verschiedenes aufmerksam. Da ist die Liffey, die Statue von O'Connell, Bachelors Wolk.

„Meine Herren, bitte, wir müssen uns beeilen“, sagte Herr Ralph.

Die Tür eines großen Hauses hatte sich geöffnet. Der Verwalter sagte zu Antiope:

„Man erwartet uns hier im Hause Kelly. Später, wenn das Signal gegeben sein wird, gehen wir zur Liberty Hall.“

Wir traten in das Haus ein. Ein freudiger Ausruf erklang.

„Antiope, liebste Antiope! Da sind Sie! Wie bin ich glücklich!“

Eine große Dame von stolzer Schönheit, die auch die Uniform der Freiwilligen trug, stand vor uns. Sie schloß die Gräfin Kendale in die Arme und küßte sie zweimal.

„Wie bin ich glücklich!“ wiederholte sie. „Ach, daß Sie da sind! Gott ist mit uns.“

Ralph flüsterte mir ins Ohr:

„Das ist die Gräfin Markievicz.“

„Es ist wirklich viel, daß ich noch zur rechten Zeit gekommen bin“, sagte Antiope. „Vor kaum acht Stunden war ich noch in Gesellschaftstoilette und lauschte den Komplimenten eines englischen Oberst.“

Das Benehmen und der Ton der Gräfin Kendale waren plötzlich wie verwandelt. Ihre Niedergeschlagenheit war einer gezwungenen Lustigkeit gewichen.

Die Gräfin Markievicz öffnete eine Tür.

„Die Tochter des Grafen von Antrim“, rief sie mit vibrierender Stimme hinein.

Man hörte Stühle schieben. Ein Dutzend Männer hatten sich gleichzeitig erhoben.

Wir waren in einem großen Zimmer mit geschlossenen Läden. Der Raum war durch zwei elektrische Lampen schwach erleuchtet. An den Wänden hingen Karten. Auf dem Mitteltisch lag ein sehr großer Plan von Dublin ausgebreitet. Überall standen telephonische Apparate.

Die beiden Damen stellten rasch vor. Herr Ralph, der hinter uns stand, wiederholte die Namen. Man merkte ihm einen wilden Stolz an, als er sie aussprach. Das Nahen des Kampfes machte den verschlossensten Menschen, den ich jemals kennengelernt habe, fast mitteilksam.

Clarke, Eamon Cennt, MacDiarmada und MacDonagh und Sir Pearse, in diesem geheimnisvollen Zimmer war es, daß ich zum ersten Male eure Namen aussprechen hörte; diese Namen, die bis gestern noch unbekannt waren, werden morgen für immer in hehrem Ruhmesglanz erstrahlen. Diese Namen werden wert gehalten werden, neben dem Namen des Herrn im Meßbuch zu stehen, das die kleinen Irländerinnen Sonntags tragen, wenn sie in dem feinen Sprühregen zur Dorfkirche eilen!

Nacheinander kamen die Männer, um sich vor Antiope zu verbeugen. Mehrere kannten sie, alle küßten ihr die Hand.

Gräfin Markievicz wandte sich an einen von ihnen, der etwas abseits stand. Es war ein junger, schlanker Mann mit blassem Gesicht, einem schüchternen und stolzen Wesen und flammenden Blicken.

„Herr de Valera“, sagte sie, „möchten Sie nicht auch der Gräfin Kendale Ihre Ehrerbietung bezeugen?“

In diesem Augenblick wurde die Tür so stürmisch geöffnet, daß sie gegen die Wand schlug. Ein Mann erschien auf der Schwelle.

„Nun“, rief er jubelnd aus, „weiß man hier, daß es zehn Minuten vor eins ist?“

„James Connolly!“ flüsterte Herr Ralph.

Ich kannte seine Geschichte. Er war jener Sozialistenführer, der Vorsitzende der Liberty Hall, der Arbeitsbörse von Dublin, der sich vor den Nationalisten Irlands gerühmt hatte, „die erste bewaffnete Bürgertruppe südlich der Boyne“ aufgestellt zu haben. Er stand dort mit gekreuzten Armen, das Gesicht vor Begeisterung glühend.

„Sehen Sie ihn sich gut an, Herr Gérard“, flüsterte Herr Ralph in großer Erregung. „Außer in Deutschland sehen Sie nur hier ein solches Wundertier, einen patriotischen Arbeiterpartei Führer.“

Er fügte hinzu:

„Wir haben ihn zum Generalkommandanten unserer Truppen ernannt. Und niemand von uns wird es bereuen.“

„James“, sagte Constance Markievicz, „kommen Sie.“

Sie wandte sich zu uns.

„Er hat sich gerühmt, daß er die Gräfin Kendale nur mit ‚Bürgerin‘ anreden wird, nach der guten larkinistischen Tradition. Nun James, kommen Sie her und halten Sie Ihr Wort.“

Ohne jede Verlegenheit kam James Connolly auf Antiope zu. Diese kam ihm jedoch entgegen, und mit einer Bewegung, die bei den Zuschauern ein von Tränen ge-

mischtes Lächeln hervorrief, gab sie ihm den Schwesternkuß.

„Es fehlen noch zwei Minuten zu eins“, sagte Pearse.

„Meine Herren, an Ihre Telephone“, rief Connolly.

Er kommandierte:

„Öffnen Sie die Fenster.“

Die nach dem Quai der Liffay geöffneten Fenster ließen das graue Licht hereinströmen. In der Richtung des Schlosses türmten sich schwarze Wolken.

„Jetzt das Signal“, sagte Connolly.

Aus einer Ecke des Saales hatte er ein Gewehr genommen, das er selbst lud. Dann führte er Antiope an das Fenster und gab ihr die Waffe in die Hand.

Die Uhr im Zimmer schlug eins, es war die Stunde, in der vor sieben Lustren, am 24. April 1881, das kleine Mädchen das Licht der Welt erblickte hatte, das die Prophezeiung seit sechs Jahrhunderten verheißen hatte.

„Die Uhr geht eine Minute vor“, sagte Clarke.

Dem Hause gegenüber saß auf dem Quaigeländer mit herunterhängenden Beinen ein englischer Soldat, ein klägliches, kleiner, gelber Tommy. Ins Leere starrend, sah er nicht den Lauf des Gewehres, das der unerbittliche Generalkommandant der revolutionären Streitkräfte auf ihn gerichtet hielt.

Antiope, passiv, ließ sich die Hand führen.

Plötzlich fuhr sie auf. An der Spitze einer auf dem Quai errichteten Fahnenstange sah sie die rote und blaue Flagge, die Flagge der Königreiche England, Schottland und Irland.

Hastig legte sie die Waffe an. Der Schuß ging los. Die Kugel hatte das Flaggentuch der „Union Jack“ durchlöchert.

Das Gewehrfeuer brach von allen Seiten aus. Die Schlacht hatte begonnen.

Neuntes Kapitel.

Ypern auf der Liffey.

„Könnte ich mir nicht Platten für meinen photographischen Apparat besorgen?“ fragte Baron Idzumi, „mein Vorrat ist zu Ende.“

Herr Ralph antwortete mit einem höhnischen Lächeln.

„Die Geschäfte werden wohl zur Stunde geschlossen sein.“

Wieder nahm er eilig seinen Marsch auf, zu dem er uns mitschleppte.

„Wohin führen Sie uns?“ fragte Professor Henriksen, der kaum mitlaufen konnte.

„Dorthin, wo mir der Befehl erteilt wurde.“

Ich sprach nicht. Ich fragte nicht. Aber ich bemühte mich, soweit es die stockfinstere Nacht, in der wir liefen, gestattete, mir den Weg, den wir machten, zu merken, damit ich im Notfalle wieder zurückfinden könnte.

Unaufhörlich hörte man das Knattern der Gewehre und das Platzen der Mitrailleusen im Osten und Süden der Stadt. Wir gingen dem Nordwesten zu.

Durch die Feuersbrunst färbte sich der Himmel über uns orange. Dadurch schienen die Straßen nur noch dunkler.

Professor Henriksen hörte nicht auf zu brummen.

„Man hätte uns das vorher sagen müssen. Ich werde nicht verfehlen, in meinem Bericht...“

„Ruhe, wenn ich bitten darf“, sagte Herr Ralph trocken.

Wir gingen noch ungefähr zweihundert Meter und blieben dann vor einem dunklen stillen Hause stehen, das so wie alle anderen in dieser Straße aussah. Herr Ralph knipste seine elektrische Taschenlaterne an und flüsterte:

„Ja, hier ist es.“

Er schlug an eine Tür.

„Wo sind wir?“ fragte Oberst Harvey, „in der Nähe der Church Street, nicht wahr?“

„Wir sind wirklich nicht weit davon entfernt, Herr Oberst; wir sind gerade vor North King Street 172“, antwortete Herr Ralph, der dem amerikanischen Delegierten immer mit viel Ehrerbietung begegnete.

Man hörte Geräusch im Hause. Unter der Tür sah man einen gelblichen Lichtstreifen.

Herr Ralph klopfte noch einmal.

„Herr Hughes! Holla, Herr Hughes.“

„Ich mache schon auf, meine Herren.“

Man hörte, wie Eisenstangen zurückgeschoben wurden. Die Türe öffnete sich halb. Wir folgten Herrn Ralph alle vier in einen kleinen Laden.

„Schönen guten Abend, Herr Hughes. Hier sind die Herren, die ich Ihnen im Namen der republikanischen Regierung zuführe. Es lohnt sich nicht, die Eisenstangen wieder vorzulegen. Ich gehe immer ein und aus.“

Herr Hughes kratzte sich den Kopf. Man wußte nicht recht, ob er sich durch unsere Ankunft geehrt fühlte, oder ob er diese Ehre als lästig empfand. Er sah sehr brav aus. Er konnte ungefähr sechzig Jahre sein.

„Sie sind doch wohl benachrichtigt worden?“ fragte Herr Ralph.

„Benachrichtigt,“ sagte Herr Hughes, „ja, das bin ich schon worden. Aber...“

„Aber was?“

„Wir sind nur kleine Handelsleute. Außerdem wohnen

wir erst acht Tage hier. Ich fürchte, die Herren werden nicht alles haben, was sie brauchen.“

„Das fürchte ich auch“, sagte Professor Henriksen, der angewidert aussah, als er im Laden umherguckte.

„Die Herren sind nicht so schwierig“, sagte scharf Herr Ralph.

Er richtete es so ein, daß er dem Professor Henriksen den Rücken zuwandte, als er uns folgendes sagte:

„Herr Oberst, meine Herren, Sie sind hier auf die Anweisungen von Herrn Pearse, dem Präsidenten der provisorischen Regierung, untergebracht. Herr Pearse hält es für unnötig, Sie den unvermeidlichen Schwankungen des Kampfes auszusetzen und Sie in unmittelbarer Nähe des Hauptquartiers wohnen zu lassen. Die North King Street ist für den Moment nicht in der Kampfzone. Deshalb wurde Herr Michel Hughes, der Besitzer dieses Hauses, gebeten, Ihnen Gastfreundschaft zu gewähren. Die republikanische Regierung läßt es sich angelegen sein, Sie immer in Sicherheit zu wissen. Sie hat mich beauftragt, Sie aufzufordern, nur von hier fortzugehen, wenn sie festgestellt hat, daß es möglich ist. Morgen früh um acht Uhr komme ich hierher und führe Sie an die Orte der Schlacht, wo Sie sich in Ihrer Rolle als Zeuge nützlich betätigen können. Jetzt nehmen Sie aber diese erste Nacht wahr, um zu schlafen. Die anderen Nächte werden vielleicht unruhiger sein... Herr Hughes!“

„Jawohl?“

„Ich hoffe, Sie haben für die Herren Abendbrot vorbereiten lassen.“

„Meine Frau ist gerade dabei, den Tisch zu decken.“

„Schön. Ich füge noch hinzu, Herr Hughes, daß diese Herren nicht zu den Sinnfeinern gehören. Sie sind nicht einmal Irländer. Also aus ihrer Anwesenheit hier können Sie keine Unannehmlichkeiten haben. Im Gegenteil.“

„Im Gegenteil?“

„Ja, wie ich gesagt habe, Herr Hughes: im Gegenteil. Die Anwesenheit dieser Herren würde für Sie und die Ihren ein Schutz sein, in dem Fall — der vollständig unwahrscheinlich ist, verstehen Sie mich wohl, Herr Hughes, vollständig unwahrscheinlich — in dem die Dinge nicht so gehen, wie wir möchten. Weiter habe ich wohl nichts mehr zu sagen. Auf Wiedersehen denn morgen früh um acht Uhr, meine Herren.“

Er glitt durch die halbgeöffnete Tür und verschwand. Wir folgten Herrn Hughes in das Zimmer hinter dem Laden, das durch allerlei Nippessachen freundlicher aussah, und wo Frau Hughes gerade mit Tischdecken fertig war.

Frau Hughes war eine bescheidene, sanft aussehende, fünfzigjährige Frau.

„Meine Herren,“ sagte sie, als sie uns eintreten sah, „wir müssen um Entschuldigung bitten. Mein Mann hat Ihnen wohl Bescheid gesagt. Wir werden unser möglichstes tun. Das Abendessen ist gleich fertig. Wenn Sie unterdessen Ihre Zimmer zu sehen wünschen. Ihre Reisetaschen stehen darin. Michel, los, führe die Herren in ihre Zimmer. Du bleibst bei mir, Denis, um mir ein bißchen zu helfen.“

Denis war ein großer blonder Bursche, der am Kamin stand und sich wärmte. Er warf uns neugierige, unzufriedene Blicke zu. Es sah aus, als ob unsere Ankunft ihm sehr in die Quere kam.

Frau Hughes stellte ihn vor.

„Denis Hughes ist der Neffe meines Mannes, Soldat bei den ‚Irish Guards‘, meine Herren, und wir freuen uns, ihn während seines Urlaubs bei uns haben zu können. Er kommt aus dem Kriege. Dein Regiment stand vor Ypern, nicht wahr, Denis?“

„Ja“, sagte brummig Denis.

„Aber sei doch liebenswürdig, Denis. Sie dürfen ihm

nicht böse sein, meine Herren. Sie werden begreifen, ein junger Mann, der aus einer Schlacht kommt, um eine andere vorzufinden, und der darauf rechnet, sich hier ein bißchen auszuruhen.“

Denis lachte herausfordernd.

„Das nennst du eine Schlacht, Tante!“

„Ja, mein Kind, das kracht ganz ordentlich, Gott sei Dank für meine und deines Onkels Ansprüche ausreichend“, erwiderte Frau Hughes und lauschte auf das Gewehrfeuer.

„Jedenfalls wird diese Schlacht mich nicht hindern, gleich auszugehen“, sagte Denis mit einer verächtlichen Grimasse.

„Das wirst du nicht tun, Denis.“

„Ich werde es dir gleich beweisen, liebe Tante.“

„Aber, mein armer Junge, überlege dir doch, wie du auch ausgehst, hast du Unannehmlichkeiten. Gehst du in Zivil aus, halten dich die englischen Soldaten fest, und bist du in Uniform, packen dich die Sinnfeiner beim Kragen.“

Denis lachte höhnisch.

„Ich gehe so aus, wie ich bin“, sagte er und zeigte auf seinen Anzug.

Er hatte seine Schützengrabentiefel noch an, seine kakifarbene Hose und Gamaschen, und statt seiner Joppe trug er ein Ziviljackett.

Die Kuckucksuhr schlug.

„Acht Uhr“, rief Frau Hughes. „Ich muß sehr um Entschuldigung bitten. Zu Tisch, bitte sehr.“

Schweigend begann das Abendessen. Augenscheinlich liebte Herr Hughes das Knattern des Gewehrfeuers nicht. Professor Henriksen und Denis machten noch immer brummige Gesichter.

„Sind Sie mit Ihren Zimmern zufrieden, meine Herren?“ fragte die gute Frau Hughes, die so veranlagt

war, daß sie gern alle Menschen um sich herum glücklich sah.

„Sehr zufrieden, Frau Hughes.“

„Sie sind sehr liebenswürdig. Aber ich muß Sie noch einmal um Entschuldigung bitten. Doch nicht wahr, Sie verstehen? Alles kommt zusammen: unser Einzug hierher, der Urlaub von Denis, diese Wirtschaft... Als ich um ein Uhr die ersten Schüsse fallen hörte, bekam ich doch einen solchen Schreck... jetzt habe ich mich schon ein bißchen erholt. Aber was ist das doch für eine Wirtschaft, meine Herren!“

„Die Räuber“, murmelte Herr Hughes.

„Wenn ich sie packen könnte“, sagte Denis.

„Von wem sprechen Sie?“ fragte Oberst Harvey.

„Na, von wem sollen wir denn sprechen, außer von diesen verdammten Sinnfeinerlummeln? Da sie doch solche Lust haben, sich mit Gewehren zu amüsieren, sollten sie nur nach Passchendaele oder Poperinghe gehen... da werden welche angeworben...“

„Ich wünschte, daß man sie alle füsilierte“, sagte Herr Hughes.

Professor Henriksen lachte in seiner gewohnten unangenehmen Art.

„Bei aller Unparteilichkeit“, meinte ich, „scheint mir der Sinnfein in Dublin nicht so populär, wie man es uns im Schloß Kendale einzureden versucht hat. Wie denken Sie darüber, Herr Oberst?“

Oberst Harvey machte eine bestürzte Bewegung.

„Alle müßte man sie füsilieren“, wiederholte Herr Hughes, „ich wünschte, daß ihnen kein einziger entwischt.“

Die gute Frau Hughes erhob die Arme zum Himmel.

„Na hör mal, Michel“, sagte sie, „du bist doch ein guter Kerl! Wie kannst du es übers Herz bringen, so etwas zu sagen?“

„Würdest du vielleicht ihre Partei nehmen?“ fragte Herr Hughes.

„Es handelt sich ja gar nicht darum, ihre Partei zu ergreifen, Michel. Ich bin einig mit dir, daß sie sich wahnsinnig benehmen, und daß morgen ihretwegen viel brave Leute sehr leiden müssen. Aber deshalb darf man ihnen doch nicht den Tod wünschen, Michel. Wir dürfen nicht vergessen, daß die jungen Leute unsere Brüder sind, und sie davon überzeugt sind, etwas Gutes zu tun. Das sind zwei Sachen, die in Betracht zu ziehen sind. Man kann nicht leugnen, daß sie alle gemütvoll, tüchtige Jungen sind. Um dir einen zu nennen, ist da der junge Barnett. Du weißt selbst, daß es keinen ordentlicheren, fleißigeren Burschen gibt.“

„Na,“ sagte Herr Hughes, der nicht nachgeben wollte, „wenn die ihre Nase erst in etwas reinstecken, sind sie die schlimmsten.“

„Sie stehen dem Sinnfein feindlich gegenüber, Herr Hughes“, sagte ich ruhig, „und doch hat dieses Bild einen Ehrenplatz bei Ihnen.“

Ich zeigte, während ich das sagte, auf ein vergoldetes und koloriertes Exemplar der Prophezeiung des Donegal, das über dem Kamin hing.

Herr Hughes versuchte, sich herauszureden.

„Dieses Bild? Ja, ich weiß wohl. Aber das sind überholte Dinge, die heute nicht mehr zu uns passen. Ich will nicht behaupten, daß ich die Engländer liebe. Aber man muß mit der Zeit mitgehen. Ich bin Kaufmann, und ich habe Verpflichtungen. Wenn mein Geschäft einen Monat geschlossen bleibt, werden die Herrchen des Sinnfein an meiner Stelle die Gewerbesteuer bezahlen?“

Die Stimme blieb ihm in der Kehle stecken. Das Gewehrfeuer schien sich zu nähern.

„Jedenfalls werden sie mich nicht hindern, sogleich zu O'Dohertys zu gehen“, sagte Denis.

„Er ist verrückt“, sagte Frau Hughes. „Ich versichere Ihnen, meine Herren, daß dieser Bursche verrückt ist. Hörst du denn gar nicht, Michel? Er scheint mir dein Neffe zu sein! Zu O'Dohertys gehen! O'Dohertys sind Freunde, meine Herren, die ihn am Tage seiner Ankunft eingeladen haben, den Pudding im Familienkreis am Ostermontag, heute um neun Uhr zu essen. Sie konnten die Ereignisse nicht voraussehen, nicht wahr? Du kannst dir vorstellen, wie O'Dohertys dich gerade jetzt erwarten werden! Dazu wohnen sie hier gar nicht, sondern am anderen Ende der Stadt bei den Docks, in der Hanover Street. Hörst du, mein Kind, es ist nicht, um dich zu ärgern. Wäre Annie O'Doherty hier, wäre sie die erste, die mir recht gäbe.“

Denis errötete und neigte seinen Starrkopf über den Teller. Man fühlte, daß sein Entschluß feststand.

Zwei leise Schläge gegen die Decke veranlaßten uns, den Kopf zu erheben.

„Mein Gott“, rief Frau Hughes, „das ist der arme Herr Davis, den ich ganz vergessen habe. Zeige, daß du mir nicht grollst, Denis. Trage Herrn Davis den Tee nach oben, ich kann die Herren hier nicht so sitzen lassen.“

Denis bequemte sich zu diesem Opfer.

„Herr Davis“, erklärte Frau Hughes, „ist unser Mieter. Er ist ein braver alter Mann, der das große Unglück hatte, das Augenlicht zu verlieren. Ich habe es übernommen, für ihn zu sorgen. Der arme Kerl ist nicht anspruchsvoll. Er wohnt gerade im Zimmer über uns. Wenn er etwas will, stößt er mit dem Stock auf das Parkett. So, jetzt wird an die Tür von der Straße geklopft! Sieh mal nach, Michel!“

„Glaubst du, daß...“ begann Herr Hughes nicht sehr begeistert.

„Sieh doch nach, sage ich dir. Man kann die Leute

nicht auf der Straße stehen lassen. Um so mehr als ich die Stimme von Frau Walsh zu erkennen glaube.“

Sobald Frau Walsh im Zimmer war, gab sie Zeichen des größten Entsetzens von sich.

„Was ist los?“ rief Frau Hughes.

„Eben ist ein Offizier von den Sinnfeinern bei uns gewesen. Er hat uns den Rat oder den Befehl gegeben — das ist ja auch egal — das Haus zu verlassen. Die Schlacht breitet sich in der Church Street aus. Als ich ihn fragte, ob er mir eine ruhige Straße nennen könnte, sagte er mir: Augenblicklich North King Street. Da habe ich gleich an Sie gedacht. Ich wollte Ihnen meinen Mann schicken. Aber er war vor Schreck wie gelähmt. Herr Walsh konnte sich nicht rühren. Es ist merkwürdig, was das Knallen der Schüsse für eine Wirkung auf manche Menschen ausübt. Da habe ich mir schnell einen Mantel übergeworfen und bin hergelaufen. Nicht wahr, liebe Noémie, Sie werden uns doch nicht im Stich lassen?“

Herr Hughes hustelte.

„Bewahre“, sagte Frau Hughes, „bewahre. Ich muß Ihnen was sagen, meine liebe Martha. Wir haben schon diese vier Herren da, den alten Davis und noch Denis. Ich weiß wohl, daß Denis ein junger Mann ist, und der...“

Herr Hughes hustelte stärker.

„Wir können in der Remise schlafen“, sagte Frau Walsh mit von Tränen erstickter Stimme.

„Unsinn, Sie können natürlich nicht in der Remise schlafen. Aber kommen Sie nur her, wir werden uns dann einrichten. Bringen Sie etwas Bettzeug mit.“

Herr Hughes hustete verzweifelt. Professor Henriksen ließ sein gewohntes Lachen hören.

„Das ist kein Haus mehr, das ist ein Gasthaus“, sagte er.

Frau Hughes warf beiden einen wütenden Blick zu. „Wem es hier nicht behagt,“ meinte sie, „der findet immer noch in der Church Street Platz.“

*

Etwas nach neun Uhr ging ich in mein Zimmer. Allmählich wurde es still im Hause, während sich der Lärm des Kampfes immer mehr steigerte.

Um halb zehn Uhr geschah das, was ich erwartet hatte. Jemand ging vorsichtig die Treppe hinunter, und die Stufen knarrten leise. Ich machte meine Tür ganz weit auf.

Das Licht fiel voll auf den Treppenabsatz, und Denis stand mit einer Armensündermiene da. Er trug die Schuhe in der Hand.

Ich packte ihn beim Arm und zog ihn in mein Zimmer. „Das ist nicht recht,“ sagte ich lächelnd, „daß Sie so das Wort brechen, das Sie Ihrer armen Tante gegeben haben.“

„Ich habe mein Wort nicht gegeben“, begann er.

Ich machte eine beschwichtigende Bewegung.

„Wenn man zu O'Dohertys geht, ist es wohl nicht sehr weit von Bachelors Walk?“ fragte ich.

„Nein, es ist nicht sehr weit“, erwiderte er und sah mich mißtrauisch an.

„Gut. Nun, lieber Herr Denis, ich will über Ihr Auskneifen ein Auge zudrücken, aber unter der Bedingung, daß Sie das Vergnügen, die ganz reizende Miß O'Doherty zu besuchen, einige Minuten aufschieben, und den kleinen notwendigen Umweg machen, um mich unterwegs vor der Tür des Kellyhauses abzusetzen. Wenn ich mich recht erinnere, so steht das Haus an der Ecke von Bachelors Walk und O'Connell Street.“

Er schien zu zögern.

„Schließlich ist das Ihre Sache“, sagte er. „Kommen Sie, aber machen Sie keinen Lärm. Meine Tante ist im Laden und wartet auf die Familie Walsh.“

Nachdem wir über die kleine Mauer des inneren Hofes geklettert waren, gingen wir fünf Minuten später im Sturmschritt Capel Street herunter. Bald erreichten wir Grattan Bridge. Das Gewehrfeuer wütete. Auf dem schwarz wirbelnden Wasser des Flusses zeigten sich gelbe und rote Reflexe der Feuersbrunst, welche die Häuser des Quai verschlang.

Mechanisch waren wir beide stehengeblieben. Eine Sekunde lang lehnten wir uns über die Brüstung der Brücke. Die Flammen beleuchteten unsere Gesichter. Ich sah, wie das meines Gefährten plötzlich von Erstaunen und Schrecken ganz verzerrt war. Ich fühlte, wie seine Hand nach der meinen griff.

„Ypern,“ flüsterte er mit heiserer Stimme, „das ist Ypern auf der Liffey.“

Eine Kugel, die ganz dicht bei uns aufschlug, führte uns zur Wirklichkeit zurück. Wir setzten unseren Weg fort.

„Herr Professor Gérard, wenn ich mich nicht irre.“

Ich erkannte Herrn Clarke wieder, er war einer von den Anführern, die mir vor einigen Stunden in demselben Saale des Hauses Kelly vorgestellt worden waren.

Ruhig rauchte er eine Zigarre.

„Wie ist die Situation?“ fragte ich.

„Gut, gut“, erwiderte er. „Wir gewinnen überall Terrain. Saint Stephens Green, das Gericht, die City Hall sind in unseren Händen. Ich habe das große Vergnügen, fünfundzwanzig Gefangene gemacht zu haben. Aber ich glaube, daß Sie mich zweifellos etwas zu fragen haben. Darf ich wissen, weshalb Sie hier sind?“

„Ich langweilte mich in dem Zimmer, das die provisorische Regierung mir verschafft hat. Ich bin nach Irland gekommen, um die Dinge, die jetzt vor sich gehen, aus nächster Nähe zu sehen. Es ist nicht der geeignete Moment, um zu schlafen.“

Er lächelte.

„Das ist auch meine Ansicht“, sagte er.

„Darf ich fragen, wo die Gräfin von Kendale ist?“

„Ich kann es Ihnen nicht ganz genau sagen. Sie brauchen aber nur in das Postgebäude nach der Sackville Street zu gehen. Dort ist das Hauptquartier. Gräfin Antiope ist sicher mit Pearse und Connolly zusammen.“

Im Vestibül fand ich Denis wieder.

„Denis,“ sagte ich ihm, „ich gehe ins Postgebäude, aber ich möchte Sie nicht länger von Ihrem Besuch zurückhalten. Wenn Sie mir Bescheid sagen wollen...“

Zu meiner großen Verwunderung weigerte sich Denis, mich zu verlassen. Es hatte den Anschein, als ob er den Pudding und ebenso Annie O'Doherty vergessen hätte. Ich sollte auch sofort eine Erklärung über die Änderung seiner Gesinnung hören.

„Es passieren zuweilen merkwürdige Dinge im Leben. Wissen Sie, wen ich eben im Vestibül des Kellyhauses getroffen habe, während Sie oben mit dem Kommandanten plauderten?“

„Wen, Denis?“

„Eugen und Edward O'Doherty, die Brüder von Annie. Sie können sich vorstellen, daß heute abend keine Rede davon ist, den Pudding in ihrem Hause in der Hanover Street zu essen. Sie haben mir einen überflüssigen Weg erspart, Herr Gérard, dadurch, daß Sie mit mir zuerst in das Kellyhaus gingen.“

„Das freut mich sehr, Denis. Aber was tun die Brüder von Annie im Kellyhaus?“

„Was sie tun, Herr Gérard? Ich bin vor Erstaunen darüber fast umgefallen. Sie machen, was die anderen machen. Sie kommen aus dem Kampfe und kehren wieder dorthin zurück. Sie gehören den Sinnfeinern an, und ich hatte keine Ahnung davon. Aber das ist ihre Angelegenheit, und ich finde, daß sie in einer Beziehung recht haben.“

Aber darin haben sie etwas übertrieben, daß sie mir ein Gewehr angeboten haben, damit ich mit ihnen gehe, um zu kämpfen. Sie verstehen, daß das für einen Urlauber kein angenehmer Zeitvertreib ist... Aber! Was ist das?...

Denis blieb plötzlich stehen. Wir waren in ein Gäßchen, das mit der Sackville Street parallel ging, hineingeraten. Es war eine stockfinstere kleine Straße, in welcher die Stille merkwürdig im Widerspruch zu dem wild entfesselten Kampf der benachbarten Gäßchen stand.

„Sehen Sie doch“, flüsterte mir der Soldat ins Ohr.

Ich guckte hin und sah vor dem eisernen Vorhang eines Schaufensters zwei Schatten zusammengekauert sitzen. Ich hörte das Kratzen eines Stahlinstrumentes.

„Das gibt's nicht“, brüllte Denis.

Er war auf sie zugesprungen. Mit jeder Hand hielt er einen der Plünderer fest. Er stieß sie gegeneinander und wiederholte:

„Das gibt's nicht, das gibt's nicht.“

Ich half ihm kräftig. Aber die beiden Männer wehrten sich. Schweigend und verzweifelt kämpften sie. Das Wutgeschrei von Denis erfüllte die Straße. Wer konnte ahnen, wie dieses unvorhergesehene Turnier enden würde.

Durch das plötzliche Intervenieren einer Patrouille der Aufrührer endete es zu unserem Vorteil. Diese errieten sofort, wem sie ihre Kolbenschläge zu verabfolgen hatten. Sie schonten unsere traurigen Gegner auch nicht sehr, während Denis den Vorfall zu einem glorreichen Abenteuer aufbauschte.

„Auf frischer Tat ertappte Plünderung“, sagte der Anführer der Patrouille. „Zwei Zeugen. Schön! Aber meine Herren, Sie müssen als Zeugen mitkommen.“

„Wohin?“

„In das Postgebäude.“

„Na, dann los.“

In einem verräucherten Zimmer des Hauptquartiers mußten wir unsere Erzählung über die Plünderung wiederholen. Denis und ich unterschrieben unsere Aussage. Ich konnte ein Gefühl der Bewunderung für diese Revolutionäre nicht zurückdrängen, die kaum über zweitausend Mann verfügten, um eine Stadt von zweihunderttausend Einwohnern zu nehmen, und die es mitten im Kampf noch fertigbrachten, die Ordnung und Sicherheit eines Staates aufrechtzuerhalten.

Von sechs Freiwilligen eskortiert, gingen die beiden Plünderer hinaus. Fast sofort platzte eine Salve. Ich fuhr in die Höhe. Vor meinen Augen tanzten die Buchstaben meiner Unterschrift, die ich gegeben hatte.

„Wäre das schon?..." flüsterte ich.

Der Offizier, der die beiden Füsilierten befragt hatte, machte eine bejahende Bewegung.

„Wir sind zu der größten Strenge gezwungen“, sagte er mit sehr sanfter Stimme. „Es liegt in unserer Hand, die Ehre der Revolution zu wahren. Aber verzeihen Sie, ich glaube mich zu erinnern, daß Sie den Wunsch geäußert haben, zu der Gräfin von Kendale geführt zu werden.“

Während er einem Soldaten Befehle erteilte, suchten meine Blicke Denis, damit ich ihm danken und mich von ihm verabschieden konnte. Aber es gelang mir nicht, ihn zu entdecken. Da es nach elf Uhr war, sagte ich mir, daß er nach Hause gegangen wäre, um sich schlafen zu legen, und ich kümmerte mich nicht mehr um ihn.

„Euer Gnaden! Euer Gnaden!“

In dem Korridor, durch den mich ein Soldat mit einer Laterne in der Hand führte, sah ich eine weiße Gestalt sich bewegen und aufrichten.

Ein Mann lag dort auf einer Matratze hingestreckt. Als das Licht der Laterne auf sein Gesicht fiel, erkannte ich ihn.

„William!“

„Wie freue ich mich, Euer Gnaden wiederzusehen, ich freue mich so sehr.“

Er streckte mir die Hand entgegen, ich ergriff sie.

„William, Sie haben Fieber.“

„Ja, Euer Gnaden, und auch eine Kugel in der Brust.“

Ich kniete neben ihm nieder. Ich brannte darauf, ihn auszufragen, aber ich konnte es aus Anstand nicht sofort tun, und ich mußte zuerst mit dem armen Teufel von seiner Wunde sprechen.

Aber er kam meinen Wünschen schon entgegen.

„Sie wird zufrieden mit mir sein, nicht wahr?“ murmelte er.

„Wer, William?“

„Ihre Erlaucht.“

„Ja, William, sie wird zufrieden mit Ihnen sein, wenn sie es erfährt.“

„Sie wird es bald erfahren, Euer Gnaden. Diese Tür führt zu ihrem Zimmer. Sie ist soeben mit dem Generalkommandanten Connolly und Herrn Ralph fortgegangen, um die Schlacht zu sehen und mit den Verwundeten zu sprechen. Sowie ich verwundet wurde, bat ich, daß man mich hier vor ihre Tür niederlegte. Sie wird zurückkommen, und wenn sie mich sieht, wird sie zufrieden mit mir sein.“

Ich winkte dem Soldaten, der mich hierhergeführt hatte.

„Lassen Sie mich allein mit ihm.“

Ich sah, wie die Laterne zwischen den beweglichen Schatten des Korridors dahinschwand. Die Dunkelheit umhüllte mich und William.

Ich hatte mich auf die Erde gesetzt und hielt den Kopf gegen die Mauer gestützt.

Allmählich bemächtigte sich meiner der Schlaf. Ich wachte wieder auf: mein Kopf lag auf dem Kopfkissen

des Verwundeten neben dem seinen. Ich setzte mich wieder auf, fiel aber wieder zusammen und wachte noch einmal auf. William lag in Fieberphantasien. Ich hörte ihn unzusammenhängende, entsetzliche Worte flüstern.

„Ein schönes Spiel, Euer Gnaden, zwei Aß und eine Dame. Stecken Sie doch nicht so die Zunge heraus, Herr Pastor. Oh, la, la, la, da haben Sie die Tür des Abteils offen gelassen... Man kann nicht mehr, man kann nicht mehr die Tür schließen... Oh, la, la, la.“

Wenn die Müdigkeit so groß ist, schläft man trotz allem. Als ich zum dritten Male aufwachte, zitterten die Strahlen einer traurigen Dämmerung an den Wänden des Korridors. Antiope war da. Sie kniete neben mir. Ihre Stirn berührte fast die meine. Sie betrachtete mich.

„Kommen Sie mit mir in mein Zimmer“, sagte sie.

Es war ein großer Raum mit Regalen voller grüner Mappen, ein Bureau, in welches in aller Eile ein Feldbett gestellt worden war, ein Spiegel, eine Schüssel, eine Wasserkanne... Das Bett war unberührt.

„Sie haben sich gar nicht hingelegt“, sagte ich vorwurfsvoll.

„Ach“, erwiderte sie in einem Ton, aus dem entsetzliche Müdigkeit klang, „ich habe noch das ganze Leben, um mich auszuruhen.“

Sie hatte sich hingesetzt und nahm ihren Filzhut ab. Ich sah ihr kastanienbraunes Haar. Es schimmerte, als ob die Sonne darauf schien.

„Aber Sie?“ fragte sie. „Wie kam es, daß Sie neben Williams Leiche lagen?“

„Ist William tot?“

„Ja“, sagte sie und neigte den Kopf.

„Ich bin gekommen“, flüsterte ich, „weil man nicht weiß, weil ich Sie noch einmal wiedersehen wollte, weil...“

„Weil?“

Wir senkten beide zu gleicher Zeit die Blicke...

... Ach, da ich nie, nie mehr allein mit Antiope gewesen bin, will ich versuchen, diese Sekunde des Glückes festzuhalten! Wieso hält das Gewehrfeuer da draußen in der brennenden Stadt plötzlich an? Aber schon beginnt das Fürchterliche von neuem! Die Sekunde vergeht. Sie ist vergangen... Sie wird nie, nie mehr wiederkehren.

Es wurde an die Tür geklopft. Herr Ralph trat ein. Als er uns bemerkte, wurde er sehr, sehr bleich.

Ich sah, daß seine Stirn blutete.

„Ralph“, rief die Gräfin von Kendale, „Sie sind verwundet.“

„Es ist nichts, Eure Erlaucht“, sagte er mit einer Stimme, deren Erregung er vergebens zu bemeistern suchte. „Es ist nichts.“

Er fügte hinzu:

„William ist tot, Eure Gnaden.“

„Ich weiß es“, erwiderte Antiope.

„James ist auch tot.“

Sie senkte den Kopf.

„Und David auch.“

Gräfin Kendale senkte den Kopf noch tiefer.

„Ich bin gekommen“, sagte Herr Ralph mit Anstrengung, „um Eure Gnaden zu benachrichtigen, daß die Mitglieder der provisorischen Regierung unten für den Bericht versammelt sind. Herr Harvey und Herr Idzumi sind ebenfalls anwesend. Ich stelle fest, daß Herr Professor Gérard ihnen schon vorausgeeilt ist“, sagte er und warf mir einen langen Blick zu.

„Wir wollen hinuntergehen“, sagte Antiope.

Wir folgten ihr.

Ich werde diesen Saal niemals vergessen. Er war kahl, und an den Wänden waren auf dem weißen Hintergrund in blau die Stunden der Postleerungen, die Abgänge der Postsendungen und die verschiedenen Tagesposten angegeben.

Pearse saß in der Mitte des Zimmers vor einem kleinen Holztisch auf einem Schemel. Er schrieb fieberhaft. In einer Ecke läutete wie das Meldezeichen eines Vorortbahnhofs verzweifelt das Telephon. Jemand ging heran, nahm den Hörer ab und brachte es so zum Schweigen.

„Setzen Sie sich, meine Herren“, sagte Pearse.

Es waren nicht genug Sitze da. Alles stand nun auf, ebenso Pearse, die Gräfin Markievicz und die Gräfin Kendale.

In der Nähe eines Fensters bemerkte ich Oberst Harvey und Baron Idzumi. Ich ging zu ihnen. Ich nahm an ihrer Unterhaltung teil, die sie leise führten.

Draußen Regen, das Tosen des Windes, Rauchwolken, die an dem fahlen Himmel dahinjagten, und unaufhörlich das Knattern des Gewehrfeuers.

„Wir kommen aus der Fabrik Boland“, sagte Oberst Harvey. „Wir hatten Gelegenheit, uns mit den gefangenen Soldaten zu unterhalten. Einstimmig drückten sie ihre Zufriedenheit aus über die Rücksichtnahme, die sie bei den Insurgenten gefunden haben. Ich glaube, es wird schwer halten, daß die Engländer es diesen Leuten verweigern können, sie als Kriegführende zu betrachten.“

Ich erzählte ihnen wiederum Erlebnisse der Nacht, und das Erschießen der Plünderer.

„Pssst!“ sagte Baron Idzumi. „Hören Sie zu.“

Pearse hatte durch eine Geste Ruhe geboten.

„Ich muß Ihnen Einzelheiten über die Lage geben, meine Herren“, sagte er. „Ich kann es wohl nicht besser tun, als wenn ich Ihnen unseren ersten Bericht lese, der in der offiziellen Zeitung der Republik veröffentlicht wurde, der ‚Irischen Nachrichten‘:

Dublin, Dienstag, den 25. April 9 Uhr 30 morgens.

Die republikanischen Streitkräfte halten alle ihre Stellungen, und die britischen Streitkräfte haben nirgends unsere Linien durchbrochen. Ein erbitterter Kampf dau-

erte ununterbrochen fast vierundzwanzig Stunden an. Die Verluste des Feindes sind größer als die der Republikaner. Die republikanischen Streitkräfte kämpfen überall mit hervorragender Tapferkeit. Die Dubliner Bevölkerung ist der Republik günstig gestimmt, Offizieren und Soldaten wird, wenn sie durch die Straßen ziehen, zugejubelt. Das ganze Zentrum der Stadt ist in den Händen der Republik, deren Fahne auf dem Hauptpostgebäude weht. Die meisten Verbindungen mit der Provinz sind abgeschnitten, aber zur Verfügung stehende Mitteilungen zeigen, daß man sich im Lande erhebt.“

Als Pearse mit der Vorlesung des Berichtes fertig war, legte er das Blatt Papier auf den Tisch und sah uns an. Niemand sagte ein Wort. Man konnte nicht klarer eingestehen, daß der Aufstand im Abflauen war und schon von vornherein mißglückt.

Das drückende Schweigen wurde durch einen störrischen Ruf: „Hoch die Republik“ unterbrochen. James Connolly hatte diesen Ruf ausgestoßen. Er ging auf Pearse zu. Die beiden Männer umarmten sich.

Noch niemals schien mir der Gegensatz zwischen ihnen beiden größer als in dieser Minute. Ein Connolly brauchte die beständige Hoffnung auf den Sieg. Seine rauhe, plebejische Gemütsverfassung bedurfte dieser Stärkung. Die Anstrengung mußte für ihn mit sofortigen greifbaren Erfolgen begleitet sein. Existierten diese Erfolge nicht, mußten sie erfunden werden. Jedoch ein Pearse, eine Aristokraten- und Dichterseele, konnte im Gegenteil noch kämpfen, wenn er wußte, daß er besiegt sein würde. Sein Reich ist nicht von dieser Welt. Er sieht weiter, als bis zu der nahen Niederlage. Er findet sich damit ab, daß andere ernten, was er gesät hat.

„Wenn es Ihnen recht ist, meine Herren, treffen wir uns heute abend um fünf Uhr hier. Unterdessen soll jeder wieder auf seinen Posten zurückkehren.“

Ich drehte mich um. Antiope war nicht mehr da. Ich wagte es nicht, mich sofort auf die Suche nach ihr zu begeben. Ich ging mit Baron Idzumi und Oberst Harvey hinaus.

Durch die Straßen des Ostens wandten wir uns der North King Street zu. Wir gingen schweigend nebeneinander her. Jeden Augenblick trafen wir Freiwillige, die schnell nach dem südlichen Teil der Stadt eilten, oder elende und schweigsame Verwundete gingen an uns vorbei, die von dort kamen.

„Und Professor Henriksen?“ fragte ich, um etwas zu sagen.

Oberst Harvey machte eine unwillige Bewegung.

„Er weigerte sich, uns zu begleiten“, sagte er. „Sein Benehmen ist unmöglich. Senator Barkhilpedro ist überhaupt nicht gekommen. Wo Doktor Grütli steckt, weiß ich nicht... Durch das Fehlen unserer drei Kollegen steigern sich unsere Verpflichtungen. Bei vollständiger Bewahrung der Objektivität, die unbedingt nötig ist, steht es fest, daß wir, so gut wir können, zu dreien die Aufgabe bewältigen müssen, für die zuerst sechs vorgesehen waren. Wie denken Sie über die Ereignisse, meine Herren?“

„Ich denke“, sagte Baron Idzumi, „daß diese jungen Leute ganz außergewöhnlich tapfer sind. Ich wundere mich nur, daß sie sich zur Stunde noch halten.“

„Der Ansicht bin ich auch“, sagte Oberst Harvey.

„Ich meine auch“, sagte der Japaner, „wenn sie auch besiegt werden, haben sie ihr Ziel erreicht. Ich sehe von jetzt ab keine Möglichkeit mehr für einen englischen Soldaten, erhobenen Hauptes durch die Straßen zu gehen, durch die wir jetzt eilten. Das ist meine Auffassung, meine Herren, und in diesem Sinne werde ich meinen Bericht abfassen.“

„Die Ereignisse werden sich überstürzen“, sagte Oberst

Harvey. „Wir dürfen uns nicht voneinander trennen, meine Herren. Wir haben Sie heute morgen gesucht, Herr Gérard, und Sie nicht gefunden. Gestatten Sie mir, Ihnen zu sagen, daß es unser gemeinsames Interesse ist, zusammenzubleiben. Unsere drei Stimmen vereint, werden nötig sein, mehr zu erreichen, wenn es sich darum handeln wird, mit dem Sieger zu sprechen und vermittelnd zu wirken, um Greuelthaten gegen die Besiegten zu verhindern, wenn ich mir auch keine großen Hoffnungen mache, etwas zu erreichen. Habe ich Ihr Wort, meine Herren?“

*

In dem Häuschen der North King Street erwartete uns ein eigenartiges und erschütterndes Schauspiel. Das gute Herz von Frau Hughes war zwei Meilen im Umkreis bekannt, und sie wurde gehörig ausgenutzt. Die Familie Walsh hatte Nachahmer gefunden. Augenblicklich waren wohl zwanzig Personen dorthin geflüchtet, Leute, die durch Feuersbrunst oder Furcht vor den Kugeln aus ihren im Süden gelegenen Wohnungen gejagt worden waren. Frauen jammerten, Kinder schrien. In dieser Arche Noah ging die arme Frau Hughes von einem zum anderen, tat, was sie konnte, aber ohne viel zu erreichen.

Als sie uns sah, verließ sie diese zufälligen Gäste und flog auf mich zu.

„Ach, Herr Gérard, bringen Sie mir Nachricht von ihm?“

„Nachricht von wem, Frau Hughes?“

„Von Denis, Herr Gérard, von Denis.“

„Ich kann sagen“, begann ich, weil ich die unglückliche Frau nicht quälen wollte, „daß er gestern abend mit mir fortgegangen ist...“

„Das weiß ich, Herr Gérard, das weiß ich, er hat es mir selbst erzählt, als er heute nacht um zwei Uhr wiederkam.“

„Sie haben ihn also wiedergesehen?“

„Ich habe ihn wiedergesehen. Er sah wie wahnsinnig aus. Er ist um zwei Uhr gekommen. Er hatte noch seine Uniformhose an, wie Sie wissen. Er hat den Zivilanzug angezogen und ist wieder fortgegangen, ohne mir etwas sagen zu wollen.“

„Ach,“ rief ich, „Frau Hughes, ich habe große Angst, daß er zu seinen Freunden O'Doherty gegangen ist.“

„Was?“ sagte sie.

„Ja, Frau Hughes, zu seinen Freunden O'Doherty in der revolutionären Armee.“

Sie stieß einen Schrei aus.

„O'Dohertys“, rief sie. „Sie sind auch bei den Sinnfeinern!“

„Ja, Frau Hughes.“

Sie hatte die kleine Tür geöffnet, die nach dem Hof ging.

„Hörst du, Michel, was Herr Gérard sagt. Die beiden O'Dohertys sind auch bei den Sinnfeinern. Und Denis ist mit ihnen.“

Sie ging in dem Zimmer hin und her. Sie nahm einen Schürzenzipfel und rieb mechanisch einen kupfernen Leuchter ab.

„Aber sie werden füsiliert werden, Herr Gérard, sie werden füsiliert werden. Hörst du, Michel, gestern abend hast du gewünscht, daß man sie füsiliert.“

Man hörte draußen jammern, es war der alte Michel, der schluchzte.

„Gott ist mit ihnen“, sagte Oberst Harvey ernst.

Zweimal hörte man schüchtern an die Decke klopfen. Frau Hughes stellte ihren Leuchter hin.

„Das ist Herr Davis! Ich hatte ihn vergessen. Denis hat ihm sonst den Tee hinaufgebracht. Wo mag er nun sein? Ach, der brave, brave Junge.“

Mit zitternden Händen stellte sie die Tasse des Blinden auf ein Tablett.

Baron Idzumi blieb dem Wirrwarr gegenüber ganz unbewegt. Er setzte sich auf einen niedrigen Stuhl an den Kamin, zog sein Notizbuch und seinen Füllfederhalter heraus und schrieb.

Plötzlich bebte das Haus von einer fürchterlichen Erschütterung. Das Gekreische der Kinder hörte eine Sekunde auf und fing dann tausendmal durchdringender und herzerreißender wieder an.

Baron Idzumi hatte zu schreiben aufgehört.

„Das ist die englische Artillerie“, murmelte er.

Ein zweites Getöse, noch fürchterlicher als das erste, ertönte. Jedes Schreien war verstummt. Man hörte nur das wütende Bellen eines Hundes in dem Nachbarhaus.

„Das ist das Ende“, sagte Oberst Harvey.

*

„Was steht zu Ihren Diensten, Herr Professor Gérard?“

Es war das drittemal in drei Tagen, daß ich auf meiner Suche nach Antiope mitten in der brennenden Stadt mit Herrn Ralph zusammenstieß. Zum dritten Male begrüßte er mich mit denselben Worten.

„Ich will die Gräfin Kendale sprechen,“ erwiderte ich heftig, „und ich erkläre Ihnen, daß Sie mich nicht mehr daran hindern werden.“

Er sah mich ironisch an.

„Ihr Wunsch soll befriedigt werden“, sagte er. „Nur möchte ich mir die Bemerkung gestatten, daß man im allgemeinen sein Wort hält. Sie hatten dem Oberst Harvey Ihr Wort gegeben, nicht mehr allein auf Streifzüge auszugehen. Wenn Sie es gehalten hätten, würden Sie schon bei Ihrer Erlaucht sein.“

„Wie meinen Sie das?“

„So, wie ich die Ehre habe, es Ihnen zu sagen. Vor zwei Stunden ist auf meine Veranlassung ein Soldat nach

der North King Street 171 geschickt worden. Er hat Oberst Harvey, Baron Idzumi und sogar Professor Henriksen, nachdem er ihn etwas aufmunterte, hingeführt. Wenn er Sie nicht bei den Herren fand, kann man ihm keine Schuld beimessen. Ich bin dann auf den Gedanken gekommen, daß Sie Ihre Erlaucht zweifellos versucht haben, dort wiederzufinden, wo Sie sie am letzten Dienstag sahen. Es scheint, daß meine Folgerung richtig war. Aber wir haben heute Sonnabend, Herr Professor, und seit den drei Tagen sind einige kleine Veränderungen vor sich gegangen. Besonders das Hauptquartier mußte verlegt werden. Gestatten Sie mir, Sie dorthin zu führen, wo es sich augenblicklich befindet.“

„Wir wollen schnell gehen“, sagte ich.

„Wir wollen wirklich schnell gehen, Herr Professor, denn wenn wir durch die Straßen trödeln, riskieren wir, zu spät anzukommen.“

Noch niemals schien mir der Kampf eine solche Stärke anzunehmen, wie in diesem Augenblick, wo er doch dem Ende so nahe war. Dem Ende? Vier Tage waren vergangen, seitdem Oberst Harvey dieses Wort ausgesprochen hatte. Eigentlich war dieses Ende schon für den nächsten Tag vorzusehen gewesen. Nun hatten sich die Aufständischen noch hundert Stunden gehalten. Was nützte es dem Mutterland England, daß es seine Zentner geschmolzenes Blei über sie ausschüttete... gegen die Haubitzen, gegen die Mitrailleusen, gegen das Kanonenboot Helga, dieses Feuerungeheuer, das auf der schwarzen Liffey kreuzte, gegen die Söldner des ganzen englischen Reiches, gegen die Basset-Holmer und die Petit-Mildred hatten sie einer gegen zwanzig standgehalten, sie, die kleinen Krämer, die kleinen Lehrer, die kleinen Laufburschen, diese ganze bleiche Schar, welche die ungeschlachteten Roastbeefesser so verachteten. Jetzt lag die Revolution in den letzten Zügen, sie war tot.

„Hier entlang, Herr Professor, hier entlang. Na, so legen Sie sich doch auf die Erde. Gut. Aufstehen. Schnell, noch schneller.“

Oh, dieses wilde Dahinjagen durch die zusammenstürzenden Straßen, an den Barrikaden entlang, wo zusammengekauerte Schatten noch schossen, noch immer schossen. Mauern stürzten ein, zum Himmel stiegen die Flammen.

„Hier, Herr Professor, hier! Da, diese Tür. Beeilen Sie sich...“

Durch einen Korridor, der voll röchelnder Verwundeten lag, gingen wir auf die Tür eines erleuchteten Zimmers zu.

Wir blieben auf der Schwelle stehen. Ein Freudenschrei empfing uns. Antiope stand vor mir. Sie hatte meine Hand ergriffen. Sie wollte sprechen, vielleicht...

Und noch einmal kam Herrn Ralphs harte Stimme dazwischen.

„Ihre Erlaucht“, sagte er einfach.

Gleichzeitig wies er auf den Saal.

Ich erschauerte bei dem Anblick, der sich mir bot, und ich muß zugeben, daß mich das Schauspiel Antiope einige Augenblicke vergessen ließ. In den blutigen zerstörten Straßen dachte ich den Gipfel der Tragik und des Grauens gesehen zu haben. Ich hatte mich getäuscht. Erst jetzt sah ich es vor mir.

Ich sah James Connolly, und ich sah Pearse. Connolly war verwundet und lag auf einem Sessel. Pearse stand vor ihm und ließ ihn ein Blatt Papier lesen. Er hatte einen Federhalter in der Hand und bemühte sich, ihn Connolly aufzudrängen. Der Verwundete stieß ihn zurück. Pearse beharrte darauf. MacDonagh, an ein Fenster gelehnt, weinte, andere Männer, die ich nicht kannte, weinten ebenfalls.

In einem Winkel stand stumm und bleich mit verschränkten Armen die Gräfin Markievicz.

„Du mußt, James, du mußt“, wiederholte Pearse mit zitternder Stimme.

Schließlich war Connollys Widerstand gebrochen, und er unterzeichnete. Mit einem Fluch warf er stöhnend den Federhalter weit fort.

Pearse nahm ihn demütig auf. Er ging zu MacDonagh, der auch unterzeichnete. Dann setzte er selbst seine Unterschrift unter die seiner Kameraden.

„Jetzt die Trompeten“, sagte er mit gebrochener Stimme.

Er konnte nicht mehr, er stützte sich auf den Tisch, und den Kopf in den Händen, weinte er wie ein Kind.

Eine stille Minute strich dahin, in der man nur das Schluchzen von Pearse hörte. Dann plötzlich von dem Platz unter dem Fenster klang über das Gewehrfeuer das Geschmetter einer Trompete hindurch. Kalt und unheimlich klang es in die beginnende Dunkelheit hinein. Dann waren es zwei, dann zehn. Die Sinnfeiner gestanden ihre Niederlage.

Der Donner der Artillerie schien gewaltiger zu werden. Aber um den Platz herum begann das Knattern des Gewehrfeuers nachzulassen.

Ich fühlte eine Hand auf meinem Arm. Oberst Harvey stand neben mir.

„Halten Sie Ihre Ausweispapiere bereit“, flüsterte er. „Der Augenblick nähert sich, wo wir ihnen vielleicht unser Leben verdanken.“

Er fügte hinzu:

„Unsere Rolle wird jetzt beginnen.“

Ich muß zugeben, daß er ebenso wie Baron Idzumi in seiner Ruhe sehr schön war. Dagegen war Professor Henriksen, der wie ein Wrack an einer Bank lag, widerwärtig anzusehen.

Unter dem Fenster war nach dem Gewehrfeuer eine große eindrucksvolle Stille eingetreten. Plötzlich knatterten die Gewehre ganz nahe bei uns wieder sehr stark.

„Hört auf zu schießen, hört auf zu schießen“, wiederholte Pearse, als ob man draußen seine klägliche Stimme hätte hören können.

Mac Donagh machte am Fenster verzweifeltes Zeichen. Was ging vor, daß auf seinem Gesicht ein solcher von Bewunderung und Entsetzen gemischter Ausdruck lag? Instinktiv eilte ich ans Fenster. Herr Ralph war schon vorher hingelaufen. Wir schrien beide dumpf auf.

Auf dem Platze ging ein merkwürdiger Kampf seinem Ende entgegen. Auf der einen Seite tauchten von überall englische Soldaten auf, ihnen gegenüber stand nur ein einziger Mann.

Es war ein einarmiger Riese. Er stand auf der Freitreppe eines Hauses und zog aus einer Jagdtasche, die an seinem Halse hing, Granaten. Man sah, wie er mit der gesunden Hand die Maschine, die er zwischen den Knien hielt, lud und sie mit unglaublicher Geschicklichkeit und Kraft auf die Gegner schleuderte. Die Engländer antworteten mit Flintenschüssen. Es war ein Wunder, daß sie den Mann noch nicht getroffen hatten... In noch nicht zwanzig Sekunden sahen wir ihn vier Granaten schleudern, von denen jede traf.

Als er sich bückte, um die fünfte zu laden, traf ihn eine Kugel. Ich sah den großen Menschen die ganze Treppe herabrollen. Eine Sekunde sah ich in das Gesicht des Riesen.

Es würde allen Gesetzen der Wahrscheinlichkeit widersprochen haben, wenn Herr Térence darauf verzichtet hätte, den Schlußakkord dieses wilden ausklingenden Konzertes zu spielen.

Zehntes Kapitel.

Der Riesendamm.

Mit einem einzigen Schlage schien der Frühling erstanden zu sein. Noch gestern hatte ich seine Nähe nicht geahnt, als ich in jenem traurigen Garten mit den kahlen Mauern spazierenging, in den feuchten, dunklen Alleen, wo schleichende Schnecken ihre klebrigen Spuren zurückließen, und wo man mir gestattet hatte, mich eine Viertelstunde aufzuhalten. Jetzt war der Frühling da. Der Himmel schien blau wie die weichen, schieferblauen Federn an dem Hals einer Taube, durch die der Wind streicht. Die junge Sonne lachte. Ich hörte helles Vogelgezwitscher. Es konnte zehn Uhr morgens sein.

Eine Krankenpflegerin, eine Nurse mit einer Brille, in ein enges Leinwandfutteral eingezwängt, das mit gestärktem Kragen und Manschetten abgeschlossen war, und rote Kreuze und Sicherheitsnadeln als Zierde, kam würdig auf mich zu. Sie brauchte sich nicht zu beeilen, sie war durchaus nicht mit Arbeit überhäuft, denn in dem langen Saal mit den weißen Gardinen, in dem ein Dutzend Betten standen, war nur meins besetzt.

„Der Doktor ist gekommen“, sagte sie. „Sie schliefen. Er hielt es nicht für richtig, Sie zu wecken. Das bedeutet, daß er mit Ihrem Befinden zufrieden ist.“

„Kann ich heute ausgehen?“

„Natürlich nicht in Dublin. Aber Sie können gegen elf Uhr aufstehen und durch den Garten gehen. Sie essen

Mittag mit bei Tisch. Ich denke, daß Sie ungefähr am zehnten Mai imstande sein werden, das Krankenhaus zu verlassen.

„Ach,“ rief ich, „noch vier Tage.“

„Nanu,“ antwortete sie spitz, „man könnte glauben, daß Sie schlecht gepflegt worden sind. Als man Sie hier einlieferte, dachten wir nicht, daß Sie nur zwölf Tage hierbleiben müßten, sondern einen Monat.“

„Ich beklage mich nicht“, murmelte ich.

Sie machte eine Bewegung, die ausdrücken sollte: das hätte auch noch gefehlt. Sie zupfte meine Decke etwas zurecht, klopfte mein Kopfkissen und ging hinaus, nachdem sie meinem Wärter einige Anweisungen gegeben hatte. Dieser, ein großer Bursche mit einem Vollbart, saß auf der Fensterbrüstung und putzte die Scheiben.

Dieses Fenster war gerade meinem Bett gegenüber. Der Rücken des Fensterputzers versperrte mir die Aussicht auf den Garten. Dieser Mann wurde überhaupt nicht fertig. Ich hatte den Eindruck, daß er seit einer Viertelstunde immer an derselben Scheibe putzte.

Da er nach weiteren zehn Minuten noch auf demselben Opfer herumtrieb, konnte ich meine Ungeduld nicht länger bemeistern.

„Wieviel verdienen Sie täglich?“ fragte ich.

„Zehn Schilling und das Essen.“

„Also fünfzehn Schilling“, meinte ich. „Und wieviel Arbeitsstunden haben Sie?“

„Gewöhnlich zehn.“

„Also kostet der Verwaltung das Putzen einer Scheibe anderthalb Schilling.“

„Das ist sehr möglich“, erwiderte er. „Aber es liegt der Verwaltung daran, daß die Arbeit gut gemacht wird. Dann hält sie länger vor.“

Während er dieses sagte, packte er ruhig seine Utensilien zusammen: Schwamm, Fenstertuch und Eimer.

Verblüfft sah ich ihn auf mich zukommen, und mit der größten Ungenietherheit setzte er sich auf das Fußende meines Bettes.

„Niemals hätte ich geglaubt,“ sagte er, „daß, wenn ein Mann sich acht Tage nicht rasiert, er so vollständig anders aussehen kann. Erkennen Sie mich gar nicht, Herr Professor?“

Ich fuhr auf.

„Sie,“ rief ich, „Sie sind hier.“

Herr Ralph legte den Finger auf die Lippen.

„Pssst, Sie können sich wohl vorstellen, Herr Professor, daß ich diese Stellung nur benutze, um die kommenden Dinge abzuwarten. Pssst! Wir wollen leise sprechen, ich erbitte es als Gefälligkeit von Ihnen. Ich habe den Eindruck, daß mein Kopf Miß Gertie, Ihrer würdigen Pflegerin, nicht zusagt. Ich will ihre Interessenlosigkeit nicht verdächtigen, aber es ist mir lieber, wenn sie auch weiter nicht weiß, daß für diesen Kopf ein Preis ausgesetzt ist.“

Herr Ralph war niedergekniet. Mit Methode wusch er jetzt die weißen Dielen an meinem Bett.

„Wir verfügen über wenig Zeit“, sagte er. „Wir wollen versuchen, die Fragen, die wir uns zu stellen haben, zu ordnen. Wie geht es Ihnen, Herr Professor?“

„Ich glaube, jetzt gut.“

„Gott sei Dank, Sie haben uns Sorgen gemacht.“

„Und Sie,“ sagte ich, „wie lange sind Sie hier? Man wußte nicht, was aus Ihnen geworden war.“

„Deshalb bin ich überhaupt noch am Leben. Sie wurden in dieses Krankenhaus am 29. April abends gebracht, Herr Professor. Ich kam hier fast zur selben Zeit wie Sie her. Aber wie es sich gehört, über die Hintertreppe. Ich wiederhole noch einmal, es ist nur eine vorübergehende Stellung. Sie hat den doppelten Vorteil: Ich

spare meine paar Kröten und bleibe zur Verfügung meiner Freunde.“

Er lächelte seltsam, als er sagte:

„Sie erkundigen sich gar nicht nach ihnen?“

„Ich habe von ihnen bis zum letzten Dienstag durch Baron Idzumi und Oberst Harvey gehört“, sagte ich mit Anstrengung.

„Vielleicht haben die beiden Herren es unterlassen, Ihnen mitzuteilen, daß Sie ihnen Ihr Leben verdanken. Es ist nur richtig, wenn ich es Ihnen erzähle.“

„Sie sind ebenso bescheiden wie gut“, flüsterte ich.

„Und tapfer, Herr Professor. Ich kann Ihnen erzählen, wie die Dinge sich abspielten. Nachdem diese abscheuliche Granate in das Haus einschlug und fast in dem Saal, wo man die Kapitulation unterzeichnet hatte, waren außer Ihnen, Herr Professor, alle so ziemlich unversehrt geblieben. Sie waren gegen die Wand geschleudert worden, und da, wie es scheint, Ihr Nacken sehr schwach ist, lagen Sie bewußtlos auf der Erde. Donnerwetter, Sie begreifen, daß der Moment nicht recht geeignet war, sich um Sie zu kümmern. Die Männer und Frauen, die es sehr gern getan hätten, wurden in demselben Augenblick von unseren guten englischen Freunden festgenommen.“

„Ich weiß,“ sagte ich, „daß sich in diesem Augenblick Herr Harvey und Herr Idzumi ins Mittel gelegt haben.“

„Mit ihren Papieren in der Hand haben sie einen Höllenlärm angeschlagen. Gleichzeitig wurde Professor Henriksen mit Kolbenschlägen von den Soldaten gezwungen, aufzustehen, während Sie nicht nur von ihren Brutalitäten verschont wurden, sondern durch die energischen Befehle des Amerikaners und Japaners, die die Soldaten ganz verblüfften, sehr freundlich mit Oberst Harvey brüllend voran und Baron Idzumi schreiend

hinterher nach ruhigeren Gefilden gebracht wurden... Mehr konnte ich nicht sehen, ich habe es vorgezogen, die Erklärungen zu vermeiden, welche die treuen Truppen Seiner Majestät Georgs V. berechtigt waren, von mir zu verlangen."

"Baron Idzumi und Oberst Harvey haben Dublin vor zwei Tagen verlassen", sagte ich. "Ich weiß, daß sie vor ihrer Abreise alle notwendigen Schritte beim General Maxwell unternommen haben, um mir, sobald ich geheilt bin, die Rückreise nach Frankreich zu erwirken. Ich schulde ihnen unendlich viel."

Herr Ralph scheuerte eifrig den Fußboden. Er wiederholte seine Frage:

"Und die anderen? Erkundigen Sie sich nicht nach ihnen?"

"Pearse?"

"Am letzten Mittwoch erschossen, Herr Professor."

"Clarke?"

"Auch Mittwoch erschossen."

"MacDonagh?"

"Ebenfalls letzten Mittwoch erschossen."

"Connolly?"

"Zum Tode verurteilt. Aber man ist menschlich. Man wartet mit dem Erschießen so lange, bis er sich wieder aufrecht halten kann."

"MacBridge?"

"Ebenso wie Plunkett, Edward Daly, William Pearse, O'Hanrakan erschossen, der eine gestern, die anderen vorgestern."

"Graf von Antrim?" fragte ich leise.

"Seine Erlaucht," sagte Herr Ralph in gleichgültigem Tone, unter dem man ein entsetzliches Zittern wahrnahm, "Seine Erlaucht wurde am 26. April verhaftet und sofort in das Traleer Gefängnis gesperrt. Aber Sie verstehen, wie auf einen Greis solche Erregungen wirken, dazu

kommt noch, daß die Zellen um diese Zeit ziemlich kalt sind. Graf von Antrim wurde am Sonntag den 30. April in seiner Zelle tot aufgefunden, als der Schließer ihn fragen wollte, ob es ihm Vergnügen machen würde, der Messe beizuwohnen."

Wir schwiegen beide. Herr Ralph drückte aus dem Schwamm braune Tropfen in den Eimer.

"Weiter ist niemand mehr da, Herr Professor, von dem es Sie interessieren würde zu hören?"

"Und Gräfin Markievicz?" fragte ich mit zitternder Stimme.

Herr Ralph hatte sein Arbeitsmaterial zusammengepackt und schon einen Schritt gemacht, um mich zu verlassen.

"Die Gräfin Markievicz", sagte er. "Sie wartet im Gefängnis, daß das Kriegsgericht sich über ihren Fall ausspricht. Das Urteil wird nicht lange auf sich warten lassen."

Er fügte lächelnd hinzu:

"Das wäre alles, nicht wahr? Wirklich es ist doch niemand mehr da... Auf Wiedersehen, Herr Professor."

Ich setzte mich mit einem Angstschrei auf.

"Ach," rief ich, "Ralph, bleiben Sie um Gottes willen, bleiben Sie."

Er kam zu mir zurück. Er war bleich und lächelte.

"Hören Sie mit dieser entsetzlichen Komödie auf. Sehen Sie denn nicht, daß ich keine Kraft habe."

"Wirklich, Herr Professor."

"Genug, Ralph, genug. Sagen Sie es mir, ach, sagen Sie es mir."

In diesem Augenblick hörte man einen leisen Schritt auf den Dielen.

Die trockene und feierliche Miß Gertie kam, die Hände auf der flachen Brust gekreuzt, auf uns zu. Herr Ralph ließ seinen Schwamm fallen.

Als er sich bückte, um ihn aufzuheben, hörte ich, wie er flüsternd die Worte herauspreßte:

„Auch sie erwartet im Gefängnis ihr Urteil. Sie hat Mut. Wir wollen ihrem Beispiel folgen.“

Er sah weg.

Miß Gertie war zwischen uns getreten.

„Was tun Sie da?“ fragte sie mißtrauisch. „Wissen Sie nicht, daß die Vorschrift es den Wärtern untersagt, sich mit den Kranken zu unterhalten?“

Herr Ralph drückte den Eimer mit zerknirschter Miene an seine Brust.

„Ich weiß es wohl, Miß Gertie. Aber der Herr hatte mich gerufen.“

„Ach,“ sagte sie, sich zu mir wendend, „ist es auch wahr? Was wünschten Sie?“

„Herr Professor,“ sagte Herr Ralph und senkte heuchlerisch die Blicke auf seinen Schwamm, „Herr Professor möchte wissen, an wen er sich hier wegen einer Bibel zu wenden hat. Ich habe mir erlaubt, zu sagen, daß Sie sich ein wirkliches Vergnügen daraus machen würden, ihm eine zu verschaffen.“

Aus ihrem Blick leuchtete Erstaunen und Befriedigung.

„Ein Vergnügen, nein,“ sagte sie majestätisch, „sagen Sie: eine Pflicht.“

„Da nun alle Midianiter und Amalekiter und die aus dem Morgenland sich zuhauf versammelt hatten und zogen herüber und lagerten sich im Grunde Jesrael. Erfüllte der Geist des Herrn Gideon; und er ließ die Posaune blasen und rief die Abiasritter, daß sie ihm folgten. Und sandte Botschaft zu ganz Manasse und rief ihn an...“

Mit seiner monotonen Stimme las mir Herr Ralph aus dem heiligen Buch vor, nachdem ich erklärt hatte, daß

es mir wegen meiner schlechten Augen unmöglich wäre, selber zu lesen. Seit drei Tagen hatte er dieses Amt übernommen. Miß Gertie hatte seine Arbeit im Saal vermindert, damit die Sorge um meine Seele mit der um meinen Körper gleichen Schritt hielt. Die würdige Krankenwärterin, die mit ziemlich starker Taubheit belastet war, wohnte gewöhnlich unseren frommen Übungen bei. Jetzt strickte das fromme Mägdlein gerade und unterbrach ihre Arbeit nur, um sich die Brille zurechtzurücken und uns einen zufriedenen Blick zuzuwerfen.

„...und die Midianiter und Amalekiter und alle aus dem Morgenland hatten sich niedergelegt im Grunde wie eine Menge Heuschrecken...“

„Nichts Neues?“ fragte ich leise.

„...und ihre Kamele waren nicht zu zählen vor der Menge wie der Sand am Ufer des Meeres...“, fuhr Herr Ralph unerschütterlich fort.

Ohne daß es aussah, als ob er seine Lektüre unterbrach, sagte er im selben Ton:

„Ja, es gibt etwas Neues.“

„Was?“

„...da nun Gideon kam, siehe, da erzählte einer einem anderen einen Traum und sprach... Sie verlassen morgen früh, Donnerstag den 11. Mai, das Krankenhaus. Ich habe es vorausgesehen... Siehe, mir hat geträumt; mich deuchte, ein geröstet Gerstenbrot wälzte sich zum Heer der Midianiter...“

„Und... sie?“

„Das ist nicht anders denn das Schwert Gideons, des Sohnes des Joas, des Israeliten... Sie? Das Kriegsgericht hat sein Urteil noch nicht über sie gefällt... Es wird morgen oder Sonnabend sein.“

„Ich will Dublin nicht verlassen, bevor ich nicht weiß...“

„Sie sagen: ich will nicht. Man wird Sie gar nicht um Ihre Ansicht fragen. Es ist bestimmt, daß Sie mor-

gen abend Dublin verlassen... *Wenn ich die Posaune blase und alle, die mit mir sind, so sollt ihr auch die Posaunen blasen ums ganze Heer und sprechen: Hie und Gideon!*... Die Verbindungen zu Wasser sind zwischen Dublin und England noch nicht aufgenommen. Sie müssen morgen abend den Zug nach Belfast nehmen. Es ist überflüssig, den Kopf zu schütteln, das könnte höchstens die Aufmerksamkeit von Miß Gertie erregen, die taub, aber nicht ganz blödsinnig ist... *Da schaffte der Herr, daß im ganzen Heer eines jeglichen Schwert wider den anderen war. Und der Herr floh bis Beth-Sitta gen Zerede bis an die Grenze von Abel-Mehola bei Tabbata*... Diese Geschichte ist wirklich sehr interessant.“

„Ach,“ sagte ich, „kann ich denn gar nichts für sie tun?“

„Lesen Sie die Zeitungen“, sagte trocken Herr Ralph, „und denken Sie, daß ich da bin... *Und fingen zwein Fürsten der Midianiter Oreb und Seeb; und erwürgeten Oreb auf dem Fels Oreb und Seeb in der Kelter Seeb; und jagten die Midianiter*... aber vielleicht könnten Sie etwas für mich tun, Ihren ergebenen Diener.“

„Für Sie?“

„Für mich. Ich wiederhole, daß Sie morgen abend Dublin verlassen. Sie kommen gegen Mitternacht in Belfast an. Ihr Schiff nach Liverpool fährt aber erst Sonntag den 14. Mai. So haben Sie also den ganzen Sonnabend zu Ihrer Verfügung. Nun kann ich Ihnen mein Wort geben, daß Belfast keine Stadt ist, in der man vor Vergnügen umkommt. Wenn Sie ein Stündchen um das Thompson Memorial Fountain herumgegangen sind...“

„Nun?“

„*Ist nicht die Nachlese Ephraims besser, denn die ganze Weinernte Abiesers*... Ich bitte Sie, den Zug in Midland Station zu nehmen, Herr Professor. In zwei Stun-

den sind Sie in Colemine und in Portrush. Von da kommen Sie mit einer elektrischen Bahn nach Schloß Dunmore. Sie wissen wahrscheinlich, Herr Professor, daß Ihre Erlauchten Dunmore bewohnten, bevor sie nach Kendale übersiedelten.“

„Ich weiß, Ralph.“

„... *Wohlan, wenn der Herr Sebah und Zalmuna in meine Hand gibt, will ich euer Fleisch mit Dornen aus der Wüste und mit Hecken zerdreschen*... Wenn Sie vor das Schloßportal gekommen sind, sehen Sie eine eiserne Klingel in einer Mauernische. Sie ziehen zweimal und brauchen sich nicht zu beunruhigen, daß Sie die Glocke nicht anschlagen hören, die ziemlich weit im Inneren des Gebäudes ist. Warten Sie nur, bis man Ihnen öffnet. Eine alte Frau wird kommen. Meine Mutter, Herr Professor.“

„Ich gehe hin, Ralph.“

„Danke, Herr Professor. Meine Mutter hat Dunmore nie verlassen und wird augenblicklich die einzige Hüterin des Schlosses sein. Ich habe große Angst, daß es in den letzten Tagen Geschichten mit der Polizei gegeben hat. Sicher hat man Haussuchung gehalten, vielleicht irgend etwas beschädigt... *Und Gideon zog hinauf auf der Straße derer, so in Hütten wohnen, gegen Morgen von Nobah und Jogbeha*... Aber ich kann schließlich nicht glauben, daß sie meine Mutter belästigt haben, sie ist zweiundsiebzig Jahre alt, Herr Professor.“

„Was soll ich ihr sagen, Ralph?“

„Was geschehen ist, daß ich lebe, und daß, sobald es irgend geht, ich zu ihr eilen werde. Setzen Sie ihr auseinander, daß es augenblicklich unmöglich ist, und meine Aufgabe außerdem hier noch nicht beendet ist. Versuchen Sie, die arme alte Frau zu beruhigen. Ich danke Ihnen im voraus... *wiederkam vom Streit, ehe die Sonne heraufgekommen war. Fing er einen Knaben aus den*

Leuten zu Sukkoth... Sie sind um elf Uhr in Dunmore. Der Zug nach Belfast fährt erst wieder um sechs Uhr. Meine Mutter wird Ihnen Mittagbrot geben. Vielleicht möchten Sie sich gern das Schloß ansehen und den Kirchhof, wo Ihre Erlauchten ruhen, und von wo man bei ruhigem oder stürmischem Wetter eine sehr schöne Aussicht auf das Meer hat... *Jether zog sein Schwert nicht, also stand Gideon auf und erwürgte Sebah und Zalmuna; und nahm die Spangen, die an ihrer Kamele Hälse waren.*"

Die Krankenpflegerin war aufgestanden, hatte sich über Herrn Ralphs Schulter gelehnt und las jetzt auch mit.

„Da sind Sie erst?“ fragte sie.

„Jawohl, Miß Gertie, das ist, weil Herr Professor Gérard mich zuweilen durch eine auf die Heilige Schrift bezügliche Erläuterung unterbricht.“

*

In der einen Hand die Bibel, in der anderen mein geringes Handgepäck, verließ ich am nächsten Morgen gegen zehn Uhr das Krankenhaus. Miß Gerties Segenswünsche begleiteten mich, aber es war mir nicht mehr gelungen, Herrn Ralph noch einmal zu sehen.

Mittags hatte ich alles mit der englischen Behörde geordnet. Mir war mein Paß nach Belfast mit einigen wenig wohlwollenden Worten übergeben worden. Dort mußte er wieder visiert werden, weil der Belagerungszustand noch nicht beendet war.

Schnell aß ich in einer elenden Kneipe, die gerade wieder eröffnet worden war, mein Mittagbrot. Ich war ganz allein dort. Ein verängstigtes junges Mädchen bediente mich.

Durch zusammengestürzte Straßen, die ich nicht wiedererkannte, versuchte ich, an die Stellen zu gelangen, wo ich mit Antiope einige Stunden verweilt hatte, ich

konnte sie jedoch nicht auffinden. Nur Schutthaufen waren zu sehen, die von Schildwachen mit aufgefanztem Bajonett bewacht wurden, und die schon von ferne winkten, nicht näher zu kommen.

Ich wandte also den Vierteln den Rücken, wo der Kampf sich am fürchterlichsten abgespielt hatte, und ging nach der North King Street.

„Frau Hughes!“

„Sie sind es, Herr Professor!“

Ich war hingegangen, um etwas von den armen Leuten zu hören, die ihr Bestes für uns getan hatten. Beim Anblick der ganz in Schwarz gekleideten Frau Hughes konnte ich kein Wort hervorbringen.

„Bitte setzen Sie sich, Herr Professor. Es freut mich, daß ich Sie nach all den schrecklichen Ereignissen so gesund wiedersehe.“

Sie war in den zwölf Tagen eine ganz alte Frau geworden mit kläglichen zitternden Händen und gebrochener Stimme.

Schließlich entrang sich mir ein Wort:

„Denis?“

Frau Hughes machte eine Geste.

„Dem Himmel sei Dank, daß sie ihn nicht gefaßt haben. Er muß sich irgendwo auf den Landstraßen im Innern des Landes aufhalten. Es kann wohl keine Rede mehr davon für ihn sein, zu seinem Regiment nach Flandern zurückzugehen. Ich mache mir keine zu großen Sorgen um ihn, denn nach dem, was vorgegangen ist, ist ganz Irland mit ihnen. Wo er auch ist, wird man ihn verstecken und sich um ihn kümmern. In einer Woche hat er schon Gelegenheit gefunden, mir zweimal Nachricht zu geben. Ich denke nicht an ihn, Herr Professor, aber an die Toten.“

„An die Toten, Frau Hughes?“

„Ja, an meinen Mann, den sie getötet haben.“

„Herr Hughes ist getötet worden?“

„Ja, Herr Professor, Sie haben ihn gesehen! Einen solchen Mann, der sein ganzes Leben niemand etwas zuleide getan hat... Herrn Walsh haben sie auch getötet.“

Ohne Tränen, die blutlosen Hände auf der ganz neuen schwarzen Schürze, stand sie da.

„Am Sonnabend, kurze Zeit, nachdem Ihre Freunde fortgegangen waren.“

Sie sagte es tonlos, fast ohne Erregung, so wie die Leute, die vom vielen Weinen müde sind.

„Die Soldaten sind durch die Vordertüre und die Hausflurtür eingetreten. Sie stürzten sich auf uns und schrien: Hände hoch! Sie liefen durch das ganze Haus, durchwühlten den Laden, die Küche, die Zimmer oben. Wir haben gesagt, daß wir nichts mit den Sinnfeinern zu tun hätten. Die Soldaten durchsuchten die Männer. Mein Mann hatte einige Schmucksachen bei sich, die ich ihm der Sicherheit wegen anvertraut hatte. Die Soldaten steckten sie in ihre Taschen, und ich habe sie nicht mehr zurückbekommen. Dann haben sie uns Frauen und Kindern befohlen, in das Erdgeschoß zu gehen, und meinen Mann führten sie nach oben. Herr Walsh wurde in das Zimmer im ersten Stock gebracht, aus dem wir herausgingen. Einige Zeit nachher hörte ich oben die Stimme von jemand, der sagte: Warum tun Sie das? Wir haben Ihnen nichts getan. Dann hörten wir ein dumpfes Geräusch, vor dem wir erzitterten, es war, als ob die Soldaten ein großes Möbelstück, etwa einen Schrank, gehoben oder umgeworfen hätten. Ich bin nicht auf den Gedanken gekommen, daß es einer der beiden Männer sein könnte, der umgefallen war. Die ganze Nacht hörten wir über uns Soldaten kommen und gehen. Ein verwundeter Soldat wurde in den Hausflur getragen,

ich habe bei ihm gewacht und alles, was ich konnte, für ihn getan.“

„Und dann, Frau Hughes?“

„Im Laufe des Tages brachte ich dem alten blinden Mann — Sie erinnern sich doch noch an ihn — eine Tasse Tee. Als ich die Treppe hinaufging, rief mir ein Soldat zu: Sie dürfen dort nicht hinaufgehen. Ich begann unruhig und nervös zu werden. Als ich an der Tür des Salons des Vorderhauses vorbeiging, blieb ich stehen und sah durch das Schlüsselloch. Da erblickte ich etwas Fürchterliches: ein toter Mann lag neben dem Kamin. Ich fragte den Soldaten: Wer ist das? Er antwortete: Ein Aufständischer aus irgendeinem Hause. Ich war meiner Sache noch nicht ganz sicher. An allen Gliedern zitternd kam ich herunter und fragte Frau Walsh, was ihr Mann für Strümpfe an hätte, denn ich hatte die Beine des Mannes, der da oben lag, deutlich sehen können. Sie sah, wie entsetzt ich war und begann sich auch aufzuregen. Aber ich konnte sie für ein Weilchen wieder beruhigen. Da fing ich an die Wahrheit zu ahnen und fragte die Soldaten einige Male: Wo ist mein Mann? Sie antworteten: Er ist als Gefangener nach der Kaserne gebracht worden. Ich bestand darauf, Näheres zu erfahren, und die Soldaten sagten mir, ich sollte mich an einen Offizier wenden. Schließlich kam um zehn Uhr abends ein Offizier. Nachdem ich lange hatte warten müssen, erlaubte er mir, nach oben zu gehen und nachzusehen. Vorher verlangte er eine Schüssel Wasser und ein Handtuch und ging zuerst hinauf. Sicher wollte er erst von den Leichen das Blut abwaschen, denn wir fanden sie später mit nassen Sachen. Als der Offizier damit fertig war, kam er herunter, und mit einer Kerze in der Hand begleitete er mich bis zu dem Zimmer nach oben, wo ich die Leiche meines Mannes fand.“

„Schreiben Sie das auf, Frau Hughes, ohne irgend

etwas hinzuzufügen. Vielleicht ist so der Tod des armen Herrn Hughes für sein Land noch nicht vollständig unnütz gewesen¹⁾.“

In dem unheimlichen Bahnhof Amiens Street, wo es von zweifelhaften Truppen wimmelte, hatte ich einen Schwächeanfall. Plötzlich beschloß ich, koste es, was es wolle, in dieser Stadt, wo Antiopes Schicksal sich entscheiden sollte, zu bleiben. Schon begann man, die Wagentüren des Zuges eine nach der anderen zu schließen. Ich lag auf einer Bank des Bahnsteiges vor Fieber zitternd. Zwei Gestalten tauchten vor mir auf. Nach einigen kurzen Worten forderte man mich auf, in einem Abteil Platz zu nehmen, die Männer führten mich, vielmehr schleppten sie mich dorthin. Der eine stieg mit mir ein. Nach solchen Stunden hat man vor nichts mehr Angst.

*

Mit klopfendem Herzen zog ich die alte rostige Klingel, von der mir Herr Ralph erzählt hatte. Zwei unendlich lange Minuten verflossen. Die gewaltige Tür öffnete sich schwer.

„Frau Macgregor, nicht wahr?“

Ein kleines, altes Mütterchen stand vor mir. Ihre Augen sahen mich angsterfüllt und fragend an. Es waren blaßblaue Augen, fast so blaß, wie der schwer herabhängende Himmel, an dem weiße Wolken majestätisch dahinzogen.

„Ich komme von Ihrem Sohn Ralph. Er lebt, und er ist frei.“

Sie faltete die Hände, die in den Halbhandschuhen fast verschwanden, auf der Brust.

¹⁾ Frau Hughes hat meinen Rat befolgt. Ihre Aussage vor der Untersuchungskommission ist wörtlich in meiner Erzählung wiedergegeben. (Das Blutbad von Dublin. Von der Gesellschaft internationaler Urkunden aus dem Englischen übersetzt. Paris. Zeugenaussage von Frau Hughes, Witwe von Michael Hughes, 172 North King Street.)

„Von Ralph? Ach, treten Sie ein, mein Herr.“

Mit einem dumpfen Geräusch schloß sich die Tür wieder hinter uns.

„Kommen Sie, mein Herr, kommen Sie!“

Wir gingen über einen Hof, den riesenhohe, graue Mauern umschlossen. Neben einer groß angelegten, aber alten Freitreppe, wo zwischen abgenutzten, gelockerten Steinen Gras sprießte, lag eine Hundehütte, in der eine Dogge an der Kette schlief. Sie mußte auch schon sehr alt sein. Als ich ganz nahe an ihr vorbeiging, schien sie mich gar nicht zu hören.

Schloß Kendale war puppenhaft im Vergleich zu diesem gewaltigen Dunmore.

In einem gewölbten Raum, an dessen Wänden die alte ursprüngliche Malerei fast erloschen war, setzte ich mich vor ein helles Kaminfeuer, das zwischen leuchtenden eisernen Feuerböcken flammte.

„Setzen Sie sich, Frau Macgregor, bitte.“

Aber darauf ging sie nicht ein. Die bescheidene, schwarz bekleidete Frau blieb stehen. Man konnte nicht verstehen, wie der Riese Ralph das Leben von diesem kleinen Wesen empfangen hatte.

Mit Ausrufen, die sie sich zu unterdrücken bemühte, hörte sie mir zu. Ich gab mir Mühe, nichts zu vergessen, weil ich fühlte, daß die ängstliche Frau nicht wagen würde, mich etwas zu fragen.

Als ich ihr vom Tode des Grafen Antrim und der Gefangenschaft der Gräfin Kendale erzählte, schien sie noch mehr zusammenzuschrumpfen. Sie weinte nicht. Sie nahm ihre rechte Hand von der Brust weg, um heimlich ein Kreuz zu schlagen.

„Und was gibt's hier?“ fragte ich, um das Schweigen zu brechen, das meinem Bericht gefolgt war.

„Aus Belfast kamen Herren mit Soldaten und der Polizei. Sie sind einen ganzen Tag hiergeblieben und haben

das Schloß durchsucht. Sie sind abgereist und haben einen großen Koffer voller Papiere mitgenommen. Es ist nichts beschädigt worden.“

„Sind Sie allein hier, Frau Macgregor?“

„Jawohl!“

Nachdem ich einen Augenblick geschwiegen hatte, fuhr ich fort:

„Ralph sagte mir, daß Sie die Freundlichkeit haben würden, mir das Schloß zu zeigen. Ich habe die Gräfin Antiope gekannt, als sie noch ein ganz kleines Mädchen war. Sie erzählte mir oft von Dunmore. Ich würde mich sehr freuen...“

„Aber gern, alles, was Sie wollen.“

Sie faßte nach einem großen Schlüsselbund, das an ihrem Gürtel hing.

„Ralph sagte mir auch,“ meinte ich lächelnd, „daß es nicht unbescheiden sein würde zu bitten, an Ihrem Mittagessen teilnehmen zu dürfen.“

Sie faltete die Hände.

„Ach, entschuldigen Sie bitte, mein Herr. Sehen Sie, ich bin eine arme alte Frau, deren Gedankenschwäche durch die letzten Ereignisse noch größer geworden ist. Sie müssen mir alles sagen.“

Es war das einzige Aufleuchten in ihren Augen, das ich während des ganzen Tages sah.

„Ralph“, sagte sie, „denkt an alles. Er hat immer an alles gedacht.“

Sie hielt mir jetzt ihr Schlüsselbund entgegen. Als ich es aus Diskretion zurückweisen wollte, sagte sie mit einer rührenden Naivität:

„Ach, die Herren aus Belfast haben sie mir genommen. Ich denke, ein Freund meines Sohnes hat hier ebensoviel Rechte, wie die englische Polizei.“

Eine Stunde ging ich im Schlosse umher. Meine Schritte hallten auf den Treppen und den vereinsamten

Korridoren wider. Als ich in die zweite Etage kam, öffnete ich ein Fenster und lehnte mich hinaus. So weit das Auge reichte, dehnte sich das Meer aus. Es war ein Meer des Frühlings, zartlila gefärbt, und dunklere Schattierungen ließen die verschiedenen Strömungen erkennen.

Ich schloß das Fenster wieder. Unendlich bewegt, begann ich die Türen zu öffnen. Es waren immer die gleichen Räume, das Innere wie ein umgekehrtes Kirchenschiff, feierlich wie eine Kapelle, deren Strenge mit Eichenholzbekleidung betont wurde. An den Wänden hingen Porträts, die lange Reihe der Edelleute, die durch Jahrhunderte den tragischen Kampf gegen den Engländer geführt hatten. Spiegel, in denen ich mich von sehr fern erblickte, vermehrten noch die phantastischen Dimensionen dieser Säle. Diese Wohnung, die erst vor zwei Jahren verlassen worden war, machte den Eindruck, als wäre sie seit Jahrhunderten unbewohnt.

Plötzlich erbehte ich, als ich eine Tür geöffnet hatte. Es gab keinen Zweifel, ich war in Antiopes Schlafzimmer eingetreten.

Ich ging direkt auf eine kleine Konsole aus Rosenholz zu. In veralteten Rahmen standen einige Photographien. Es waren Kinderbilder von Antiope. Auf einer der Photographien war sie in ihrem kurzen Röckchen, ihrer Bluse mit dem Matrosenkragen. Ich nahm das Bild aus dem Rahmen, und ich las auf der Rückseite den Namen des Photographen und seine Adresse: Grande Rue, Aix-les-Bains, und das Datum 1894.

Ich schob das dünne Bild in meine Briefftasche und verließ leise, auf den Zehenspitzen, das Zimmer.

Leichte Schritte waren auf der Treppe hörbar. Es war das Mütterchen, es konnte keine andere sein. Aber was für Unbehagen ergriff mich! Es wich erst, als ich sie auf dem Treppenabsatz sah, und sie auf mich zuge-trippelt kam.

„Ihr Mittagessen ist fertig“, sagte sie.

Trotzdem ich mich dagegen wehrte, mußte ich allein in dem gewaltigen Eßzimmer Platz nehmen, wo sie für mich gedeckt hatte. Eine mit hellem Wein gefüllte Karaffe aus Kristall und Silber warf ihren rosigen und bunten Schatten auf das Tischtuch. Ich aß sehr schnell und bemühte mich, jedes Klappern der Gegenstände, mit denen ich mich bediente, zu vermeiden.

„Jetzt“, sagte das Mütterchen, „wollen Sie mir bitte folgen.“

Ich gehorchte. Wir gingen beide in den Ehrenhof. Sie öffnete die Eingangstür und trat zur Seite, um mich vorbeigehen zu lassen. Ich bemerkte, daß sie einen Blumenstrauß in der Hand hatte.

„Sie sind doch nicht böse, daß ich Sie hierher führe“, sagte sie.

Wir gingen den felsigen Weg, der sich um den Fuß des Schlosses Dunmore schlängelte. Mitten auf der anderen Seite dieses Weges erhob sich eine sechs Fuß hohe Mauer. In der Mitte war eine eiserne Pforte mit einem Kreuz oben.

Ralphs Mutter stieß die Pforte auf, die sich knarrend öffnete. Auf das Knarren antwortete ein Chor heiserer Schreie. Möwen flogen wirbelnd um uns herum.

Wir waren in einer in den Gipfel des Felsens gehauenen Umfriedung. Von drei Seiten breitete sich die blaue und weiße Unendlichkeit des Himmels und des Meeres aus, hinter uns ragte die strenge, majestätische Silhouette des Schlosses empor.

In dieser Umfriedung lagen wie ein gewaltiges Dominospiel zwei Reihen von zwanzig steinernen Platten.

„Die Gräber Ihrer Erlauchten“, sagte das Mütterchen.

Der Gang zwischen den schweren grauen Rechtecken bildete eine Allee, in die wir jetzt hineintraten. Auf allen diesen Steinen waren Inschriften eingraviert. Die ersten

waren schon so verwischt, daß sie kaum zu entziffern waren. Je weiter wir vorgingen, desto jüngeren Datums waren die Inschriften und wurden immer leserlicher.

Das Mütterchen ging zu dem letzten, auf dem ein Strauß verwelkter Blumen lag. Sie nahm sie fort und legte die frischen hin, die sie mitgebracht hatte. Dann kniete sie nieder und betete einige Minuten.

Die Möwen flogen nicht mehr so ängstlich um uns herum, einige hatten sich beruhigt niedergelassen.

Ich stand hinter der knienden Mutter Ralphs, und meine Blicke schweiften zwischen Himmel und Ozean. Dann fielen sie auf den Grabstein vor uns. Er war in zwei gleiche Hälften durch einen schwarzen Strich geteilt. Auf der linken Seite las ich:

Henry Baxter, Graf von Kendale, 22. November 1876 bis 6. Juni 1914. Rechts von dem schwarzen Strich stand nichts.

Das Mütterchen erhob sich bald wieder.

„Bis zur Abfahrt Ihres Zuges haben Sie noch zwei Stunden Zeit“, sagte sie. „Anstatt ins Schloß zurückzugehen, wo es weiter nicht viel zu sehen gibt, wäre es vielleicht besser, Sie gingen auf dem kleinen Fußpfad zum Meer hinunter. Sowie Ihre Erlaucht die Gräfin Antiope laufen konnte, hat sie täglich diesen Spaziergang gemacht. Und ich glaube, wenn mein Sohn hier wäre, würde er nicht verfehlen, dem Herrn auch zu raten, die Zeit, die ihm noch bleibt, zu benutzen, um den *Riesendamm* zu sehen.“

Sie fügte noch hinzu:

„Ich bitte um Entschuldigung, daß ich den Herrn nicht selbst hinführe, aber ich darf nicht so lange vom Schloß abwesend sein. Übrigens kann sich der Herr nicht irren. Der Pfad hier führt direkt auf den Damm. Es sind nur zehn Minuten zu gehen.“

„Und der Riesendamm wird Zeuge sein von Finn Mac Couls Sieg und der Flucht des Eindringlings.“

Der Riese Finn Mac Coul, der erste Graf im Lande Antrim, dem Lande der Höhlen, sah sich von seinem englischen Rivalen, dem Riesen Ballendoner, zum Einzelkampfe herausgefordert. Finn Mac Coul fürchtet Ballendoner nicht, und nicht allein, daß er ihn nicht fürchtet, er hat Ballendoner sogar gestattet, zu ihm zu kommen und hat die Herablassung und die Höflichkeit so weit getrieben, Schottland mit Irland durch einen von ihm gebauten Damm zu verbinden. So konnte Ballendoner kommen, ohne sich die Füße naß zu machen. Ballendoner ist gekommen, und Finn Mac Coul hat ihn besiegt. Man hatte gehofft, daß Ballendoner ihm seine Niederlage nicht nachtragen würde. Aber dem ist nicht so gewesen. Eine Ära der Kriege hat zwischen der Nachkommenschaft der beiden Männer begonnen, und was für Kriege! Jahrhundertlang haben sie sich bekämpft, und hätte man glauben können, daß die Nachkommen Finn Mac Couls vernichtet sein würden? Ist das Blut der Ostermartyrer umsonst vergossen worden? Ballendoner verkündet seinen Sieg. Aber gleichzeitig streckt er ihm die Friedenspalme entgegen, und durch diese Geste gesteht der saubere Heilige ein, daß er es ist, der besiegt ist, und vollständig besiegt. Werdet ihr Söhne Finn Mac Couls dadurch, daß ihr diese Friedenspalme annehmt, noch selbst dazu beitragen, daß Ballendoner in dem Lande, an das er sich mit verzweifelter Energie anklammerte, sich festsetzt?

Seht, Irländer, ein neuer Kampf beginnt damit für euch, und für diesen Kampf reicht euer bisher bewiesener Mut und euer vergeudetes Blut nicht mehr aus, um euch diesmal den Sieg zu verschaffen. Euch, die man furchtlos und lächelnd vor dem Galgen und den Granaten sah. Traut nicht, traut nicht dem hinterlistigen

Unterhändler, der euch heute die Hand bietet, mit der er euch noch gestern zu ermorden suchte. Nicht des Feindes Kraft hat euch besiegt. Darum mußten heuchlerische Verordnungen und unwahre Ausgleichspläne erhalten. Irländer, erinnert euch der so verschachtelten Verträge, in denen „die Bedingungen immer von der Macht diktiert wurden, die Vorbehalte durch Bestechung erwirkt, und deren Unterschriften die Feigheit zuließ“.

Die loyalste Waffe eures Feindes sind noch seine Kugeln. Ja, tausendmal eher Strongbow, als Nicolas Breakspere, Cromwell als Kriegsknecht wie Cromwell als Apostel, Cornwallis als Castlereagh. Diejenigen, die mit den zweiten verhandeln, müssen mit niederträglicheren Fallen rechnen, als diejenigen, die gegen die ersteren kämpfen. Nach solchen Verhandlungen waren sie immer die Geprellten und sehr oft die Entehrten.

Ja, der Riesendamm wird Zeuge des Zusammenbruchs des Eindringlings sein, aber unter der Bedingung, daß diese Basaltblöcke, die einst das Kommen des Kriegers Ballendoner erleichtert haben, auf immer in den Fluten verschwinden, anstatt dem falschen Friedensapostel Ballendoner als Steg zu dienen. Dem Schnapsmarschall folgt der honigsüße Unterhändler. Seht ihn an, erkennt ihn mit seinen würdigen weißen Haaren, seinem rosigen Gesicht des guten Familienvaters, seinem Sonnenschirm von grauem Alpaka, seinem ehrenwerten Quäkergehrock. Was ist in den Wagschalen, die von seiner fetten Hand begaunert werden? Oh! Fast nichts: sieben Jahrhunderte der Qual und der Missetat. Ach! Das Blut von Pearse, das Blut von Mac Bridge, das Blut von Clarke, das Blut von Mac Donagh. Ihr werdet sehen, meine braven Lämmer, wie man es euch gut bezahlen wird... Schwamm drüber! Zwischen zwei Tassen Tee, zwei Bibelsprüchen, zwei Partien Golf eine kleine verzuckerte Pille. Unterzeichnet, meine Freunde, unterzeichnet! Wie,

sollte das Vertrauen aus dieser Welt entschwunden sein?... So, da wäre es abgemacht. Und plötzlich steht der brave Kerl auf, wie einen falschen Bart wirft er seine betrügerische Schmeichelei von sich:

Das Haus gehört mir.
Ihr habt jetzt hier hinauszugehen.“

Als ich den Fußpfad wieder hinaufstieg, ließ die Dämmerung auf die majestätischen Basaltorgelpfeifen ihren gleichmäßigen lila Schleier herabfallen. Das donnernde Wasser der Flut stieg bis zu den Schäften der Riesensäulen hinauf und bedeckte die, welche losgelöst auf der Erde lagen. Fern bis ins Unendliche breitete sich das graue Meer aus, das Meer, durch dessen Nebel Cäsars Soldaten in der Angst und dem Stolz, bis an die Grenzen der Welt gelangt zu sein, Thule zu sehen glaubten.

Wie eine auf und ab gehende Schildwache fuhr ein Torpedoboot auf dem dunklen Wasser hin und her. Je mehr die Dämmerung alles auslöschte, desto deutlicher sah man den roten Schein in den dunklen Rauchsäulen, die von den Schornsteinen aufstiegen.

In einem Restaurant in Coleraine erwartete ich die Abfahrt des Zuges, der mich nach Belfast zurückbringen sollte. Ich las in der Abendzeitung die Nachrichten vom Tage. James Connolly und Sean Mac Diarmada waren heute morgen erschossen worden. Die Zeitung gab außerdem eine Liste der Rebellen, die von dem Kriegsgericht zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt worden waren.

Auf dieser Liste standen die Namen von Herrn von Valera, von den Gräfinnen Markievicz und Kendale.

Epilog.

„Sie sind schon da, Herr Gérard? Wir erwarteten Sie erst morgen.“

So empfing mich der junge Laboulbène auf der Schwelle des Pressehauses.

Er hatte recht: wie die Urlauber, die kein sehr reines Gewissen haben, war ich schon einen Tag früher gekommen.

„Was gibt es hier Neues?“ fragte ich etwas bedrückt.

„Ach! Nichts. Es geht immer im alten Schlendrian. Aber das hätte ich vergessen, Ihr Koffer ist vor drei Tagen angekommen. Ich war etwas überrascht, weil Sie mich nicht benachrichtigt hatten. Aber Sie können sich wohl denken, daß ich ihn angenommen habe. Ich habe ihn nach der Garage in der Montaignestraße bringen lassen. Sie können ihn von dort abholen, wann es Ihnen paßt, er stört nicht.“

„Ich danke Ihnen. Weiter war nichts?“

„Was denn noch? Ich wüßte nichts anderes.“

Er senkte die Stimme ein wenig.

„Wissen Sie, daß man ernstlich von einem dritten Winterfeldzug spricht?“

In meinem Bureau fand ich drei oder vier Briefe, die mich seit einem Monat dort erwarteten. Ganz unwichtige Dinge.

Ich sah in eine Zeitung. Zerstreut überflog ich einen Artikel: „Wir wollen jetzt schon Vorbereitungen für

nach dem Kriege schaffen.“ Daneben standen Berichte über die Ereignisse in Irland. Ich las eine Überschrift: „Deutsche Offiziere unter den Rebellen.“ Lieber Gott, war alles andere auch so wahr wie das?

Ich nahm ungestüm meinen Hut und ging hinaus.

Gegen zwei Uhr nachmittags war ich in Square Lagarde vor dem Hause von Professor Gérard. Ich stieg die Treppe hinauf und klingelte.

„Ich werde nachsehen, ob Herr Professor da ist“, sagte das Mädchen und nahm meine Karte.

Ach, wenn er nicht zu Hause wäre! Doch nein, es war besser, die Angelegenheit so schnell wie möglich zu erledigen.

Das Mädchen kam schon zurück.

„Wenn Sie bitte eintreten wollen.“

Das Arbeitszimmer des Professors war dunkel. Ich glaube, wenn es ganz hell gewesen wäre, hätte ich nicht zu sprechen gewagt.

Meine Erzählung dauerte etwa zehn Minuten. Zweifellos hatte ich unbewußt schon seit einigen Tagen das vorbereitet, was ich im geeigneten Moment sagen mußte, denn ohne zu viel Mühe fand ich die Worte, die ich brauchte. Nur war mein Hals etwas trocken.

Ich endete sogar mit einer gewissen Ungezwungenheit.

„Sie würden diese Geschichte nie erfahren haben, Herr Professor, wenn ich nicht von selbst gekommen wäre, um mich anzuklagen. Aber mein Benehmen wäre dann wirklich unentschuldigbar gewesen. Ich habe Dinge gesehen und gehört, die nicht verloren sein dürfen. Ich habe ein gutes Gedächtnis und habe mir einige Notizen gemacht. Ich stehe vollkommen zu Ihrer Verfügung, wenn...“

Während ich sprach, drehte er seinen Kneifer zwischen dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand. Er hatte mich nicht einmal unterbrochen: es war sicher,

daß er mein Benehmen ohne Schonung beurteilte. Aber ich merkte ihm noch mehr Erstaunen als Strenge an.

Ich hielt inne, damit er irgend etwas sagen könne. Aber er schwieg weiter.

Ich fing an, meine Sicherheit zu verlieren.

„Die Gründe“, sagte ich, „die mich zu einem solchen Abenteuer getrieben haben, sind...“

Er machte eine Handbewegung.

„Überflüssig“, meinte er. „Vielleicht kenne ich diese Gründe.“

Während er das sagte, zog er eine Schublade auf und wühlte in Papieren.

„Hier sind zwei Briefe an Ihre Adresse.“

„Briefe an meine Adresse?“

„Nun ja“, meinte er mit einer Spur Ironie in den Blicken. „Es ist wohl ganz natürlich, daß ein Teil Ihrer Korrespondenz nach dem Collège de France geschickt wurde. Ich bitte um Entschuldigung, daß ich diese beiden Briefe geöffnet habe. Aber nicht wahr, ich konnte nicht ahnen...“

Er hatte sich von seinem Sessel erhoben.

„Ich bitte um Entschuldigung, aber ich muß jetzt fortgehen.“

Ich war ebenfalls aufgestanden. Er begleitete mich bis zur Korridortür.

„Auf Wiedersehen, Herr Gérard. Ich bin um diese Zeit täglich zu Hause. Lassen Sie mich nicht zu lange auf einen zweiten Besuch warten. Wahrscheinlich werde ich auf die Informationen, die Sie so freundlich waren, an meiner Stelle zu sammeln, zählen müssen.“

Es war vier Uhr. Eine Schar sich balgender Kinder kam aus der Schule. Langsam ging ich die Claude-Bernard-Straße herauf und bog in die Gay-Lussac-Straße ein. Ich hatte meine beiden Briefe in der Hand und

suchte nach einem Plätzchen, wo ich mich niederlassen konnte, um sie zu lesen.

Es war ein wundervoller Maitag, lau und blau, Sommer lag schon in der Luft.

An der Ecke der Soufflotstraße und des Boulevard Saint-Michel setzte ich mich auf die Terrasse des Pantheonrestaurants. Ich öffnete den ersten Brief.

Es war eine elegante Korrespondenzkarte aus dickem Papier, auf der in die linke Ecke eine kleine goldene Krone eingraviert war. Ich las die paar Sätze, die wohl eine gewisse Verwirrung in dem Kopfe Professor Gérards hervorgerufen haben mußten:

Chelsea, 14. Mai 1916.

Mit aufrichtiger Freude, lieber Freund, habe ich erfahren, daß Sie gesund und munter von dem Abstecher, an dem Sie etwas unbesonnen teilgenommen haben, zurückgekommen sind. Vielleicht haben Sie sich mir gegenüber nicht ganz korrekt benommen, aber es ist egal, es wird mir ein Vergnügen sein, Sie wiederzusehen. In vierzehn Tagen komme ich nach Paris, um mir die Sommermoden anzusehen. Erweisen Sie mir doch den Freundschaftsdienst und essen Sie kameradschaftlich Mittag bei Ritz mit Ihrer

Flora Arbukle.

P. S. Reginald, der sich Ihrer gern erinnert, beauftragt mich, Ihnen zu sagen, daß es ihm Freude machen würde, eine Karte zu einem Ihrer Vorträge im Collège de France zu haben.

Ich steckte diesen Brief in die Tasche. Zitternd öffnete ich den anderen: ich hatte Antiopes Handschrift erkannt.

Es war ein armseliger gewöhnlicher liniierter Bogen Papier. Wo in der linken Ecke das elegante Kärtchen von Lady Flora eine kleine goldene Krone geprägt war, trug

dieser Brief eine Nummer, zweifellos eine Nummer der Gefangenen.

Gefängnis zu Portland, 15. Mai 1916.

Ich habe erfahren, daß Sie sich jetzt in Sicherheit befinden und gerettet sind. Eine mir befreundete Person hat es übernommen, diesen Brief an Sie zu besorgen, ich hoffe, daß er in Ihre Hände gelangen wird.

Sie wissen vielleicht, daß ich vom Kriegsgericht zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt worden bin. Ich beklage mich nicht, ich habe Mut. Aber um ihn voll und ganz zu haben, muß ich mich Ihnen gegenüber von einer Schuld befreien, die ich freiwillig auf mich genommen habe.

Erinnern Sie sich noch: vor drei Wochen, als wir von dem Spaziergang zurückkamen, den wir zusammen am Strand machten, habe ich Sie angefleht, mir niemals zu zürnen, was Sie auch eines Tages über mich erfahren würden. Ich will Ihnen nun selbst beichten.

Sie sind getäuscht worden. Ich bin nicht das kleine Mädchen, das Sie einst in Frankreich kannten. Ich bin nicht die Gräfin Kendale. Gräfin Antiope ist am 6. Juni 1914 bei demselben Unfall gestorben, der ihrem Gatten das Leben gekostet hat, und bei dem ich beinahe auch umgekommen wäre. Gräfin Antiope ruht auf dem Kirchhof von Dunmore, und neulich haben Sie, ohne es zu ahnen, an ihrem Grab gebetet, wie ich erfahren habe.

Ich bin nur ein armes Mädchen, das nach dem Unfall die Stelle ihrer Herrin einnehmen mußte. Wir haben Dunmore verlassen, wo man uns kannte. Wir mußten an die Erfüllung der Prophezeiung des Donegal denken. Vielleicht werden Ihnen jetzt so manche Dinge klar, die Ihnen dunkel schienen.

Ich bin gehorsam gewesen. Bis zu Ihrer Ankunft in Kendale habe ich es ohne Schwierigkeiten getan. Von

jenem Augenblick an glaubte ich wahnsinnig zu werden. Wenn ich Ihnen diesen Brief schreibe, ist es doch, um Ihnen die Wahrheit zu sagen: Ich glaubte, daß ich Sie liebte. Aber gleichzeitig fühlte ich, daß Sie nur die Gräfin Kendale lieben würden. Es war die Erinnerung an sie, die Sie in mir wiederzufinden suchten. Ich habe sehr gelitten.

Alles ist zu Ende. Ich komme hier nicht mehr heraus, und geschieht es eines Tages doch, so ist es, um die Frau Ralph Macgregors zu werden, mit dem ich mich 1914 verlobt hatte, als die Katastrophe von Dunmore sich ereignete. Sie wissen, daß er gut und brav ist. Er liebt mich, und ich glaube, daß ich ihn eines Tages auch wieder lieben werde.

Adieu.

Edith Stewart.

Langsam legte ich diesen Brief zusammen. Wie hinter einem Nebel sah ich die Fußgänger vor mir hin und her gehen: Arbeiterinnen, Studenten und Urlauber.

„François Gérard!“

Mechanisch drehte ich den Kopf nach der Seite, von welcher der Ruf gekommen war. Ich erkannte Klothilde, eine junge Frau, mit der ich 1913 ziemlich häufig nachts in Bars herumgebummelt war.

„Kellner, tragen Sie mein Gedeck auf den Tisch des Herrn dort.“

Ungeniert hatte sie neben mir Platz genommen. Sie war schlecht, auffallend und billig angezogen. Auf ihre Weise hatte sie auch gelitten.

„Wie freue ich mich, Sie wiederzufinden. Nicht wahr, bei diesem Krieg kann man nie wissen...“

Sie fuhr fort:

„Man darf sich nicht beklagen, wenn die Soldaten in den Schützengräben liegen. Aber es geht doch allen Leuten schlecht.“

Sie senkte die Stimme und fragte:

„Es scheint, daß die Japaner kommen werden. Haben Sie es auch schon gehört?“

„Klothilde, man erzählt so viel.“

„Surville ist gefallen. Wissen Sie es?“

„Nein.“

Ich antwortete kaum. Sie ließ sich nicht abschrecken. Sie erzählte weiter von unseren Kameraden von 1914; von denen, welche die Schlachtfelder verschlungen hatte — von Ribeyre, von Surville, von Mouton-Massé, von Vignerte, während uns gegenüber im Luxemburggarten die Bäume in ihrem grünen und roten Schmuck die sterbende Sonne in ihre Arme aufnahmen.

Im gleichen
Verlag sind erschienen:

PIERRE BENOIT

VERGESSEN

Roman / 8 Bogen stark (Sammlung „K.-E.-Bücher“, Band 9)
Hübsch gebunden 1.— Goldmark

KÖNIGSMARK

Roman / Berechtigte Übersetzung von Victor Auburtin
15 Bogen stark / Broschiert 3.— Goldmark;
in Halbleinen gebunden 4.— Goldmark

Benoit gehört zu den klügsten Schriftstellern des heutigen Frankreich. Er ist mit all dem subtilen geistigen Rüstzeug versehen, das diese Literatur so überlegen und so international macht, ohne daß sie ihr eigenes Gesicht aufgibt. Dabei versteht er krasse Spannung und feine Psychologie zu vereinen und formt die wilde, gespenstische Liebesgeschichte, die der französische Lehrer Vignerte am Hofe des Herzogs von Lautenburg erlebt, so vollendet, daß dieser Roman als Kunstwerk entzückt. Wie aus den vergilbten Papieren der Schatten des einst rätselhaft ermordeten Königsmark aufsteigt, und wie voll Liebe, Brand und Mord noch einmal eine wilde Tragödie der Gegenwart sich entfesselt, die in den Weltkrieg selbst einmündet, das ist mit einem Elan erzählt, der in Frankreich das Werk zur Sensation einer Saison gemacht hat. Daneben wird aber der deutsche Leser insbesondere aus der Lektüre lernen, wie ein intellektueller Franzose (kein geistiger Freilich vom Schlage Anatole France, Rollands usw.) sich mit Deutschland auseinandersetzt, und wird hier die letzten, leisesten, ganz selten bei all der Robustheit der Gegensätze auftauchenden Ressentiments entdecken. So ist der Roman nicht nur literarisch, sondern auch völkerpsychologisch von äußerstem Wert.

8 Uhr-Abendblatt,
28. 11. 1924.

In jeder Buchhandlung erhältlich

Kurt Ehrlich, Verlag, Berlin SW 61



